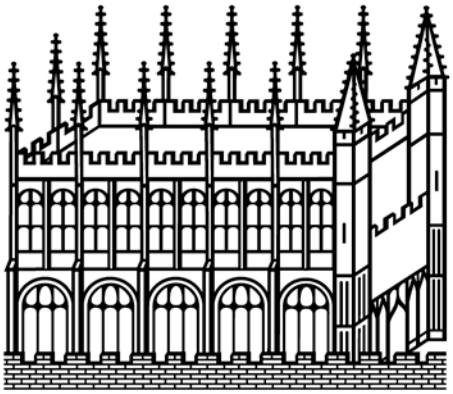


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze. — Die Bände erscheinen in kurzen Zwischenräumen. — Elegante Ausstattung. — Schönes Papier u. grosser Druck. — Reich illustriert. — Druck u. Format aller Bände gleichmässig. — Jeder Band füllt 15 — 20 Bogen. — Solider Leinwand-Einband.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet gebunden nur 1 Mark = 60 Kr. = 1 Fr. 35 Cts.

Das von uns eingeleitete Sammelwerk:

„Das Wissen der Gegenwart"

durch dessen planmäßige Durchführung die Aufgabe gelöst werden soll, dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten, wird hiermit der allgemeinen Teilnahme empfohlen. Für unsere Sammlung ist vorläufig ein Umfang von zwei bis dreihundert Bänden in Aussicht genommen, **von denen jeder einzelne ein Ganzes für sich**, zugleich aber einen Baustein zu einem Gesamtgebäude bilden soll. Bei dem Plane des Unternehmens haben wir jene Zweiteilung, welche als herrschende unverkennbar durch die moderne Wissenschaft hindurchgeht, zum obersten Einteilungsgrunde gemacht. Die **Naturwissenschaften** und die **historischen Wissenschaften**, die gleichsam wie glücklich gelegene Inseln immer mehr fruchtbares Land ansetzen und selbst widerstrebende Disziplinen an sich heranziehen, werden, wie sie im Leben der modernen Wissenschaft selbst die Herrschaft angetreten haben, auch in unserem Werke, welches dieses Leben klar abspiegeln will, die beiden großen Hauptgruppen der systematischen Einteilung bilden. Die rein abstrakten Wissenschaften, welche eine dritte Gruppe bilden könnten, werden wir keineswegs aus unserem Werke ausscheiden, aber nicht sowohl vom dogmatischen als vom historischen Standpunkte aus beleuchten. Und dies aus dem Doppelgrunde, weil in einem Teil dieser Wissenschaften, wie z. B. in der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fachwissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Metaphysik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt, zu bieten ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die **Länder- und Völkerkunde**, die als selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissenschaftlichen und historischen Elemente in sich schließt, in unserem Plane deshalb der großen Gruppe der historischen Wissenschaften angereiht haben, weil der Hauptgesichtspunkt [illegible] der Wissenschaften ausgeht, nämlich die territori[illegible] ist.

Aus diesen Andeutungen, denen ein im Einvernehmen mit hervorragenden Fachgelehrten systematisch angelegter Plan zu Grunde liegt, dürfte sich zur Genüge ergeben, daß wir in der That eine wissenschaftliche Bibliothek anstreben, welche — die Teilnahme des gebildeten Publikums voraussetzt — die im Eingange dieser Ankündigung gekennzeichneten Aufgaben erfüllen, in allen Teilen frommen und nützen, in ihrer Gesamtheit aber einen geistigen Bau von dauerndem Werte bilden wird.

Die außerordentliche Wohlfeilheit dieser Einzelwerke bietet auch dem Minderbemittelten, der so oft vor den hohen Preisen wissenschaftlicher Werke zurückschreckt, die erwünschte Gelegenheit, sich auf einem bestimmten Gebiete gründliche und ausgiebige Belehrung zu sichern. So hoffen wir denn durch unsere Bibliothek ein Bildungsmittel zu schaffen, das in der großen, nie endenden Schule der Erwachsenen eine würdige Stellung einnimmt, das von den Wissenden gutgeheißen, von den Gebildeten und Bildungsbedürftigen gerne angenommen wird, und den weitesten Kreisen des deutschen Volkes zugänglich gemacht ist.

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 1. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. I. 1618—1621: Der böhmische Aufstand und seine Bestrafung.

280 Seiten. Mit zahlreichen sehr interessanten historisch beglaubigten Abbildungen von Schlachten und Städten, ferner Porträts jener Männer, die in der gewaltigen Geschichts-Epoche zu einer historischen Bedeutung gelangten, wie Ferdinand II., Friedrich V., Bethlen und Tilly.

Bd. 2. **Klein, Dr. Herm. J.,** Allgemeine Witterungskunde.

266 Seiten. Auch dieses sehr interessant geschriebene Werk ist mit zahlreichen, vorzüglich ausgeführten Abbildungen und Tafeln ausgestattet.

Bd. 3. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. II. 1622—1632: Der niedersächsische, dänische und schwedische Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's.

292 Seiten. Enthält historisch interessante Bilder von München, Leipzig, Köln, Frankfurt a. M. 2c. Ferner mehrere Schlachtenbilder und die Porträts von Gustav Adolf, Waldstein, Maximilian von Bayern und Buquoi.

Bd. 4. **Taschenberg, Prof. Dr. E.,** Die Insekten nach ihrem Nutzen und Schaden.

304 Seiten. Mit 70 Abbildungen, welche die Aufgabe erfüllen, die Unterhaltung und Belehrung zu unterstützen und zu erleichtern.

Bd. 5. **Gindely, A.,** Geschichte des 30jährigen Krieges in drei Abteilungen. III. 1633—1648: Der schwedische und der schwedisch-französische Krieg bis zum westfälischen Frieden.

240 Seiten. Mit Porträts von Richelieu, Oxenstierna, Ferdinand III. und zahlreichen anderen historisch interessanten Bildern.

S 810.11.17

Folgende Bände sind in Vorbereitung und werden in rascher Reihenfolge erscheinen:

Jung, Dr. E., Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. I. Abteilung: Australkontinent. (Mit vielen Abbildungen und Karten.)
Taschenberg, Dr. O., Verwandlungen der Tiere. (Mit sehr vielen Abbildungen.)
Klar, Alfred, Geschichte des modernen Drama's. (Mit 12 Porträts in Holzstich.)
Jung, Dr. E., Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. II. Abteilung: Die Kolonien des Austral-Kontinents, Neu-Guinea und Tasmanien. (Mit Abbildungen und Specialkärtchen.)
Meyer von Waldeck, Dr. Fr., Rußland: Leben, Sitten und Gebräuche. (Mit Abbildungen.)
Gerland, Dr. E., Wärme und Licht. (Mit sehr vielen Abbildungen.)
Löwenberg, Geschichte der geographischen Forschungen und Entdeckungen am Pol und Aquator. (Mit Abbildungen und Kärtchen.)
Guttmann, Dr., Geschichte der französischen Revolution. (Mit Abbildungen.)
Becker, Dr. E., Die Sonne. (Mit vielen Abbildungen.)
Müller, Wilh., Die Befreiungskriege. (Mit vielen Abbildungen.)
Ochsenius, C., Chili. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
— Bolivia und Peru. Schilderung von Land und Leute. (Mit Abbildungen.)
Peters, Dr., C. F. W., Die Fixsterne. (Mit vielen Abbildungen.)
Otto Behaghel, Dr., Die deutsche Sprache.
Bernstein, Prof. Dr. Julius, Naturkräfte. (Mit Abbildungen.)
K. von Fritsch, Prof. Dr., Geschichte der Tierwelt. (Mit Abbildungen.)
Kirchhoff, Prof. Dr. A., Bilder aus der Völkerkunde. (Mit Abbildungen.)
Lehmann, P., Erde und Mond. (Mit Abbildungen.)
E. v. Martens, Prof. Dr., Über Weich- u. Schaltiere. (Mit Abbildungen.)
Proskauer, Dr. B., Beleuchtungsstoffe. (Mit Abbildungen.)
Rein, Prof. Dr., Marocco. (Mit Abbildungen.)
Sell, Prof. Dr., Das Wasser. (Mit Abbildungen.)
Soyka, Dr., Gesundheitslehre. (Mit Abbildungen.)
Toula, Prof. Dr. F., Die Erde als Weltkörper (Relief, ihr Inneres, ihre Entstehung 2c.). (Mit Abbildungen.)
Valentiner, Prof. Dr. W., Kometen- und Meteoren-Buch. (Mit Abbildungen.)
Hartmann, Prof., Nordöstliches Afrika und Madagaskar. (Mit Abbildungen.)
Studer, Prof., Allgemeine Tiergeographie. (Mit Abbildungen.)
Willkomm, Prof., Spanien und Portugal. (Mit vielen Abbildungen.)
Kretzschmar, Dr. H., Geschichte der Oper. (Mit Abbildungen.)
Fritsch, Prof. G., Südafrika. (Mit Abbildungen.)
Egli, Prof. Dr. J. J., Die Schweiz. (Mit Abbildungen.)
Krümmel, Dr. Otto, Der Ozean und die Binnenmeere. (Mit Abbildungen.)
Jung, Prof., Sitten und Leben der Römer während der Kaiserzeit. (Mit Abbildungen.)
Jung, Dr. E., Der Weltteil Australien in vier Darstellungen. III. Polynesien. (Mit Abbildungen.)
— do. IV. Neuseeland. (Mit Abbildungen.)
v. Wurzbach, Dr. A., Geschichte der holländischen Malerei.
Semper, Dr. H., Geschichte der Plastik. (Mit Abbildungen.)
Folnesics, Geschichte der Keramik. (Mit Abbildungen.)
Gindely, Prof. A., Albrecht von Waldstein. (Eine Biographie.)
— Gustav Adolf, König von Schweden. (Eine Biographie.)
Fournier, Prof. A., Napoleon I. (Eine Biographie.)

Fortsetzung am Schluß des Buches.

p. 152, 154, 157

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete

VI Band:

Der Weltteil Australien

von

Dr. Karl Emil Jung.

I Abteilung.

Leipzig, 1882.
Verlag von G. Freytag.



Auſtraliſche Baumfarne.

Der
Weltteil Australien

von

Dr. Karl Emil Jung,
ehemal. Inspektor der Schulen Südaustraliens.

I Abteilung:
Der Australkontinent und seine Bewohner.

Mit 14 Vollbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich.

Leipzig, 1882.
Verlag von G. Freytag.

Bt. from Nijhoff

RHODES HOUSE
OXFORD
LIBRARY

Alle Rechte vorbehalten.

BODLEIAN LIBRARY
5
MAR
1928
OXFORD

Inhalt.

	Seite
Die Fahrt nach Auſtralien	1
Die Entdeckungen	7
Areal und Grenzen	26
Bodenbildung	28
Bewäſſerung	34
Klima	42
Pflanzen	47
Tiere	68
Die Urbewohner	80
Die Miſſion unter den Eingebornen	144
Die Koloniſten	156
Die Deutſchen	180
Gelbe und Braune	194
Farmer und Pflanzer	206
Squatter und Buſchmann	222
Digger und Miner	237
Die kommerzielle Wichtigkeit des Erdteils	253
Namen- und Sachverzeichnis	265

Abbildungen.

Titelbild. Auſtraliſche Baumfarne.

Figur 1. Eingeborner der Macdonnellkette auf der Jagd nach Wallabys. S. 21.

„ 2. Brücke über den Murray und Goolwa an der Murraymündung. S. 37.

„ 3. Eukalyptenwald mit Kaſuarinen und Farnen. S. 49.

„ 4. Der Rieſenbaum Victorias. S. 55.

„ 5. Offener Eukalyptenwald. S. 59.

„ 6. Der Dingo. S. 69.

„ 7. Bumbulwa mit ſeiner Frau Quartangruk, Eingeborne aus dem ſüdöſtlichen Victoria. 81.

Figur 8. Eingeborner von der Twofold Bai, einen Baum erkletternd. S. 85.
„ 9. Halsband aus Känguruhfell mit angehefteten Schneidezähnen des großen Känguruh. S. 88.
„ 10. Halsſchmuck aus Rohrſtückchen. S. 89.
„ 11. Speere aus hartem Holz. S. 94.
„ 12. Speer mit Baſalt bewehrt. S. 95.
„ 13. Corrobori oder Tanz der auſtraliſchen Eingebornen. S. 101.
„ 14. Zeichnung der Eingebornen an den Felſen von Port Jackſon. S. 104.
„ 15. dgl. S. 105.
„ 16. Schlachtkeule aus dem ſchweren Holz von Eucalyptus rostrata. S. 111.
„ 17. Nardu. S. 114.
„ 18. Maſchen eines Fiſchnetzes vom Yarra Yarrafluß. S. 122.
„ 19. Angelhaken aus Knochen von Gippsland. S. 123.
„ 20. Eingeborne ein Bienenneſt öffnend. S. 124.
„ 21. Lager auſtraliſcher Eingebornen. S. 127.
„ 22. Auſtralier in ihren Rindenkanoes beim Fiſchfang. S. 130.
„ 23. Baum, von welchem Rinde für ein Kanoe genommen wurde, die Maße in engl. Fuß. S. 131.
„ 24. Steinbeil von Lake Tyers. S. 132.
„ 25. Bumerang aus ſchwerem Holz von Victoria. S. 133.
„ 26. Wurfbrett mit aufgelegtem Speer. S. 134.
„ 27. Reiſetaſche aus Rohrblättern (Phragmites communis) vom Goulburn (Victoria). S. 135.
„ 28. Schild oder Mulga aus Eiſenrinde (Eucalyptus sideroxylon) von Südauſtralien. S. 136.
„ 29. Schlachtkeule von vier verſchiedenen Seiten geſehen. S. 137.
„ 30. Eingeborner aus dem ſüdlichen Victoria, Feuer quirlend. S. 138.
„ 31. Eingeborne der Miſſionsſtation Coranderk in Victoria. S. 145.
„ 32. Civiliſierter Auſtralier des Südens. S. 151.
„ 33. Ein Poliziſt im Kampf mit Buſchräubern. S. 167.
„ 34. Das deutſche Klubhaus in Adelaide. S. 183.
„ 35. Villa eines Squatters in der Nähe von Melbourne. S. 225.
„ 36. Grogſhanty im auſtraliſchen Buch. S. 233.
„ 37. Eine Straße in Melbourne. S. 259.
Doppelkarte von Auſtralien und Tasmanien.

Die Fahrt nach Australien.

Noch vor dreißig Jahren war eine Reise nach Sydney, Melbourne, Adelaide ein Wagnis, zu welchem sich in der Regel nur solche entschlossen, die mit dem alten Vaterlande auf immer zu brechen gedachten. Ehe Maury durch seine berühmten Untersuchungen die Natur der Windrichtungen und Meeresströmungen klargelegt und damit den Verkehr in neue, sichere Bahnen gelenkt hatte, war die Dauer einer Fahrt aus irgendwelchem europäischen Hafen bis zu den Gestaden Australiens eine völlig unberechenbare. Phillip brauchte mit seiner Flotte, welche die ersten Ansiedler trug, mehr als acht Monate, um von Portsmouth bis Botany Bai zu gelangen, spätere Seefahrer waren sogar noch länger unterwegs. Aber selbst nachdem die zunehmende Erschließung der wirtschaftlichen Hilfsquellen des Kontinents dem steigenden Verkehr regelmäßige Bahnen vorgezeichnet hatte, blieb die Entfernung, der Zeit nach gemessen, eine ungeheure und ehe, was erst sehr spät geschah, die Dampfer ihre Kurse hierher richteten, die Verbindung eine außerordentlich unsichere. Bis in die jüngste Zeit hinein stand der fünfte Weltteil in dem losesten Konnex mit dem alten Europa.

Erst als dem bisher ausschließlich gewählten Wege um das Kap der Guten Hoffnung in dem kürzeren über Ägypten eine Konkurrenz erwuchs, wurde das kaum gekannte Australien uns näher gerückt. Anfangs war aber dieser neue Weg nicht ohne vielerlei Beschwerden und immer noch blieb er langwierig genug, selbst nachdem die unkomfortable Postkutsche, welche von Kairo

über die bald sandige, bald steinige Wüste nach Suez jagte, durch den erträglicheren und weniger unsicheren Schienenweg ersetzt war. Für Australien brachte diese Straße immer noch sehr geringen Nutzen. Die meisten Reisenden zogen den alten, längeren Weg um das Kap der guten Hoffnung vor, da dieser nicht zu mehrfachem Wechsel der Beförderungsmittel nöthigte, daher auch weit weniger kostspielig und beschwerlich war. Nur die Postfelleisen nahmen bei schnellerer und zuverlässigerer Expedition von Jahr zu Jahr zu, während an einen Warenverkehr über diese weit zu teure Straße gar nicht gedacht werden konnte.

Als aber der geniale, schon von unserm großen Leibniz erfaßte Gedanke durch Ferdinand von Lesseps zur Wirklichkeit geworden war und die Wogen des Mittelmeers sich mit denen des Arabischen Meerbusens mischten, begann der Weg über Ägypten die große Heerstraße zu werden, auf der sich der Verkehr zwischen dem Westen und Osten der Welt in stetig wachsenden Proportionen bewegte.

Freilich fallen einige der wichtigsten Vorteile, welche der Kanal dem Handelsverkehr bietet, für Australien fort. Die Produkte des Erdteils sind nicht solche, welche wie die Seide und der Thee Chinas, die Baumwolle und der Indigo Ostindiens, der Kaffee und der Zucker Javas und die Gewürze des indischen Archipels den hohen Kanalzoll unter gewöhnlichen Verhältnissen zu tragen vermögen. Auch die Zeitersparnis ist, namentlich für die östlichen Teile des australischen Kontinents — und diese kommen doch fast allein in Betracht — keine sehr bedeutende. Für den Reisenden freilich ist ohne Zweifel eine Route, welche ihm einen, wenn auch flüchtigen Besuch zahlreicher, sei es durch die Natur geschmückter, sei es durch die Geschichte geweihter Orte möglich macht, unendlich viel anziehender als eine vielleicht niemals unterbrochene Fahrt über die einförmige Wasserwüste.

Heute steht Australien durch eine nicht geringe Anzahl von Dampferlinien von Westen her in Verbindung mit der alten Welt. Drei von ihnen befördern in regelmäßigen Fahrten die Post

zwiſchen Europa und den auſtraliſchen Kolonien. Unter ihnen darf der Reiſende wählen. Die älteſte und bedeutendſte iſt die große Peninſular and Oriental Steam Navigation Company, welche mit 55 großen Dampfern von bis 5000 Tonnen Tragfähigkeit von Southampton bis Jokohama und Sydney fährt. Wer den mehrfachen Wechſel der Schiffe ſcheut, mag in ununterbrochener Fahrt denſelben Dampfer von Southampton über Gibraltar und Malta durch den Suezkanal nach Point de Galle auf Ceylon benutzen, wo ein Dampfer derſelben großen Geſellſchaft wartet, um die Reiſe nach Auſtralien fortzuſetzen. Wer es aber vorzieht, die Seefahrt abzukürzen und einen Blick auf Ägypten zu werfen wünſcht, hat nach ſeinem jeweiligen Aufenthalt die Wahl über Paris und den Mont Cenis oder den Rhein hinauf über Gotthard oder Brenner, über Wien und den Semmering nach Venedig oder Brindiſi, wohin jene engliſche Geſellſchaft, kurzweg die P. and O. Company genannt, ihre Dampfer gleichfalls entſendet, um den Reiſenden nach Alexandrien zu führen. Von dort kann er nach Beſteigung der Pyramiden und Beſichtigung anderer Wunder des Pharaonenlandes über Kairo, am Süßwaſſerkanal und den Großen Kanal entlang ſchnell genug durch die Eiſenbahn Suez erreichen, um den inzwiſchen von Southampton angelangten Dampfer zu beſteigen und in 14 Tagen die oben beſprochene Fahrt über Aden nach Point de Galle zu machen. Den auſtraliſchen Kontinent berührt er zuerſt an ſeiner ſüdweſtlichen Ecke. Dort iſt Albany am King George's Sund Kohlenſtation, das nach 15 Tagen erreicht wird; 5 Tage ſpäter ankert man auf der Reede von Glenelg unweit Adelaide, um die Poſtfelleiſen auszuladen. Hier wie auf weſtauſtraliſchem Gebiet bietet ſich Gelegenheit zu kurzer Umſchau auf dem Lande. Nach drei Tagen wird Melbourne erreicht und abermals drei Tage bringen uns nach Sydney, wenn wir nicht vorziehen, nun die Eiſenbahn zu benutzen und ſo in der halben Zeit die Ufer von Port Jackſon zu erreichen. Briefe und Zeitungen haben ſchon ſeit lange dieſen Weg eingeſchlagen. Durchſchnittlich gebraucht ein Brief, um von

London nach Melbourne zu gelangen, auf der Route Southampton-Melbourne 48 Tage und 15½ Stunde, via Brindisi nur 40 Tage 15½ Stunde, also acht Tage weniger. Auf dem Rückwege ist die Durchschnittszeit nach Southampton 51 Tage 9¼ Stunde, nach Brindisi 43 Tage 5½ Stunde. Doch haben die Postdampfer ihren Bestimmungsort auch schon zehn Tage früher als die angegebene Zeit erreicht und sind in Melbourne von London nach 38, von Melbourne in London nach 41 Tagen angekommen. Die Dampfer der Orientlinie, welche von Plymouth über St. Vincent und das Kap der Guten Hoffnung zuerst Adelaide, dann Melbourne und Sydney anlaufen, brauchen durchschnittlich nicht viel mehr als 47 Tage bis Adelaide, haben diese Entfernung aber auch schon in 41 Tagen zurückgelegt. Nach Sydney brauchen sie 49 Tage. Für diejenigen Reisenden also, welche die Dampfer der P. and O. Company von Southampton aus benutzen, ist die Fahrt nach Australien keineswegs kürzer als mit der Orientlinie, welche letztere für Waren entschieden vorzuziehen ist, da dieselben so, ohne während der Fahrt verladen zu werden, direkt an ihren Bestimmungsort gelangen. Die Entfernung beträgt in Seemeilen von Plymouth über St. Vincent, Kapstadt, Adelaide und Melbourne nach Sydney 12 820 Seemeilen, von Southampton über Gibraltar, Malta, Port Said, Suez, Point de Galle, King George's Sund, Adelaide, Melbourne nach Sydney 11 979 Seemeilen, die Differenz ist also rund 900 Seemeilen. Eine Seemeile mißt 1,85 Kilometer.

Eine dritte Dampferlinie zwischen England und Australien ist die zwischen London und Brisbane laufende der British India Steam Navigation Company. Die Dampfer dieser Gesellschaft berühren Port Said und Suez, Aden, Batavia oder Singapore, die Thursday-Insel in der Torresstraße und die queenslandischen Häfen Cooktown, Townsville, Bowen und Rockhampton. Die durchschnittlich gebrauchte Zeit, um die Post von London nach Brisbane zu befördern, beträgt via Plymouth 54 Tage, via Brindisi 47 Tage, umgekehrt werden 55 Tage, resp. 47 Tage

3 Stunden gebraucht. Die Entfernung von London über Sucz und Singapore nach Brisbane beträgt 11 531 Seemeilen, ist also geringer als die der beiden vorhergenannten Linien.

Endlich bleibt uns noch ein vierter und sehr oft gewählter Weg, der nämlich über die Vereinigten Staaten. Die Fahrt nach New-York wird von Bremerhaven in 13, von Hamburg in 14 Tagen zurückgelegt. Die Reise mit der Pacific-Eisenbahn nach San Francisco dauert $6^1/_2$ Tag, doch sind die Passagiere nicht gebunden, diese Strecke in ununterbrochener Folge zurückzulegen, vielmehr hat ihr Billet, für das sie 22 Dollars gezahlt haben, drei Monate Gültigkeit und Ausflüge können an jedem Punkt der Linie gemacht werden. Man mag die Wunder des Niagara anstaunen, das Treiben von Chicago und Omaha studieren und von Ogden mit seinen prächtigen Berglandschaften die Mormonenstadt am Salzsee besuchen. In der Goldstadt San Francisco warten die Dampfer der Pacific Mail Company. Honolulu wird in acht Tagen erreicht, Auckland nach weiteren vierzehn Tagen und nach nochmals fünf Tagen laufen wir in den Hafen von Sydney ein. Die letzte Fahrt hat 27 Tage gedauert und hat uns über 7218 Seemeilen geführt. Von London aus gebraucht ein Brief 46 Tage $5^1/_2$ Stunden, um auf diesem Wege nach Sydney zu gelangen, zurück sind 44 Tage $12^1/_2$ Stunden erforderlich.

Mit Ausschluß der Orientlinie erhalten alle diese Linien Subventionen. Da eine solche für die Besorgung bis Point de Galle von der englischen Regierung an die P. und O. Company gezahlt wird, so haben die australischen Kolonien nur die weitere Fortsetzung durch eine Zweiglinie an ihre Küsten zu unterstützen. Für die Linie Point de Galle, King George's Sund, Adelaide, Melbourne, Sydney zahlen England und die betreffenden Kolonien zusammen 85 000 Pf. St. oder 1 700 000 Mark. Über die Teilung des Portos für Postsachen sind bestimmte Abmachungen zwischen England und den vier Kolonien getroffen, wonach jeder Kontrahent einen bestimmten Teil erhält.

Queensland hat einen Kontrakt für sich allein geschlossen

und zwar für 55 000 Pf. St. oder 1 100 000 Mark unter der Bedingung, worauf früher hierher laufende Dampfergesellschaften nicht eingehen wollten, daß seine Hauptstadt Brisbane der Endpunkt der Linie sei. An dem dritten Kontrakt mit der Pacific Mail Company partizipieren Neusüdwales und Neuseeland zu gleichen Teilen, indem sie zusammen 89 950 Pf. St. oder 1 799 000 Mark an die eben genannte Gesellschaft zahlen.

Zu diesen und andern, durch englisches Geld und im englischen Interesse unterhaltenen Dampferlinien haben sich in neuester Zeit, veranlaßt durch die wachsende kommerzielle Bedeutung des australischen Kontinents für die Industriestaaten Europas, mehrere Dampferlinien gesellt, welche teils durch die Subsidien der betreffenden Staaten unterstützt werden, teils bei dem lebhaften Frachtverkehr auch ohnedies ihre Rechnung finden.

Die deutsche Linie von R. Sloman in Hamburg gehört zu der zweiten Kategorie. Ihre Expeditionen zuerst über Kapstadt nach Adelaide, Melbourne und Sydney dirigierend, hat sie bald den Weg durch den Suezkanal gewählt, durch welchen sie jetzt regelmäßig in monatlichen Zwischenräumen ihre Dampfer entsendet. Zur ersten gehört die der wohlbekannten Messageries maritimes, deren Schiffe schon längst bis Mauritius gingen und welche nun ihre Kurse bis zu den großen Handelsplätzen Australiens: King George's Sund, Adelaide, Melbourne, Sydney und von da nach Neukaledonien fortsetzt. Die Entfernung von Marseille bis Numea beträgt 13963 Meilen. Für diesen Dienst erhält die Gesellschaft 15 Jahre lang 2 638 000 Mark jährlich. Um eine Verbindung mit seinem Besitz am Indischen Ocean zu haben, hat Südaustralien einen Kontrakt mit der British India Steam Navigation Co. abgeschlossen, wonach es dieser Gesellschaft 50 000 Mark für den Dienst zwischen Palmerston und Adelaide zahlt. So ist denn heut dem Reisenden wie dem Kaufmann die mannigfachste Gelegenheit geboten, mit dem fünften Weltteil in regelmäßige und schnelle Verbindung zu treten, und jährlich mehren sich die Wege, welche zu ihm führen.

Die Entdeckungen.

Daß den malayiſchen Bewohnern des oſtindiſchen Archipels die Exiſtenz des auſtraliſchen Kontinentes ſchon viele Jahrhunderte vor ſeiner Auffindung durch europäiſche Schiffe ſehr wohl bekannt war, iſt mehr als wahrſcheinlich. Wie heute ſo benutzten auch damals ihre Prahus das Wehen der Monſune, um an der Nordküſte Tripang für den chineſiſchen Markt zu gewinnen, auf welchem dieſe Holothurie ein geſuchter Leckerbiſſen iſt. Aber den Bewohnern Europas wurde die Entdeckung des großen Südlandes keineswegs durch Aſiaten vermittelt; ſie iſt vielmehr ſelbſtändig durch die Schiffe jener unternehmenden, ſeetüchtigen Nationen gemacht worden, welche ſeit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts die bisher eng beſchränkte Kenntnis unſres Planeten in ſo überraſchender Weiſe erweiterten.

Wem unter den Europäern die Ehre gebührt, den fünften Weltteil entdeckt zu haben, iſt mit Sicherheit nicht feſtzuſtellen. Es möchte erſcheinen, als ob dieſelbe den Franzoſen zuzuſprechen wäre, denn ſchon im Jahre 1531 wird von Finé aus Briançon in der Dauphiné eine Karte hergeſtellt, auf welcher dort, wo wir jetzt die Nordweſtküſte Auſtraliens finden, ein Land eingezeichnet iſt, das Regio Patalis genannt wird. Allein dieſe Angaben wie auch ſpätere, welche an derſelben Stelle ein Land aufführen, das ſie **Jave le Grand** nennen, ſind unſicher und nicht genügend verbürgt. Mit Beſtimmtheit dürfen wir erſt das Jahr 1601 als das Entdeckungsjahr des Kontinents annehmen. Damals beſuchte der Portugieſe Manoel Godinha de Eredia die Gegend um Kap Vandiemen, die nordweſtliche Spitze der Melville-Inſel an der nördlichſten Küſte des Auſtralkontinents. Ganz im Geiſte der eiferſüchtigen Politik jener Periode wurde dieſe Entdeckung geheim gehalten; daß ſie damals ſtattfand, erfuhren wir erſt vor nicht langer Zeit.

Mit derſelben eigennützigen Staatsklugheit verfuhren die Spanier. Pedro Fernandez de Quiros und Louis Vaz de Torres ſegelten am 21. Dezember 1605 von Callao ab, um die Südſee zu erforſchen. Quiros trennte ſich bei der von ihm aufgefundenen Terra del Eſpiritu Santo, welche wir jetzt als eine zur Gruppe der Neuen Hebriden gehörige Inſel kennen, von ſeinem Gefährten, Torres aber ſetzte ſeine Fahrt nach Weſten fort und entdeckte und durchfuhr die klippenreiche Straße, welche jetzt ſeinen Namen trägt, und die in ſtürmiſcher Jahreszeit der Schrecken der Seefahrer iſt. Auch dieſe Entdeckung blieb viele Jahre unbekannt und verborgen. Erſt 1762, als der Engländer Dalrymple Manila im Sturme nahm, kam das in dem dortigen Staatsarchiv niedergelegte und vergeſſene Tagebuch von Torres ans Licht und das Verdienſt des Entdeckers wurde durch die Benennung der von ihm gefundenen Straße nach ſeinem Namen gebührend anerkannt.

Was Portugieſen und Spanier für die Kenntnis Auſtraliens beigetragen hatten, war dürftig genug, auch ſchließt hiermit ihre Thätigkeit ab. An ihre Stelle traten Holländer, Engländer, Franzoſen, aber während die Entdeckungen der erſten durch die Namen, welche ſie ihnen gaben, verewigt ſind, haben engliſche Bezeichnungen faſt überall die Erinnerungen an die Thätigkeit der Franzoſen verdrängt. Die Holländer hatten ſich auf Java feſtgeſetzt und von dort wurde eine Reihe von Entdeckungsfahrten unternommen, welche uns ſchnell mit einer Anzahl von ausgedehnten Küſtenſtrecken bekannt machten. Von ihnen erhielt das große aufgefundene Land den Namen Neuholland, unter welchem es bis in die neueſte Zeit bekannt geweſen iſt. Am 16. November 1605 verließ die holländiſche Jacht „Duifhen“ die Reede von Bantam auf Weſtjava und gelangte in den Golf von Carpentaria, wo das Kap Keerweer (Kehrwieder) den äußerſten Endpunkt der Reiſe bezeichnet. Andere Expeditionen folgten, die Nordküſte wurde näher unterſucht, viele Teile der Weſtküſte und ein Teil der Südküſte wurden entdeckt. Dick Hartog und Schouten 1616, Edels 1619, Nuyts 1627 und andere holländiſche

Seefahrer arbeiteten wacker an der Erforschung des Landes und gaben uns das Carpentaria-, Arnhems- und das Vandiemensland an der nördlichen, de Witts-, Edels-, Eendrachts- und Leeuwinsland an der westlichen, Nuytsland an der südlichen Küste.

Alle seine Vorgänger übertraf aber Abel Tasman weit. Er entdeckte 1642 die südlichste Spitze der Insel, welche er nach seinem Auftraggeber, dem Generalgouverneur Antonio van Diemen benannte, die aber heut weit passender seinen Namen trägt, sowie die Westküste von Neuseeland. Eine 1644 unternommene Reise stellte fest, daß Neuguinea keinen Zusammenhang mit Australien habe; dasselbe für das neuentdeckte Vandiemensland zu beweisen, blieb späterer Zeit vorbehalten.

Danach kommt eine Zeit der Ruhe. In dem nun folgenden Jahrhundert wird wenig gethan. Die Houtmans Abrolhos an der Westküste Australiens erlangen durch unerhörten und wiederholten Verlust an Gut und Menschenleben eine furchtbare Berühmtheit, Vlaming entdeckt 1696 den Schwanenfluß, so benannt nach dem dort zuerst gesehenen schwarzen Schwan (rara avis!), und Dampier erforscht 1699 die Sharks (Haien-)Bai und den Archipel an der Nordwestküste, welcher seinen Namen führt.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts beginnt der große englische Seefahrer, den man neben Tasman als den eigentlichen Entdecker Australiens anzusehen hat, seine glänzende Laufbahn. James Cook wurde 1768 von London ausgeschickt, um auf der südlichen Halbkugel den Durchgang der Venus zu beobachten. Auf seinem Schiffe „Endeavour" befanden sich die Naturforscher Banks und Solander. Von Tahiti, wo er die ihm gestellte Aufgabe gelöst hatte, segelte er nach Neuseeland, dessen Umrisse er aufnahm, und erblickte am 11. April 1770 die Ostküste von Neuholland, an welcher er in dem Hafen, den seine wissenschaftlichen Begleiter wegen des Reichthums der vorgefundenen Pflanzen Botanybai nannten, am 27. d. M. vor Anker ging. Auf der Fahrt nordwärts wurden Port Jackson, Moretonbai u. a. entdeckt, Kap York umsegelt und zwar in dem Endeavourstraße ge-

tauften Kanale der Torresſtraße, indem Cook zugleich überall, wo er landete, von dem Grund und Boden im Namen Englands Beſitz nahm. Wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem heimiſchen Gebiete benannte er die ganze von ihm entdeckte Oſtküſte des Kontinents: Neuſüdwales. Das Bild, das die Karten von der Geſtalt Auſtraliens gaben, erinnerte nun an Afrika, denn noch war die Inſularität Tasmaniens nicht feſtgeſtellt.

Das zu thun und die übrige noch unbekannte Küſtenſtrecke im Südoſten und Süden zu erforſchen, blieb Baß und Flinders überlaſſen. Der erſte fand 1797, daß Vandiemensland von Neuſüdwales durch die Straße, die jetzt ſeinen Namen trägt, getrennt ſei, der zweite vervollſtändigte die noch lückenhafte Kenntnis der Küſten Auſtraliens im Süden und Nordoſten. Ihre gerechten Anſprüche ſuchten die Franzoſen ihnen zu entreißen, welche 1802 unter Baudin eine Expedition abgeſandt hatten. Dieſer, der mit Flinders zuſammentraf, nachdem derſelbe ſeine Entdeckungen vollendet hatte, veröffentlichte ſeinen Bericht, während Flinders, welcher auf leckem Schiffe das damals noch franzöſiſche Mauritius anzulaufen gezwungen wurde, dort jahrelang als Gefangener verweilen mußte. Schon früher hatte Frankreich Expeditionen nach Auſtralien abgeſandt; unter Marion 1772 nach Vandiemensland, unter Lapérouſe, deſſen „Aſtrolabe“ und „Bouſſole“ wenige Tage nach Ankunft des erſten engliſchen Sträflingsgeſchwaders in die Botanybai einliefen, unter d'Entrecaſteaux 1792 und 1793, um den verſchollenen Lapérouſe aufzuſuchen. Die Namen des Recherchearchipels an der Südweſtküſte des Kontinents, einige Vorgebirge und Meeresſtraßen auch Tasmaniens geben Zeugnis von dieſer Thätigkeit, aber Baudins Verſuch, den eigentlichen Entdeckern den wohlverdienten Ruhm zu rauben, indem er die Namen Napoleons, ſeiner Familie und Marſchälle den Bezeichnungen von Flinders ſubſtituierte, ſind nur auf den von ihm publicierten Karten zur Geltung gekommen.

Weitere Ergänzungen erfuhren dieſe Reſultate durch die Erforſchungen der nordöſtlichen, nördlichen und nordweſtlichen

Küste durch Kapitän King in vier Reisen von 1817 bis 1824, durch Kapitän Wickham, den Entdecker des Victoriaflusses im Jahre 1837 und durch Stokes, welcher 1841 die Flüsse Albert und Flinders in der Tiefe des Carpentariagolfs auffand. Die Nordostküste des Kontinents, das Große Barrierriff, die Pässe und Inseln in der Torresstraße wurden durch Blackwood 1842 bis 1845, durch Owen Stanley 1847—50 und durch Denham 1859—60 untersucht und damit der nächste und sicherste Weg von dem östlichen Australien nach Indien festgestellt.

Während so durch die Thätigkeit kühner und geschickter Seefahrer die Umrisse des Kontinents sich mehr und mehr zu klaren und scharfen Zügen gestalteten, war man zu Lande seit der Anlage der Verbrecherkolonie am Port Jackson im Jahre 1788 nicht weniger thätig gewesen. Aber erst fünfundzwanzig Jahre nach der Gründung der Niederlassung gelang es, die im Westen schroff emporsteigenden Blauen Berge, welche jedem Vorgehen bisher ein unüberwindliches Hindernis entgegengestellt hatten, endlich zu überschreiten. Auf der westlichen, sanft abfallenden Seite der Bergkette wurden die fruchtbaren Ebenen von Bathurst und der obere Lauf des Macquarie wie des Lachlan entdeckt, welche Oxley 1817 und 1818 bis zu ihrem vermeintlichen Ende in großen Sümpfen weiter verfolgte. Seine Berichte waren keineswegs günstig, daher wurden in den nächsten zehn Jahren Vorstöße nach dieser Richtung nicht weiter gemacht. Das Bergland im Norden untersuchte der Botaniker Allan Cunningham 1823 und später auf mehreren Reisen, wobei er den Pandorapaß auffand, den einzigen Zugang zu den reichbegrasten Liverpoolebenen von Süden her, sowie die oberen Flußläufe des Barwan und des Condamine, das westliche Neuengland und die Darlingdowns, das Küstenland des Brisbaneflusses und der Moretonbai.

Zu gleicher Zeit erforschte man auch die südlich gelegenen Striche. Zwei Viehzüchter, Hovell und Hume, welche ihre Herden über die Gebirge zu den Yaßebenen am oberen Mur-

rumbidgee getrieben hatten, drangen 1824—25 bis nach Port Phillip vor und die Koloniſten benannten in Anerkennung dieſer verdienſtlichen Leiſtung den von ihnen entdeckten größten Fluß Auſtraliens nach dem zweiten der beiden unternehmenden Männer. Aber Sturt, welcher 1828—30 das Stromgebiet erforſchte, änderte dieſen Namen in den des Murray um, eine Bezeichnung, die der Fluß noch heute trägt. Sturt war 1828 vom Macquarie aus weſtwärts gezogen, bis er zum Darling kam, der ſich nach ſeiner, von allen damals lebenden Geographen geteilten Anſicht einem im Inneren des Kontinentes exiſtierenden großen Binnenſee zuwendete. Um dieſe Frage endgültig zu löſen, ſchiffte ſich Sturt 1829 mit einigen Begleitern auf dem Murrumbidgee ein, fuhr auf dieſem hinunter in den breiten Strom des Murray, entdeckte, daß der Darling ein Nebenfluß des letzteren iſt und gelangte endlich trotz der Feindſeligkeit der am Ufer verſammelten Schwarzen, doppelt gefährlich durch die ſtellenweiſe ſtarke Verengerung des Flußlaufes, in die großen Mündungsſeen, welche der Murray kurz vor ſeinem Ausfluß in die Encounterbai bildet. Die letztere zu erreichen, gelang Sturt nicht, da die Kanäle, in welche er geriet, zu ſehr verſandet waren, um ihm die Ausfahrt zu geſtatten. Von den Sandhügeln, welche den Flußlauf begrenzen, ſah man die rollende See, nach Weſten die bewaldete Bergkette, die Scheide zwiſchen Murraythal und St. Vincentgolf, in welchem das von Sydney geſandte Schiff wartete, um die Forſcher aufzunehmen und zurückzuführen. Aber Sturt und ſeine Leute fühlten ſich zu ſchwach, dieſe Berge zu überſteigen, ihnen blieb nur der Verſuch, auf demſelben Wege, auf dem ſie gekommen, die Rückreiſe anzutreten. Doch nun ging es ſtromaufwärts, und, um die Arbeit noch ſchwerer zu machen, ſchwoll der Fluß durch Regengüſſe an und wälzte dem Boote verdoppelte Waſſermaſſen entgegen. Nach vier Monaten harter, enbehrungsvoller Arbeit langte Sturt wieder in Sydney an.

Die Lücken, welche noch überall exiſtierten, wurden ausgefüllt und die einzelnen ſchon entdeckten Flüſſe zu einem großen

Stromſyſteme durch Mitchell's Reiſen 1831—36 vereinigt. Er fand die Quellflüſſe des Darling, folgte deſſen Lauf bis zu ſeiner Vereinigung mit dem Murray, erforſchte des letzteren oberes Flußgebiet und entdeckte das Gebiet des jetzigen Victoria, das er, überraſcht durch die Schönheit und Fruchtbarkeit des reich bewaldeten Hügellandes, **Australia felix** nannte. Sein weſtlichſter Punkt war die Mündung des Glenelg, jetzt die Grenze zwiſchen den Kolonien Victoria und Südauſtralien, und wie er die Küſte oſtwärts zur Portlandbai verfolgte, ſah er erſtaunt das leichte Gefährt weißer Männer über die begraſten Ebenen rollen, dort, wo er nur wilde Eingeborne erwartete. Kaum ein Jahr vorher hatten die unternehmenden Gebrüder Henty aus Tasmanien an dieſer Bai eine Station errichtet für den Fang der damals in jenen Gewäſſern ſehr zahlreichen Wale. Die Freude über den glücklichen Erfolg dieſer Reiſen wurde leider getrübt durch den Verluſt eines der tüchtigſten Mitglieder der Expedition. Allan Cuningham, der Botaniker, über deſſen Thätigkeit wir früher berichteten, verirrte ſich 1835 auf Mitchells zweiter Reiſe und fand ſeinen Tod durch die feindſeligen Schwarzen.

Von hoher Wichtigkeit für die Kenntnis des öſtlichen Gebirgsſyſtems war auch des polniſchen Grafen Strzlecki Reiſe, welche derſelbe 1840 zu Fuß vom Murrumbidgee ſüdwärts über die Auſtraliſchen Alpen und durch die dichten, kaum durchdringlichen Waldungen von Gipps Land bis zur Meeresküſte und ſpäter durch Tasmanien machte. Das Reſultat dieſer Reiſe, ſeine „Phyſiſche Beſchreibung von Neuſüdwales“ bleibt noch immer eine der beſten Schilderungen jener, auch jetzt noch ſelten betretenen Gegenden.

Inzwiſchen waren die Entdeckungen Sturts die Veranlaſſung zur Gründung der Kolonie Südauſtralien am St. Vincentgolf geworden. Die Expeditionen, welche Eyre 1840 von der Hauptſtadt Adelaide nach Norden unternahm, führten zur Auffindung des Torrensſees und der übrigen, um die, gleichfalls von Eyre

erforschte Flinderskette lagernden Salzsümpfe, welche Eyre für ein zusammenhängendes Becken hielt, dessen hufeisenförmige Gestalt so lange Zeit charakteristisch für die Karten Australiens geblieben ist. Von dem Plan, den Kontinent von Süden nach Norden zu durchkreuzen, stand er indessen ab, statt dessen unternahm er es, von der Tiefe der Großen Australischen Bucht nach Westaustralien vorzudringen, das schon seit 1829 sowohl am Schwanenfluß als am King George's Sund Niederlassungen besaß. Nach dem Verlust seines einzigen weißen Begleiters durch die Kugeln von zwei Eingebornen, welche ihn beraubten und verließen, und nur von einem treugebliebenen Schwarzen begleitet, langte Eyre 1841 nach unendlichen Mühen und Entbehrungen am King George's Sund an. Seine Reiseroute hielt sich nahe dem südlichen Ozean; es ist dieselbe, welche Forrest später in umgekehrter Richtung verfolgte, sie bewies die dürre, der Ansiedelung feindliche Natur dieses Küstenstriches, denn nirgends zeigte sich ein noch so schmaler Wasserlauf, vergebens suchte das Auge nach Norden zu irgendeine höhere Erhebung; trostlose, steinige und sandige Ebenen, nur mit den salzigen und dornigen Gewächsen australischer Wüstenlandschaften bestanden, dehnten sich bis zum fernen Horizonte aus.

Der unvorteilhafte Eindruck, welchen diese Reise hinterließ, wurde vielfach erhöht durch Sturts Unternehmungen in den Jahren 1844 bis 1846. Von Adelaide aus drang er in gerader Richtung nach Norden tief in das Innere des Kontinents über die von Eyre aufgefundenen Seen und den in dieselben mündenden Coopercreek hinaus, bis zu der Großen Steinigen Wüste, welche seinen Namen trägt, eine Einöde, die in Dürre und Unfruchtbarkeit mit der Sahara rivalisiert. Wie man bisher von einem großen Binnensee geträumt hatte, so sprach man nun von einem großen Wüstengebiet, welches das ganze Innere bedecke, und diese Vorstellung wurde erst vierzehn Jahre später durch Stuart's Reisen als falsch erwiesen.

Um dieselbe Zeit als Sturt ohne Erfolg den Versuch machte,

das Centrum Australiens zu erreichen, faßte Ludwig Leichhardt in Sydney einen nicht weniger großartigen Plan. Leichhardt, welcher 1842 in Neusüdwales angekommen war, hatte sich durch längere Ausflüge, auf welchen er wertvolle Sammlungen zu machen verstand, für das größere Unternehmen der Durchkreuzung des Kontinents vorbereitet. Es gelang ihm, Regierung wie Private dafür zu interessieren und die Mittel zur Ausrüstung einer Expedition zusammenzubringen. Sein Plan war, in möglichst gerader Richtung nach Nordwesten zu gehen, um die 1838 zum zweiten Male gegründete Niederlassung Victoria am Port Essington auf der Coburg-Halbinsel zu erreichen. Am 14. August 1844 segelte er von Sydney nach der Moretonbai, von wo die Landreise beginnen sollte; am 17. Dezember 1845 langte er in Port Victoria an. Aber der ursprüngliche Plan hatte aufgegeben werden müssen. Leichhardts Reiseroute liegt in nicht allzu großer Entfernung von der Küste, aber einer Küste, die ihm nichts zu bieten vermochte und dazu von wilden, feindlichen Stämmen dicht besetzt war. Sein Gefährte, der Naturforscher Gilbert, fiel als Opfer eines unvermuteten Angriffs der Schwarzen. Die Resultate dieser Reise waren aber sehr bedeutend; die ansehnlichsten Flüsse des jetzigen Queenslands und des Nordterritoriums, welche sich in den Großen Ozean und den Golf von Carpentaria ergießen, wurden entdeckt; sie tragen noch heute meist die Namen, welche Leichhardt ihnen gab.

Zurückgekehrt nach Sydney, wo man ihn längst als verloren betrachtete, gefeiert und belohnt faßte Leichhardt den kühnen Entschluß, den Kontinent von Osten nach Westen zu durchkreuzen. Die Mittel dazu wurden leicht beschafft und nachdem er durch Krankheit und Unlust seiner Begleiter genötigt worden war, nach kurzem Vordringen noch einmal umzukehren, brach er Anfang 1848 auf, um nie wiederzukehren. Alle Versuche, den Schleier zu lüften, welcher über seinem Ende ruht, sind vergeblich gewesen. Die Expeditionen von Hely 1852, von Gregory 1858 im Auftrage der Leichhardt-Association, von Mac Intyre,

der dabei selbst sein Leben verlor, 1865, von John Forrest von Westaustralien aus 1869, sie sind alle fruchtlos verlaufen und haben uns nur vage Gerüchte und Vermutungen gebracht. Selbst die vielversprechenden Angaben eines Hume, welcher Leichhardts Begleiter Classen an den Grenzen von Queensland und Südaustralien gefunden haben wollte, eines Skuthorpe, der Leichhardts und Classens Tagebücher nebst anderen Reliquien der Expedition in seinen Besitz gebracht zu haben vorgiebt, sind den Beweis der Wahrheit bisher noch schuldig geblieben und lassen das Dunkel unerhellt, das auf dem Schicksal der Expedition lastet.

Keinen glücklicheren Ausgang hatte die zur selben Zeit unternommene Forschungsreise des Feldmessers Kennedy. Derselbe hatte 1847 den oberen Barku bereist und gefunden, daß dieser Fluß nicht, wie man nach Mitchells 1845 angestellten Beobachtungen glaubte, zum Golf von Carpentaria abfließt, sondern sich in den südlich gelegenen Einöden verliert, ein Resultat, das später, namentlich 1858 durch Gregory, dahin korrigiert wurde, daß der Barku und der von Sturt entdeckte Cooper identisch sind, indem die sich nach allen Richtungen verzweigenden Kanäle sich weiter südlich wieder vereinigen und endlich in dem Eyresee und anderen Becken des Seegebietes ihr Ende finden. Die Forschungen im Inneren von Queensland waren von so wenig günstigen Resultaten begleitet gewesen, daß die Regierung der Kolonie sehr gern auf Kennedys Vorschlag einging, sich von diesen unbefriedigenden Unternehmungen abzuwenden und dafür die Erschließung der nördlich gelegenen Gebiete, namentlich der York-Halbinsel anzustreben. Aber dieser Teil Australiens, welcher schon im Bereich des tropischen Regenfalls liegt, in dem bald ausgedehnte Sümpfe, bald undurchdringliche Dickichte den Weg versperren, während die zahlreichen Stämme, welche diese Gegend durchwandern, wilder und feindlicher erscheinen, als alle anderen Bewohner Australiens, stellte den Reisenden die größten Hindernisse entgegen. Von dreizehn Personen, welche am 15. August 1848

die Rockinghambai verließen, erreichte nach sechsmonatlicher Reise nur der Eingeborne Jackey Jackey Port Albany an der Nordspitze der Halbinsel, wo ein von Brisbane abgefertigter Schuner auf die Abteilung wartete. Noch einmal, im Jahre 1865, wurde die York-Halbinsel von Jardine in ihrer ganzen Länge durchzogen und zwar diesmal an der Westseite, während Kennedy sich in der Nähe der Ostküste gehalten hatte. Auch hier fand man viel Wald, Wasserreichtum und eine Fülle animalischen Lebens.

Nach Kennedy's traurigem Ende ruht die Neigung zu weiterer Forschung. Die in den nächsten Jahren stattfindenden Goldentdeckungen fesseln das Interesse zu sehr durch die Hoffnung auf leichten und ungemessenen Gewinn, um den Gedanken an mehr ideale Bestrebungen zum Durchbruch kommen zu lassen. Der Anstoß zu weiterer Unternehmung ging von England und zwar von der Royal Geographical Society zu London unter ihrem verdienstvollen Vorsitzenden Sir Roderick Murchison aus. Eine große Expedition wurde ausgerüstet, mit allem Nötigen auf drei Jahre versehen; zu ihrem Führer wählte man den schon bewährten A. Gregory, als Botaniker unsern Landsmann Ferdinand von Müller, den jetzigen berühmten Professor der Botanik an der Universität zu Melbourne. Ein Schiff brachte die Reisenden 1856 zum Cambridgegolf an der Nordwestküste, von wo der Versuch gemacht werden sollte, bis in das Centrum des Kontinents vorzudringen. Allein, nachdem die Expedition eine schöne und wohlbewässerte Gegend durchwandert hatte, kam Gregory in traurige, von hohen Sandhügeln und parallel laufenden Rücken durchzogene wasserlose Öde, welche ihn etwas südlich von dem 20. Breitengrad zur Umkehr zwang. Gregory ging überland durch das Gebiet des Nordterritoriums nach Queensland und kehrte so nach der Moretonbai zurück.

Wenige Jahre darauf begann John Mac Douall Stuart, der größte aller australischen Forschungsreisenden, seine kühnen Unternehmungen, für welche er sich unter Sturt auf dessen letzter Expedition bis zur Steinigen Wüste nördlich vom Cooper Creek

vorbereitet hatte. Stuart hatte, unterstützt von dem reichen Squatter Chambers und in dessen Interesse, verschiedene kleinere Ausflüge vor dem Jahre 1860 gemacht. Auf zwei Reisen von dem Südende des Eyresees aus nordwärts entdeckte er zahlreiche Quellen, welche dort warm und kalt aus den wenig anmutenden Ebenen hervorsprudeln. Dies war im Jahre 1859. Im März 1860 brach er von neuem auf und erreichte diesmal nahezu das Centrum des Kontinents bei dem von ihm so benannten Central-Mount-Stuart, auf welchem er im April die britische Flagge aufpflanzen konnte. Vorher hatte er die merkwürdige, hohe Sandsteinsäule entdeckt, welche sich inmitten einer Anzahl ähnlicher, aber kleinerer, zu beträchtlicher Höhe auf einem Hügel aus demselben Gestein erhebt und die er nach seinem freigebigen Förderer Chambers Pillar nannte. Vergebens aber versuchte er zu wiederholten Malen, weiter nach Norden vorzudringen; überall zurückgetrieben, entschloß er sich endlich, nach Adelaide umzukehren. Hier veranlaßte sein Bericht über die Tauglichkeit der von ihm durchzogenen Landstriche, welche sich nach Überwindung der wasserlosen, steinigen, zum Teil mit abschreckendem Dickicht bestandenen Wüstenstrecken ausbreiteten, die südaustralische Regierung, ihm bei seiner letzten Expedition zur endlichen Erreichung der Küsten des Indischen Ozeans ihre thätige Beihülfe zu leihen. Am 1. Januar 1861 brach Stuart von Adelaide auf, wohlausgerüstet mit Pferden und Proviant. Indes erreichte er wenig, es war ihm nicht einmal möglich, bis zum 17. Breitengrade vorzudringen. Wassermangel und dichter, undurchdringlicher Scrub waren wiederum seine schlimmsten Feinde und auch bei seinen Versuchen, westwärts oder ostwärts eine bessere Reiseroute aufzufinden, wurde er immer und immer wieder zurückgetrieben. Noch einmal kehrte er unverrichteter Sache um, aber ohne Zögern wurde eine dritte Expedition beschlossen und schon im Januar 1862 verließ Stuart abermals die Hauptstadt der Kolonie, erreichte am 7. April seinen nördlichsten Punkt, drang glücklich durch den seinen Weg versperrenden Scrub hin-

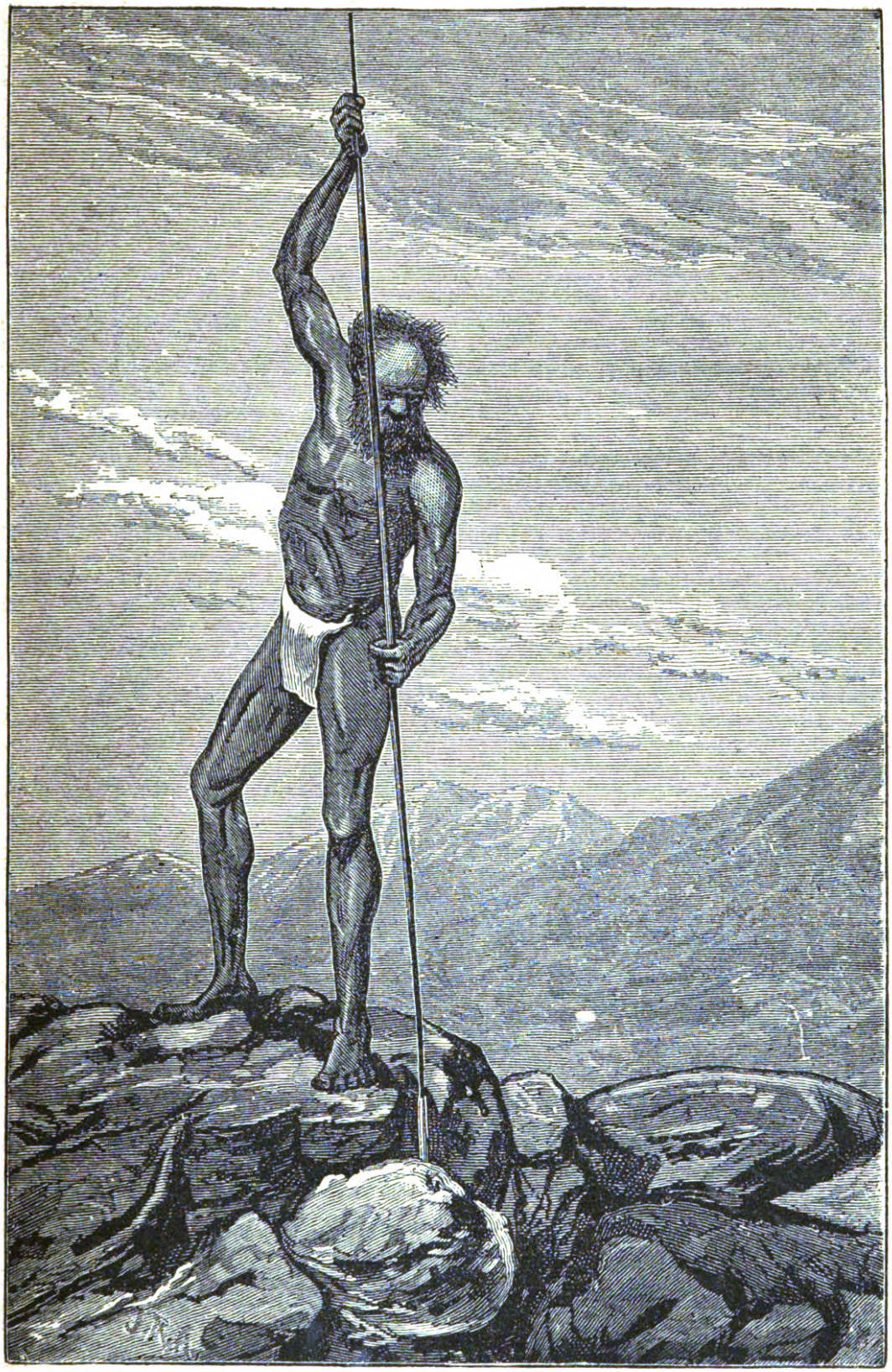
durch und pflanzte am 24. Juli die britiſche Flagge an der Adam Bai des Indiſchen Ozeans auf. Am Ende des Jahres langte Stuart wieder in Adelaide an und beſchloß damit ſeine erfolgreiche Laufbahn, freilich mit gebrochener Geſundheit. An Umſicht, Sorgfalt und Energie hat ihn keiner ſeiner Vorläufer oder Nachfolger übertroffen, niemals bei allen ſeinen Expeditionen hat er den Verluſt eines Gefährten zu beklagen gehabt.

Ganz anders endete das denſelben Zweck verfolgende, großartige Unternehmen, welches zwei Jahre früher von der Regierung der Kolonie Victoria veranſtaltet wurde, und das zwar nicht in ſeinen direkten Reſultaten, wohl aber durch die, in Folge ſeines unglücklichen Ausgangs angeregten, zahlreichen Expeditionen der Erforſchung Auſtraliens einen ganz außerordentlichen Anſtoß gab. Die Erfolge Stuarts auf ſeinen erſten Reiſen hatten in der reichen Nachbarkolonie den Wunſch gezeitigt, dieſe Leiſtungen wenn möglich zu überbieten. Die Anſtalten, welche man machte, um den Kontinent von Nord nach Süd zu durchkreuzen, waren die großartigſten. Regierung und Private wetteiferten in Beiträgen, bis ſich die ganze zur Verfügung ſtehende Summe auf 248 000 Mark belief. Vierundzwanzig Kamele wurden aus Indien herübergebracht, der ganzen übrigen Ausrüſtung und Verproviantierung die größte Sorgfalt gewidmet und am 20. Auguſt 1860 zog der zum Führer erwählte Robert O'Hara Burke mit ſiebzehn Begleitern, worunter drei Indier, unter den enthuſiaſtiſchen Glückwünſchen der Bevölkerung Melbournes zur Ausführung der ihm geſtellten Aufgabe aus. Sein Plan war, von Menindie am mittleren Darling den Coopercreek zu erreichen und von dort aus in möglichſt gerade nach Norden gezogener Linie den Weg zum Golf von Carpentaria zurückzulegen. Burke ließ einen Teil ſeiner Leute mit Vorräten zu Menindie, eine zweite Station errichtete er am Coopercreek, er ſelbſt aber brach, begleitet von dem Arzte Wills und zwei Leuten, zum Golf von Carpentaria auf. Die Reiſeroute bot keine Schwierigkeiten, ſie wurde leicht durchmeſſen, daß aber Burke wirklich zum Golf ge-

langte, bleibt bei dem ſumpfigen Terrain der Ufergegenden zweifelhaft; wahrſcheinlich kam er nur in die Nähe des Meeres. Durch Nahrungsmangel aufs äußerſte erſchöpft und mit Verluſt eines ſeiner Leute kehrte Burke zum Cooper Creek zurück, um denſelben verlaſſen zu finden, und erlag trotz der Gutmütigkeit der Schwarzen, welche die langſam Verhungernden öfters mit Nahrung verſahen, nebſt Wills dem Hungertode, während der überlebende King in einem der Stämme Aufnahme und Pflege fand. Die nach Melbourne überbrachte Kunde von Burkes langem Ausbleiben wurde die Veranlaſſung zur Abſendung von vier verſchiedenen Expeditionen; von Victoria 1861—1862 unter Howitt, welcher die ſterblichen Überreſte von Burke und Wills ſowie den noch lebenden King nach Melbourne geleitete, von Südauſtralien unter Mac Kinlay, der bis zum Golf von Carpentaria vorging, von Queensland unter Walker und Landsborough, welche ebenfalls die Gegenden am Albert, Flinders, Thompſon und Barku durchforſchten. Die günſtigen Berichte über die Bewäſſerung und Vegetation dieſer weiten Striche wurden ſchnell die Veranlaſſung zu ihrer Beſiedelung durch queensländer Viehzüchter, welche heut ihre Stationen ſchon bis nahe an die Grenzen der Kolonie vorgeſchoben haben.

Stuart's Entdeckungen hatten zwar ein wenig anmutendes Bild von dem Inneren des Kontinents gegeben, deſſen weit von einander gelegene Oaſen von mäßiger Ausdehnung ſelbſt die Viehzucht, der die Vermittelung mit den angeſiedelten Diſtrikten aufs äußerſte erſchwert war, wenig ermutigen konnten, dafür berechtigte aber das große, fruchtbare Areal am Indiſchen Ozean als geeignetes Produktionsgebiet für mancherlei tropiſche Kulturen zu um ſo höheren Hoffnungen. Die unmittelbare Folge von Stuart's Reiſen war die Beſitzergreifung des ganzen ausgedehnten Landſtriches zwiſchen dem 138° und 129° öſtlicher Länge bis zum Indiſchen Ozean, des ſogenanten Alexandralands und des Nordterritoriums, durch die ſüdauſtraliſche Regierung und der allerdings mit wenig Erfolg gemachte Verſuch zur Be-

Fig. 1.



Eingeborner der Macdonellkette auf der Jagd nach Wallabys.

gründung einer Kolonie an der Nordküste. Von viel weitergehenden Wirkungen auf die Entwickelung Australiens sowie seine fernere Erforschung war aber die Ausführung des schon seit Jahren von Todd, dem Generalpostmeister der Kolonie Südaustralien, geplanten großartigen Unternehmens, die Süd- und Nordküste durch eine den Kontinent quer durchschneidende Telegraphenlinie zu verbinden, welche dann durch unterseeisches Kabel über Java in Singapur sich an die schon bestehende große indo-europäische Linie anschließen und dadurch den fünften Weltteil in Verbindung mit allen übrigen bringen sollte. Diese Linie wurde 1872 vollendet und ist für die weitere Erforschung Australiens von größter Wichtigkeit geworden, indem sie die Basis resp. das Endziel mehrerer der nachfolgenden Expeditionen bildete.

Wie bei früheren Anlässen so war es auch jetzt wieder unser Landsmann Ferdinand von Müller, welcher sich die Erforschung Australiens angelegen sein ließ. Mit Hilfe der Regierungen von Victoria und Südaustralien wie einiger Privatleute wurden erst Giles, dann Gosse beauftragt, von dem Überlandtelegraphen westwärts vorzugehen. So wurden die Macdonnell- und James-Kette besser bekannt, der große Salzsumpf Amadeus entdeckt und ein Vorstoß bis zum 127° 31′ östlicher Länge gemacht. Je weiter man nach Westen kam, desto ausgeprägter wurde der Wüstencharakter der Landschaft, deren trostlose Dürre nur in langen Zwischenräumen durch Quellen und natürliche Wasserreservoirs unterbrochen wurde.

Warburton, durch den das Gebiet des unteren Cooper nebst den westlichen und südlichen Ufern des Eyresees 1866 erforscht worden war, folgte der Aufforderung des reichen Kaufmanns und Herdenbesitzers Elder in Adelaide, das Land im Centrum des Kontinents westlich von der Telegraphenlinie hinsichtlich seiner Tauglichkeit für die Viehzucht zu untersuchen. Die Expedition war mit Kamelen ausgerüstet, die Elder schon vor Jahren auf seiner Weidestation südlich vom Cooper akkli-

matiſiert hatte. Als Ausgangspunkt wurde die Alice Springs Station an der Macdonnellkette nahe dem Wendekreis gewählt. Warburton brach am 15. April 1873 auf und erreichte nach unſäglichen Mühen und nachdem er mit genauer Not dem Hungertode entronnen war, am 11. Januar 1874 den de Greyfluß an der Nordweſtküſte Auſtraliens, wo er von den dort lebenden Anſiedlern bereitwilligſt unterſtützt wurde. Die Gegenden, welche Warburton durchzog, gehören zu den traurigſten Auſtraliens; ſandige und waſſerloſe Sandſteinhügel wechſelten ab mit weiten, offenen Wüſten, welche widerwärtiges Stachelgras dicht bedeckte. Warburton gebührt der Ruhm, zuerſt aus dem Innern zur Weſtküſte vorgedrungen zu ſein, leider aber wurde durch die heldenmütigen Anſtrengungen des kühnen, alten Mannes die Koloniſation in keiner Weiſe gefördert.

Immer noch blieb ein großer Raum im weſtlichen Teil des Kontinents unerforſcht. Die Hoffnungen, welche man in Weſtauſtralien, zu dem dieſes Gebiet zum allergrößten Teil gehörte, etwa auf dasſelbe ſetzen mochte, wurden gründlich zerſtört durch die Reiſen von John Forreſt und Erneſt Giles, welche auf verſchiedenen Linien dieſe Striche durchzogen. Forreſt war ſchon 1870 der Route Eyre's an der Großen Auſtraliſchen Bucht, aber in umgekehrter Richtung von Weſten nach Oſten, gefolgt und hatte die Reiſe von Perth bis Adelaide ohne erhebliche Beſchwerde zurückgelegt. Vier Jahre ſpäter zog er wiederum im Auftrage der weſtauſtraliſchen Regierung vom Murchiſonfluſſe oſtwärts und durchwanderte ein ſpärlich bewäſſertes, teilweiſe mit großen Spinifexebenen und Salzſümpfen bedecktes Terrain bis zur Telegraphenlinie, welche er unter dem 27. Breitengrade erreichte. Giles vollendete die Reiſe weiter ſüdlich und beſſer ausgerüſtet. Während Forreſt ſeinen Zug mit Pferden machte, war Giles durch den, wegen ſeiner Verdienſte um Auſtraliens Erforſchung, in den engliſchen Ritterſtand erhobenen Sir Thomas Elder mit Kamelen verſehen worden und ſo in den Stand geſetzt, die Gefahren großer waſſerloſer Strecken glücklich zu überwinden. Das durch-

zogene Land bestand hier gleichfalls aus traurigen Wüsteneien: losen, mit Stachelgras bedeckten Sandhügeln, Malleyscrub, weiten, baumlosen Ebenen und wenig Land, das unter dem befruchtenden Einfluß der leider fehlenden Niederschläge zur Ansiedelung geeignet geschienen hätte. In Perth angelangt bereitete sich Giles sofort zur Rückreise vor, aber auf einem anderen, bisher noch unbetretenen Pfade. Anfang 1876 von dem 27. Breitengrade ausgehend zog er in nordöstlicher Richtung bis zur 23. Parallele, wobei er die merkwürdige magnetische Eisenmasse, den Mount Gould, auffand, richtete von da seinen Kurs südöstlich und erreichte durch sandige Stachelgrasebenen und anderes unfruchtbares Terrain hindurchdringend die Telegraphenlinie im August des Jahres, ohne, ebensowenig wie Forrest, eine Entdeckung gemacht zu haben, welche zur Erweiterung der Kolonisation führen konnte.

Glücklicher aber war die Expedition von Alexander Forrest, dem Bruder des vorgenannten Reisenden und dessen beständigem Begleiter, welcher im Februar 1879 vom de Grey-Fluß in Nordwestaustralien bis zur Telegraphenlinie und an ihr entlang nach Port Darwin reiste. Nicht nur entdeckte er in dem bisher nur in seiner Mündung bekannten Fitzroy einen schönen, für Dampfer 160 Kilometer aufwärts befahrbaren Strom, auch die von ihm durchzogene Gegend erschien teils für Weidezwecke, theils aber auch für den Anbau tropischer Produkte wie Zuckerrohr und Kaffee vorzüglich geeignet. Nur in dem östlichsten Teile dieses Gebietes verlor sich dieser günstige Charakter. Dieser jetzt Kimberleydistrikt benannte Teil Westaustraliens wurde in der Folge schnell von Ansiedlern besetzt.

Auch die 1880 unter dem Kapitän Pennefather in dem Schuner „Pearl“ gemachten Entdeckungen an der Ostküste des Carpentariagolfs haben ein schönes, fruchtbares Terrain mit großen schiffbaren Flüssen, wie der Archer und Batavia, erschlossen, welches zu den vielversprechendsten Gebieten des, wie es scheint, am glücklichsten bedachten Queensland gehört. Eine Expedition, welche um dieselbe Zeit das Land von den Palmergoldfeldern

bis zum Kap York, hauptsächlich auf seinen goldführenden Charakter untersuchte, fand indes keine Spuren des Metalls, die Wahrscheinlichkeit seines Vorkommens auch nur auf einen schmalen Ostrand beschränkt und hatte mancherlei Beschwerden in dem regenreichen und von feindlichen Eingebornen bewohnten Terrain zu überwinden, ehe dieselbe die Ansiedelung am Kap York erreichte.

Areal und Grenzen.

Der australische Kontinent ist, der Größe nach gemessen, der letzte unter den großen Erdmassen, in welche man die Oberfläche unsers Weltteils zu zerlegen pflegt. Vergleichen wir ihn mit Europa, so erscheint er um ein Fünftel kleiner als dieses, vergleichen wir ihn mit seinem Mutterlande, dem großbritannischen Königreiche, so sehen wir, daß diese südliche Besitzung mehr als sechsundzwanzigmal größer ist als die beiden kleinen europäischen Inseln, deren Oberherrlichkeit sie anerkennt.

Nach den zuverlässigsten Berechnungen von Behm und Wagner umfaßt das Areal des australischen Kontinents 7 627 832 Quadratkilometer oder 138 529 Quadratmeilen. Es ist eine wenig gegliederte, unbeholfene Masse, so ungeschlacht und unzugänglich fast wie das auch sonst ihm mehrfach verwandte Afrika. Nur selten tritt das Land in plumpen, massigen Vorsprüngen in das Meer hinaus, ebenso selten schneidet das Meer in die gleichmäßig verlaufenden Küsten. Die zahlreichen, die Ufer besäumenden Landfragmente tragen im Süden und Westen sehr häufig den Charakter felsiger Rauheit und trostloser Unfruchtbarkeit, bessern sich aber zusehends dem Nordrande zu, wo nicht wenige der größeren Inseln zu den schönsten Hoffnungen vollauf berechtigen.

Daß Australien ehemals weit umfangreicher war, dürfen wir mit Sicherheit vermuten. Das Große Barrierriff bezeichnet

mit seiner jäh zu großer Tiefe abstürzenden Ostseite die wahrscheinliche Grenze des ehemaligen Kontinents nach dieser Richtung. Auch im Westen, im Norden und im Süden gewahren wir Anzeichen, daß Australien früher ausgedehnter und höher war. Neuguinea und Tasmanien hingen jedenfalls mit ihm zusammen. Die Periode der Senkung scheint indes vorüber zu sein; im Westen und Süden soll sich die Küste sogar stetig heben. Daß eine solche Hebung in Südaustralien östlich vom Murray in noch nicht gar ferner Zeit stattgefunden hat, lehren uns die Muscheln, welche dort achtzig Kilometer vom Meere landeinwärts und selbst hundert Meter über demselben gefunden wurden. Als dieser Teil noch unter dem Meeresspiegel versenkt war, bildete der östliche Rand bis nach Tasmanien hinüber und mit Einschluß desselben eine langgestreckte Insel, welche ein breiter Meeresarm von einer großen und kompakten Insel trennte. Kleinere Bruchstücke waren vermutlich zwischen beiden Hälften verstreut, die, endlich durch eine allgemeine Hebung des Bodens vereinigt, jetzt aus der Oberfläche als mehr oder minder hohe Gebirgszüge emporragen.

Politisch gehört Australien schon längst in seiner ganzen Ausdehnung zu Großbritannien, das seit der Anlage der ersten Strafkolonie im Osten jede fremde Okkupation sorgfältig zu verhüten gewußt hat. Allmählich ist der Kontinent an fünf verschiedene Kolonialregierungen übertragen worden, welche bei selbständiger Verwaltung unter dem Schutz des Mutterlandes stehen. Räumlich könnte man Australien in drei Teile zerlegen: einen östlichen, einen centralen und einen westlichen. Der erste begreift die drei Kolonien Queensland, Neusüdwales und Victoria, der centrale das eigentliche Südaustralien mit dem ihm zugehörigen Nordterritorium und der westliche die Kolonie Westaustralien. Teilte man den Kontinent in hundert gleiche Teile, so entfielen davon auf Victoria drei, auf Neusüdwales zehn, auf Queensland 23, auf Südaustralien 30 und 34 auf Westaustralien.

Bodenbildung.

Die plastische Gestaltung des Erdteils ist nahezu ebenso einfach wie seine Umrisse. Im allgemeinen mag man sagen, daß sich das Land von Westen nach Osten und von Süden nach Norden zu hebt. Der Gedanke eines großen Inlandsees, wie man ihn noch zu Leichhardts Zeit hatte, in dessen großem Becken sich von aufsteigenden Rändern des Kontinentes die abströmenden Gewässer sammelten, ist längst als irrig befunden worden. Heut existieren solche Randwulste nur an der Ost- und an der Westküste. An der Ostküste zieht sich eine hohe Wasserscheide von dem südlichsten Punkte des Australkontinentes in geringer Entfernung vom Meere bis in die Gegend des östlichsten Vorsprunges, um dann in nordwestlicher Richtung weiter vom Küstenrande zurückzuweichen, dem sie sich aber in starker Biegung nach geraumem Verlauf wieder zuwendet, um, an die Ufer der großen Halbinsel York dicht herantretend, in der nördlichsten Spitze des Kontinentes zu enden. Dort geben zahlreiche, aus der mäßigen Tiefe der Torresstraße als Inseln emporragende Kuppen noch jetzt Zeugniß von dem weiteren Verlauf dieses Zuges hinüber nach Neuguinea, gerade wie die Inseln und Felsen der Baßstraße uns den Zusammenhang zwischen Australien und Tasmanien nachweisen. Von dieser großen Wasserscheide sinkt das Land in ungeheurer Ausdehnung in südwestlicher Richtung bis zum Südlichen Ozean, doch ist auch dieses Gebiet keine ununterbrochene Ebene, vielmehr ragen hier und dort, in keinem Zusammenhang mit einander stehend, einzelne Gebirgsketten oder Berge wie Inseln in einem großen Meere aus derselben zu mäßiger Höhe auf. Das westaustra lische Hochland ist bei weitem nicht so hoch emporgehoben wie das östliche, doch teilt es mit jenem die Eigentümlichkeit, daß die bedeutendsten Erhebungen der auf den breiten Rand aufgesetzten Bergketten sich gerade an der Kante

befinden. Der Charakter ist jedoch insofern ein völlig verschiedener, als die östlichen Gebirge allmählich in große Tiefebenen abfallen, die westlichen aber sich als endlose Hochebene fortsetzen, welche weit ins Land hinein mit Reihen langgezogener Salzsümpfe bedeckt sind. Viele dieser Becken bilden zusammenhängende Flußsysteme, freilich von höchst mangelhaftem Charakter, wie das des oberen Schwanenflusses und des Blackwood. Das übrige Australien weist eine Menge isolierter Gebirgssysteme auf, sodaß nach einem oft citierten Ausspruche Meinickes ein Steigen des Meeresspiegels um wenige hundert Fuß genügen würde, um jenes Festland in Gruppen zahlreicher Inseln aufzulösen. So zieht ein isoliertes Bergland parallel mit den Golfen von St. Vincent und Spencer, dann mit des letzteren, jetzt freilich unterbrochener Verlängerung, dem Torrenssee, parallel bis zu den Niederungen des großen Cooperdelta, so erhebt sich im Centrum des Kontinents eine ausgedehnte Hochebene, aus welcher die schroffen Rücken der Macdonnell-, Musgrave- und Petermann-Kette scharf emporsteigen. Hoch im Norden endlich füllt die Arnhemhalbinsel ein ausgedehntes Tafelland, welches seine höchste Höhe da zu erreichen scheint, wo der Alligatorfluß zwischen steilen Wänden von 300 Meter Höhe zum Indischen Ozean abfließt.

Während unternehmende Reisende thätig waren, uns Kunde von der Oberfläche des Kontinents zu verschaffen, sind die Geologen nicht müßig gewesen und manche alte Vorstellung ist als irrthümlich beiseite geschoben worden. Freilich ist die Kolonie Victoria die einzige, über welche nach ausgeführten Arbeiten: zahlreichen Karten und Berichten, ein allgemeines, geologisches Bild gegeben werden kann. Auch in Neusüdwales und Queensland hat man seit einigen Jahren geologische Anstalten errichtet, die übrigen Kolonien sind aber nach dieser Richtung hin leider noch sehr wenig thätig. Lange Zeit meinte man, daß sekundäre Formationen in Australien nicht vorkämen, daß der ganze Erdteil aus sehr alten und aus sehr neuen Lagern bestände, daß derselbe also während der ganzen mesozoischen Periode

ſich über dem Meere befunden habe. Man weiß jetzt, daß dieſe Anſicht eine irrige iſt, obſchon ſekundäre Formationen an der Oberfläche zu den Seltenheiten gehören. Zu den paläozoiſchen Formationen haben wir die hauptſächlichſten Bergketten Auſtraliens zu rechnen. Die Blauen Berge, die Auſtraliſchen Alpen, das Große Scheidegebirge von Victoria nebſt den Grampians und Pyrenäen, weſtlich von dem letzteren, beſtehen zumeiſt aus ſiluriſchen Lagern von zwei Perioden. Durch ſie hindurchgebrochen ſind Granit, Syenit und Porphyr, oft in großen Maſſen und häufig auf den höchſten Gipfeln zu finden. In Südauſtralien bilden jene Geſteine das gebirgige Rückgrat des Landes und in Queensland iſt die Scheidekette wie im Nordterritorium das Hochplateau, ſo zuſammengeſetzt. Im Weſten treten paläozoiſche Formationen aber weit ſeltener auf; wir finden ſie vereinzelt in der Darlingkette und bei der Championbai; die älteren Felſen ſind hier von neueren Schichten überdeckt. Im Inneren treffen wir Granit über eine weite Fläche hin, meiſt in iſolierten Hügeln und Spitzen in wüſter Gegend. Die Kohlenformation iſt namentlich in Queensland ſtark vertreten, ſie erſtreckt ſich zwiſchen den 29. und 15. Breitegrad 320 Kilometer von der Küſte landeinwärts, zuweilen in Lagern von mehreren tauſend Fuß Mächtigkeit. Hier findet ſich Kohle auch in der meſozoiſchen Formation. Sand- und Kalkſtein aus der permiſchen Epoche kommen im ſüdöſtlichen Victoria vor. Alle älteren Anſiedelungen von Neuſüdwales ſtehen auf jenem großen Sandſteinlager, welches das Kohlenfeld des Hunter einſchließt. Man rechnet auch dies zur paläozoiſchen Periode. In Süd- und Weſtauſtralien hat man von Kohlenformationen nichts bemerken können. In Queensland wird die Kohlenformation von Granit durchbrochen, in dem man Zinn findet; dieſer Granit iſt wahrſcheinlich jüngeren Datums.

Meſozoiſche Geſteinslager hat man am häufigſten in Queensland, ſeltener in Neuſüdwales und Victoria gefunden, und zwar ſind dieſelben nach Foſſilien, welche ſolchen in andern Teilen der Erde entſprechen, feſtgeſtellt worden. In Queensland ſcheint

ein sehr großer Teil des Inneren, im Westen der Scheidekette nördlich bis zum Golf von Carpentaria, südlich bis zum Darling, der sekundären Periode und zwar der oolithischen Formation anzugehören. In Neusüdwales rechnet man die ausgedehnten Sandsteinlager östlich von den Blauen Bergen bisweilen als mesozoisch. Trias findet sich am Clarencefluß, und bei Parramatta hat man ein Kohlenlager aus der mesozoischen Zeit. Die beiden südlichen Halbinseln Victorias bestehen meist aus Kalk und kohlenführenden mesozoischen Lagern; Kohle ist bisher allerdings nur in geringer Menge gefunden worden. Das Wannonthal ist ein zweites solches Gebiet.

Tertiäre Lager ungewissen Alters, meist für pliocen gehalten, bedecken ungeheure Strecken in allen Teilen Australiens. Solche sind der Wüstensandstein, der Korallenkalk, und viel von dem Kies, Konglomerat und Lehm der Goldgruben. Der Wüstensandstein, welcher wahrscheinlich ein volles Drittel des Kontinents bedeckt, von den westlichen Ebenen von Queensland und Neusüdwales quer durch den Kontinent über den größten Teil von Westaustralien, ist bisher ein ungelöstes geologisches Rätsel geblieben. Außer einigen Süßwassermuscheln und unvollkommenen Pflanzenresten fehlen ihm alle organischen Reste, wir können sein Alter daher gar nicht feststellen, wissen auch nicht, ob alle seine Teile gleichalterig sind. Dieser Sandstein erscheint in ausgedehnten Ebenen, Plateaus und niedrigen Hügeln, die letzteren wahrscheinlich das Niveau angebend, welches der Sandstein ehemals überall behauptete. Dies Niveau zeigen auch die merkwürdigen Felsenpfeiler an, welche sich, wie der 50 Meter messende Chambers Pillar mitten im Herzen des Kontinents, oft zu bedeutenden Höhen erheben und nicht selten in Gruppen wie die Säulen eines des Daches beraubten, zerfallenen Tempels erscheinen. Grey sah auf seiner Reise im nordwestlichen Australien eine ausgedehnte Gegend mit solchen Pfeilern besetzt, deren groteske Formen der Landschaft ein eigenartiges Aussehen gaben. Dort fand er auch den Schlüssel zu der merkwürdigen Er-

ſcheinung. Eine unterirdiſche Höhle zeigte ein getreues Bild der zu Tage liegenden Landſchaft, noch ruhte eine ſtarke Geſteinsdecke auf den rötlichen Pfeilern, allein die Zeit war abzuſehen, wo durch die wiederkehrenden Anſchwellungen des die Höhle jetzt ſanft durchrieſelnden Baches dieſe Kruſte endlich weichen und das jetzt unterirdiſche Gebilde an das Licht der Sonne tretend wie ſeine Vorgänger ſein nacktes Geſtein mit dem Schmuck der Schlingpflanzen umkleiden würde. Auch in Südauſtralien und Victoria finden wir ausgedehnte Höhlen dieſer Art mit prächtiger Stalaktitenbildung im tertiären Kalkſtein, alle durch die Aktion des Waſſers gebildet. Auch der Wind mag in ähnlicher Weiſe ſeine Thätigkeit bezeigen; wir wiſſen ja, welche Zerſtörungen die Friktion des ſcharf dahingetriebenen Sandes an den Oberflächen entgegenſtehender Körper anzurichten vermag. Woher kamen nun dieſe Maſſen von Sandſtein, welche jetzt einen ſo großen Teil Auſtraliens bedecken? Die Annahme, daß die Bildung desſelben unter dem Meeresſpiegel vorgegangen ſei nach Analogie andrer Striche desſelben Geſteins, können wir nicht gelten laſſen, da wir hier keine marinen Überbleibſel irgendwelcher Art entdecken. Vielmehr ſind wir zu dem Schluſſe berechtigt, daß der Wüſtenſandſtein jetzt das Becken eines ehemaligen Binnenſees ausfüllt, in welchen die von der damals viel höheren Kante herabſtrömenden Gewäſſer im Laufe von Jahrtauſenden die Abwaſchungen der Berge trugen, bis ſich das Becken füllte, die Waſſer nach außen hin durchbrachen und ihren Abfluß zum Meere nahmen. Die Berge waren im Laufe der Zeit erniedrigt, die ehemaligen Tiefen erhöht, ein allgemeines Sinken des Kontinents folgte und ungeheure Strecken ſandiger Seenbecken wurden nun bloßgelegt. Verringerter Regenfall war die Folge und das Innere nahm damit ſeinen traurigen Charakter an. Die letzten Überbleibſel des großen Binnenwaſſers erkennen wir in den zahlreichen Sümpfen und periodiſch gefüllten Lagunen, welchen wir im Süden, im Centrum und im Weſten Auſtraliens begegnen.

Marine tertiäre Ablagerungen kommen in Queensland und

Neusüdwales gar nicht vor, während solche im Süden und Westen häufig sind und in Victoria 200 Meter über dem Meere angetroffen werden. Die fossilen Früchte, welche man in den tiefsten goldführenden Lagern fand, gehören alle heut nicht mehr vorkommenden Arten an, sind aber subtropischen, australischen Pflanzen verwandt. Selbst in einer Höhe von 1300 Meter fand man in den Australischen Alpen in schwarzem Thon die fossilen Überreste von Blättern. Die größten Lager von Fossilien finden wir indessen in den Schichten der postpliocenen Periode. Solcher Art sind die oft erwähnten Höhlenfunde bei Wellington am oberen Macquarie und am oberen Murrumbidgee. Von dort sowie aus den Thonlagern der Liverpool- und der Darling-Ebenen haben wir genug erhalten, um einen Einblick in die frühere australische Tierwelt zu gewinnen. Die ausgestorbenen Species sind alle den jetzigen verwandt, übertreffen diese aber an Größe bedeutend. Wir sehen Känguruh um ein Drittel größer als der jetzige Macropus, das dem Känguruh verwandte Diptrodon kam dem Elephanten nahezu gleich. Ein Wombat, Phascolomys, erreichte die Höhe eines Tapir und das zwischen Känguruh und Wombat in der Mitte stehende Nototherium hatte den Umfang eines Rhinoceros. Känguruhformen, welche an die auf Bäumen lebenden Dendrolagi Neuguineas erinnern, waren vorhanden, und ein Phalangista, so groß wie ein Löwe, beherrschte wie jener das ihn umgebende Tierreich. Geschöpfe, welche wir heut nur noch in Tasmanien finden, bewohnten damals das Festland. Unter den Vögeln übertraf der dem jetzt lebenden Emu verwandte Dromornis den Strauß an Größe wie an Stärke.

Vulkane waren ehedem in mehreren Gegenden Australiens in Thätigkeit, die nicht verfehlt hat, denselben ihren Stempel aufzudrücken, die Ertragsfähigkeit des Bodens zu bestimmen und dem Bergmann seine Linien vorzuzeichnen. Der bedeutendste vulkanische Herd befand sich im äußersten Südosten. In dem südaustralischen Distrikt von Mount Gambier an der Grenze von

Victoria haben mehrere Vulkane den horizontalen Korallenkalk durchbrochen, ohne indes bedeutende Lavaströme auszusenden. Sie sind vor sehr langer Zeit erloschen, den Krater eines derselben füllt jetzt ein reizender See. Zahlreicher sind die Vulkane des anstoßenden Victoria; in der Umgegend von Ballaarat mag man sie in Gruppen von Dutzenden sehen, die Krater teilweise noch deutlich erkennbar, teilweise auch mit Wasser gefüllt, dessen Tiefe Hunderte von Metern hinabreicht. Auch in Neusüdwales und im westlichen sowie im nördlichen Queensland treten vulkanische Kuppen vereinzelt auf und die Basaltströme, welche sich aus ihnen über das umgebende Land ergossen, lassen sich noch heut deutlich verfolgen.

Bewässerung.

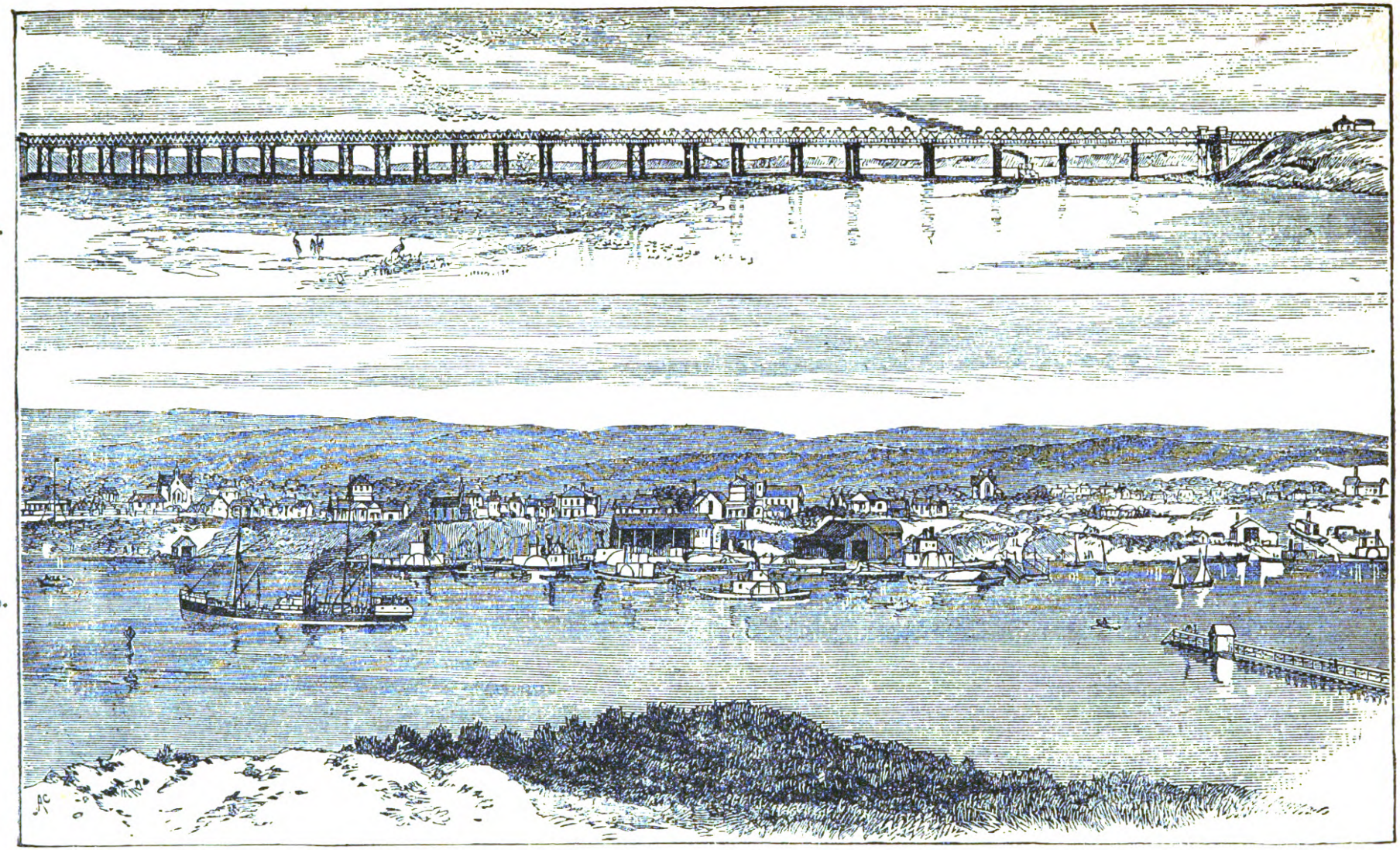
Durch die Konfiguration des Landes, die Erhebung seiner Gebirge und die daraus, wie wir später sehen werden, resultierende Dürftigkeit der Niederschläge ist die spärliche Versorgung des Landes mit Gewässern, mit stehenden sowohl als mit fließenden bedingt. Die höchsten australischen Berge reichen nicht über die Schneegrenze hinaus und in den heißen Ebenen des Inneren sind Niederschläge selten. Die großen Seen: Torrens, Eyre, Gairdner, Amadeus, Austin, Barlee ꝛc. sind salzig und selten etwas besseres als zähe Moräste. Sie hängen für ihren Wasserbedarf gänzlich von den in sie mündenden Flüssen ab, die zwar zahlreich und tief genug ausgehöhlt sind, um bedeutende Wassermassen zuzuleiten, aber nur periodisch fließen. In den Betten dieser Seen finden wir keine Quellen, welche sie speisen könnten, obschon der Eyresee an seinem Süd- und Westufer mit einem dichten Kranz von Quellen umgeben ist, welche dort inmitten einer wenig anmutenden Gegend eine erstaunliche Fülle teils sehr guten, teils salzigen, teils auch warmen Wassers

liefern. Quellen ſind es überhaupt nicht immer, welche die Flüſſe ſpeiſen. Sehr oft ſind es allein Regengüſſe, auf welche auf der Karte mächtig erſcheinende Ströme angewieſen ſind und auch wo die Gebirgsſchlucht Mutter des weit durch das Land hinziehenden Fluſſes iſt, da bedenkt ſie doch ihren Sprößling ſo kärglich, daß ſeine Exiſtenz ſchon nach kurzer Entfernung von der felſigen Geburtsſtätte wieder ein Ende nimmt. Die breiten Flußbetten erſcheinen daher nur allzu häufig als trockene, mit Gras, Buſchwerk und hohen Bäumen beſtandene Schmalthäler, welche ihre dunkelgrünen Linien bald durch eine ausgedörrte Steppe, bald durch ein wogendes Waſſermeer hinziehen.

Obenan unter allen Flüſſen Auſtraliens ſteht der Murray mit ſeinem großen Nebenfluſſe, dem Darling. Wirft man einen Blick auf die Karte und ſieht, wie dieſe beiden Ströme alle Gewäſſer Oſt- und Südauſtraliens zwiſchen dem 26. und 36. Breitengrade in ſich aufnehmen, ſo iſt man geneigt, hier einen Miſſiſſippi mit ſeinem Miſſouri zu vermuten. Nimmt man europäiſche Verhältniſſe zum Maßſtab, ſo läßt ſich das von dieſen Flüſſen gebildete Dreieck mit einem ſolchen vergleichen, deſſen Spitzen durch die Städte Turin, Königsberg und Belgrad markirt werden. Aber leider entſpricht die Wirklichkeit den Erwartungen nicht, welche man zu hegen berechtigt iſt. Die Waſſermenge, welche dieſe beiden Flüſſe führen, iſt zuweilen bedeutend genug und der Murray insbeſondere tritt oft Lagunen bildend weit über ſeine Ufer, allein dann kommen wiederum Zeiten, wo das Niveau des Waſſerſpiegels ſo tief hinabſinkt, daß die Schiffahrt Unterbrechungen erleidet. Bei dem Murray freilich kommt dergleichen kaum noch mehr vor, ſeitdem man Sorge getragen hat, die im Flußbette lagernden Baumſtämme zu entfernen und dadurch Anhäufungen heruntergeſchwemmten Sandes vorzubeugen. Aber der Darling iſt nur nach größeren Fluten ſchiffbar, dann aber kann man ihn bis Bourke, zuweilen ſogar bis Walgett am Zuſammenfluß des Namoi und Barwan befahren. Der Murray durchfließt von ſeiner Quellheimat in den Warragongs oder

Australischen Alpen zuerst ein romantisches Waldgelände, bis er, die Weinhügel Albury's hinter sich lassend, in die ungeheuren Ebenen tritt, welche seine zahlreichen Zuflüsse in allen Richtungen durchfurchen. Der Murray selber sendet von seinem rechten Ufer aus Arme, welche mit nahezu parallel laufenden Nebenflüssen eine Verbindung zwischen ihm und dem Murrumbidgee herstellen, sodaß seine überströmenden Gewässer sich fast in einer Kreisbahn bewegen. Ein Gewirr von Flüssen und Kanälen durchschneidet hier die ebene Fläche und es ist dieser Reichtum, welcher dem Distrikt den bezeichnenden Namen Riverina verschafft hat. Erst mit der Aufnahme des Murrumbidgee beschränkt sich der Murray auf das eigene Bett. Dieser erstere größere Nebenfluß verfolgt fast dieselbe Richtung wie der Hauptstrom, und ehe er sich mit diesem durch eine allzu schmale Mündung vereinigt, geht ihm von Nordosten her der lange, aber seichte Lachlan zu, der über seine niedrigen Ufer häufig gefahrbringend weit hinausgetreten ist, während er sich ebenso oft in eine Kette von Teichen verwandelt. Der Murrumbidgee ist kein bedeutender, aber immerhin ein nützlicher Wasserweg, der wenigstens mehrere Monate im Jahre Dampfern gestattet, bis Wagga Wagga und selbst bis Gundagai vorzudringen. Von der Vereinigung der beiden Flüsse an wird der Hauptstrom weiter und tiefer; hier und dort, bald am einen, bald am anderen Ufer breiten sich ebene Flächen mit mächtigen Gummibäumen aus und dichte Polygonumdickichte wuchern aus den Betten seichter Lagunen empor. Schmale und tiefe Kanäle, fast verdeckt von dem dichten Laubwerk überhangender Bäume, ziehen seitwärts, um große, flache Seen zu füllen, deren mit spärlichem Vegetationskranze umzogene Fläche Wolken von allerlei Geflügel beleben. Dann streben weiße Kalkfelsen steil aus der Flut auf, die in schäumenden Wirbeln vorüberrauscht, denn sie bricht sich an dem Geröll der herabgestürzten Wand, welche die ruhelose Thätigkeit des Wassers unterminierte. Weiter der Mündung zu senken sich die Ufer, bis sie sich zu dem flachen Strande neigen, welcher

Fig. 2.



a. Brücke über den unteren Murray. b. Goolwa an der Murraymündung.

die großen, aber seichten Seen Alexandrina und Albert einfaßt, in die der Fluß sich ausbreitet, ehe er durch schmale Öffnung sich in die Encounterbai ergießt. Hier begegnet der schwache Strom dem mächtigen Schwall des südlichen Ozeans, der ungehindert ihm seine volle Kraft entgegenwirft, daher ist die Einfahrt in den Strom, obschon sorgfältig durch Baken markiert, nicht ganz ohne Gefahr. Das Endziel der vom Oberlauf des Flusses zurückkehrenden Dampfer bleibt immer noch Goolwa, 10 Kilometer von der Mündung, bis wohin die Flut bemerkbar ist, welche, unterstützt durch ein dort einmündendes brackiges Binnengewässer, dem Stromarm einen starken Salzgehalt giebt. Die Gegenden, welche der Murray durchfließt, verlieren an Reiz und auch an Nutzbarkeit, je mehr sich der Fluß seiner Mündung nähert. Auf die für australische Verhältnisse immerhin frischen und anziehenden Berglandschaften folgen weite wellige Prärien, dann dichteres Gebüsch und endlich unleidlicher Malley- und Spinifexscrub, nur selten unterbrochen von weniger unfreundlichen Buschgegenden oder offenen Ebenen. Das Land ist meist sandig und wenig fruchtbar. Unterhalb Echuca hört aller Ackerbau an den Ufern des Flusses auf und die kleinen Ortschaften nähren sich von den umliegenden Schafstationen, indem sie als Entrepots für deren Produkte und Bedürfnisse dienen. Erst an den Mündungsseen beginnt wieder einige Kultur, doch ist dieselbe wenig leistungsfähig. Als Verkehrsader ist der Murray mit seinen beiden Nebenflüssen Darling und Murrumbidgee trotz der Mängel, welche jenen, in seltenen Fällen auch ihm, anhaften, von hoher Wichtigkeit. Die Wolle der weitausgedehnten Weidedistrikte seines Flußgebiets nimmt ihren Weg zum großen Teil entweder den Murray hinunter zu den Häfen Südaustraliens, oder sie wird nach Echuca, dem Hauptflußhafen Victorias, verfrachtet, um von dort per Bahn nach Melbourne übergeführt zu werden. Den Verkehr auf den Flusse an sich zu ziehen, macht Victoria die größten Anstrengungen, hinter denen Südaustralien, das erst vor einigen Jahren durch eine Bahn nach der großen Biegung

des Fluſſes ſeine Hauptſtadt dieſem näher brachte, zurückzuſtehen keineswegs gewillt iſt. Die Murrayhäfen Victorias ſind in der Folge von Oſten nach Weſten: Wahgunyah, Echuca, Swan Hill und Cowana, die von Neuſüdwales: Albury, Corowa, Euſton, Wentworth, in Südauſtralien: Morgan, Mannum, Milang und Goolwa. Am Darling ſind recht anſehnliche Plätze: Bourke, Wilcania, Menindie und das ſchon genannte, an der Vereinigung mit dem Murray liegende Wentworth. Am Murrumbidgee wären außer Gundagai und Wagga Wagga die weit kleineren Narrandera, Hay und Balranald zu erwähnen. Sorgfältig achten Schiffer und Kaufleute auf jedes Steigen der Flüſſe, das ihnen durch den Telegraphendraht, welcher ſich überall längs ihrer Ufer hinzieht, ſofort mitgeteilt wird, um die, vielleicht ſo bald nicht wiederkehrende Gelegenheit ſchleunigſt zu benutzen. Und der herabeilenden Flut entgegen dampfen dann die flachen Fahrzeuge, hinter ſich, einem Eiſenbahnzuge gleich, drei auch vier ſchwerbeladene Barken. Schon jetzt iſt der Verkehr ein ſehr bedeutender und jedenfalls muß er an Ausdehnung noch viel mehr gewinnen, namentlich wenn es gelingen ſollte, die Mündung ſo zu vertiefen, daß größere Seeſchiffe in dieſelbe gelangen können. Bis jetzt vermitteln noch kleine Küſtendampfer den Verkehr wiſchen Goolwa und der Hauptſtadt Südauſtraliens. Allein immer werden die beiden anſcheinend ſo großen Flüſſe wegen ihrer Waſſerarmut nur beſchränkte Träger des Verkehrs Innerauſtraliens werden können, und eine Nebeneinanderſtellung der beiden auſtraliſchen und der beiden amerikaniſchen Ströme hieße den Zwerg mit dem Rieſen vergleichen.

So geringfügig aber die Leiſtungen des großen auſtraliſchen Fluſſes dem höhere Anſprüche an ſeine Waſſerwege ſtellenden Europäer oder Amerikaner erſcheinen mögen, ſo ſtehen ſie doch in Auſtralien bisher unerreicht da. Die Südküſte Auſtraliens beſitzt weiter öſtlich einige kleine Flüſſe, welche der Schiffahrt dienen können und wie der Yarra Yarra bei Melbourne derſelben auch faktiſch ſchon dienen, und die Oſtküſte hat eine ganze Anzahl

von kürzeren wasserreichen Strömen, welche kurze Entfernungen hinauf auch größere Fahrzeuge tragen; eigentlich bedeutend sind hier aber nur der Fitzroy und Burdekin, welche ein ausgedehntes Gebiet entwässern. Auf der Westseite der York Halbinsel sind erst 1880 zwei ansehnliche Flüsse: Archer und Batavia, deren Mündungen man schon kannte, weit hinauf befahren und als sehr vielversprechend sowohl hinsichtlich ihrer Schiffbarkeit als der Fruchtbarkeit ihrer Ufer erkannt worden. Sehr wichtige Verkehrsadern versprechen aber dermaleinst die wasserreichen Flüsse des Nordterritoriums zu werden, namentlich sind der Roper, der Daly und der Victoria selbst für größere Fahrzeuge bedeutende Strecken aufwärts schiffbar. Auch der von Alexander Forrest weit hinauf verfolgte Fitzroy scheint ein wasserreicher Fluß zu sein. Dagegen sind die an der Westküste mündenden, sich auf der Karte so ansehnlich präsentierenden Flüsse meist trockene Rinnsale oder Reihen von Wasserbecken und die Südküste ist bis zur Murraymündung ohne irgendwelchen, auch nur einigermaßen beachtenswerten Wasserlauf. Die Flüsse des Inneren aber haben sämtlich den Charakter der Periodizität, sie sind entweder den größten Teil des Jahres völlig trocken oder sie bilden eine Kette lose oder noch öfter gar nicht zusammenhängender breiter Becken, welche in der Regel durch eine schmale Bank von einander getrennt sind. Indem man diese Scheidewände erhöhte und befestigte, hat man an vielen Stellen kleine künstliche Seen und Teiche geschaffen, welche die Viehzucht außerordentlich erleichtern. An andern Orten hat man dergleichen Bauten ausgeführt, um nahegelegenen Städten ihren Wasserbedarf zu sichern oder auch, wie in Adelaide, der sportliebenden Bevölkerung die Möglichkeit von Wettruderkämpfen zu verschaffen.

Außerordentliche Summen sind ferner für Brunnen verausgabt worden und zwar mit recht glücklichem Erfolge, sodaß auf diese Weise sehr ausgedehnte Striche von Südaustralien und Neusüdwales für die Ansiedelung nutzbar gemacht worden sind. Noch größere Hoffnungen erwecken die Erbohrungen arte-

ſiſcher Brunnen, welche die überraſchendſten Reſultate zur Folge gehabt haben. Danach ſcheint es doch möglich zu ſein, die Feuchtigkeit, welche die Oberfläche nicht gewährt, unter derſelben aufzuſuchen und zu Tage zu fördern, und wenn auch die Beſchaffenheit des Waſſers und die Koſtſpieligkeit der Arbeit eine Bewäſſerung zur Verfolgung landwirthſchaftlicher Zwecke nicht möglich machen ſollte, die Unternehmungen der Viehzüchter müſſen dadurch unbedingt gefördert werden.

Klima.

Der Kontinent von Auſtralien zieht ſich durch nahezu dreißig Breitengrade; er hat alſo eine Ausdehnung von Norden nach Süden, welche der Europas gar nicht ſehr bedeutend nachſteht; die großen klimatiſchen Unterſchiede, durch die der Norden unſeres Erdteils von den ſüdlichen Landſchaften getrennt wird, finden wir hier indes keineswegs. Allerdings zeigt das Thermometer im Norden weit höhere Grade als im Süden, auch fällt der Regen in den tropiſchen Teilen Auſtraliens zum größten Teil in den Sommermonaten, d. h. von November bis April, während er ſich in dem ſubtropiſchen Gebiet auf die Wintermonate beſchränkt, wenigſtens ſoweit regelmäßige Niederſchläge in Betracht kommen, aber im großen und ganzen muß man das Klima dieſes Kontinents als ein überall trockenes und demzufolge auch als ein ſehr geſundes bezeichnen.

Auf die räumliche Verteilung der Niederſchläge übt die beſondere Konfiguration Auſtraliens einen entſcheidenden Einfluß. Die Niederſchläge ſind aber von den herrſchenden Windrichtungen abhängig. Wäre Auſtraliens größerer Teil unter den Meeresſpiegel verſenkt, ſo würde der Paſſatwind von Südoſten her über die nördlichen Theile hinwehen und eine Rückſtrömung müßte in den oberen Schichten in umgekehrter Richtung ſtattfinden, wähnerd

in der südlichen Hälfte des Erdteils starke westliche und südliche Winde die Herrschaft behaupteten. Dieses Verhältnis wird aber einerseits durch die Existenz großer Ebenen im Inneren, anderseits durch die am Ostrande entlang laufende, hohe Bergkette gestört. Die ersteren, nahezu wasser- und baumlos, werden im Sommer zu Graden erhitzt, welche selbst über tropische Verhältnisse hinausgehen, dadurch entsteht ein Aufsteigen der niederen erwärmten Luftschichten und demzufolge ein Zuströmen kälterer von allen Seiten, genügend, um den Nordostpassat über den Äquator zu ziehen und ihn in einen Nordwestmonsun zu verwandeln, sodaß die Wirkungen des hierher strebenden Südostpasses vollständig paralysiert werden. Die im Inneren sich in großer Höhe bewegenden nordwestlichen Luftströmungen sinken aber in weiterem Fortschreiten südwärts aus nicht vollkommen klaren Gründen mehr und mehr, bis sie an der Ostküste bei Sydney, häufiger an der Südküste in Melbourne und Adelaide als die gefürchteten heißen Winde erscheinen, denen die zarteren Pflanzen, nicht selten auch kleinere Tiere, wie Vögel zum Opfer fallen. Dieser erhitzte Nordwestmonsun ist in Tasmanien in einer Höhe von 1600 Meter gefühlt worden und als ein Beweis für das abermalige Steigen der heißen Luftschicht nur dort, aber nicht in tieferen Regionen. Sogar in Neuseeland soll man die Wirkungen dieses Windes verspürt haben. Diese heißen Winde beginnen am Morgen und dauern meistens wenige Stunden, zuweilen auch den ganzen Tag. Das Thermometer steigt dann bis zu 46 Grad Celsius und öfters noch weiter, wenn ausgedehnte Waldbrände die Temperatur erhöhen. In dem wüsten Inneren sind diese heißen Winde aber noch weit belästigender, wie denn Sturt's Thermometer im Schatten eines Baumes 53 Grad Celsius zeigte und dann sprang; dort fand derselbe Reisende auch für drei Monate eine Durchschnittstemperatur von 38 Grad Celsius. In Westaustralien kennt man die heißen Winde nicht. In Perth steigt das Thermometer zu 44,4 Grad Celsius und sinkt zu Zeiten bis —0,4. Melbourne ist weit kühler: die höchste beobachtet

Temperatur war dort 43,7, die niedrigſte — 2,8 Grad, Adelaide iſt ſchon wärmer, dort iſt das Maximum 45, das Minimum 1,2 Grad, während das nördlichere Sydney dennoch bei weitem nicht ſo heiße Sommer hat, als dieſe viel ſüdlicheren Städte, denn ſeine Maximalwärme beträgt 40,2, das Minimum 2 Grad, und Brisbanes Klima ſchwankt zwiſchen 56,2 und 3 Grad. Nach dem Inneren zu wird ſowohl die Hitze als auch die Kälte größer, es herrſcht dort ein kontinentales Klima und auf ſolche Sommerhitze, wie ſie Sturt erlebte, folgen dann zahlreiche Winternächte, in welchen ſtehende Waſſerlachen ſich regelmäßig mit einer ziemlich ſtarken Eisſchicht bedecken, die allerdings vor der aufgegangenen Sonne in wenig Stunden verſchwindet.

Der Regenfall iſt im Norden weit bedeutender als im Süden, in Somerſet an der Spitze der York Halbinſel 2205 Millimeter, in Brisbane 1330, in Sydney 1202 und in Melbourne 697 Millimeter. Der Unterſchied zwiſchen Port Darwin im Nordterritorium und Adelaide in Südauſtralien iſt enorm, dort 1389, hier 536 Millimeter. Außerordentlich ſchwach iſt aber der Regenfall im Inneren; Charlotte Waters, eine Telegraphenſtation an der Nordgrenze des eigentlichen Südauſtralien, hat nur 114 Millimeter, eine Regenarmut, welche an Innerſpanien und die Ufergegenden des Kaſpiſchen Meeres erinnert. Perth iſt einigermaßen beſſer geſtellt als die öſtlicher gelegenen Adelaide und Melbourne. Im ganzen aber vermindert ſich der Regenfall von Oſten nach Weſten, bis man ganz in die Nähe der weſtlichen Küſtenregion gelangt. Ebenſo nimmt die Regenfülle ſowohl von Norden als von Süden aus nach dem Inneren zu ab.

Dieſes waldloſe und darum leichter erhitzte Innere ſtrahlt ſeine Wärme in die Luft aus, der Reſt der ihm zugetragenen Paſſatdünſte kann daher nicht zur Verdichtung gelangen. So ſieht der Reiſende ebenſo wie der um ſeinen Viehſtand beſorgte Squatter zuweilen monatelang, wie der Himmel ſich langſam bewölkt und die Hoffnung auf erquickenden Regen erweckt und

dennoch immer wieder diese Hoffnung täuscht, denn die schon sichtbar gewordenen Wasserdämpfe verdichten sich nicht, durch die gesteigerte Luftwärme aufs neue zur Gasform aufgelockert ziehen sie vorüber, ohne ihren Segen zu spenden. Darum denkt man sich in Australien unter schlechtem Wetter etwas ganz anderes als in unserem feuchten Europa. Nichts kann die Lebensgeister aller Stände so auffrischen als sättigende Regengüsse, deren Erscheinen stets mit der lebhaftesten Freude begrüßt wird. Ein schlechtes Wetter kann in Australien nur ein trockenes sein.

Charakteristisch für Australien sind auch die gewaltsamen Ergüsse, welche das Regenquantum eines einzigen Tages oft höher erscheinen lassen als den Fall des ganzen übrigen Jahres. In Sydney fielen einmal innerhalb $2^1/_2$ Stunden nicht weniger als 269 Millimeter. Das Innere von Australien erhält seinen Bedarf an Feuchtigkeit gänzlich vom Nordwestmonsun, daher haben die Stationen am Überlandtelegraphen vornehmlich Sommerregen, während in Victoria und Südaustralien der meiste Regen im Winter fällt. In Neusüdwales sind an der Küste Herbst und Sommer, im Gebirge Frühjahr und Winter, im Inneren Winter und Frühjahr am regenreichsten. In Neusüdwales sowie im anstoßenden Victoria fällt auf den höheren Berglandschaften regelmäßig in jedem Winter Schnee, oft drei Fuß an einem Tage. Ja so stark ist der Schneefall dort zuweilen gewesen, daß Rinder herdenweise darin begraben wurden. In der Gegend von Kiandra, nördlich von Mount Kosziusko, fällt Schnee beständig von Mai bis November. Mount Kosziusko wie alle höheren Kuppen im südlichen Theile sind den ganzen Winter hindurch mit Schnee bedeckt und in geschützten Schluchten bleibt der Schnee auch wohl das ganze Jahr hindurch liegen, obschon keiner der australischen Berge die Schneegrenze erreicht. Dennoch ist der Schneefall keineswegs genügend, um während des Sommers die Flüsse speisen zu können. Es ist immer der Regenfall, welcher ihnen ihren Vorrat giebt und da derselbe zuweilen so plötzlich und heftig erscheint, so sind große und zerstörende Fluten

die Folge, welche zuweilen ungeheure Zerstörungen anrichten, wie namentlich an den Ufern des Hunter, des Hawkesbury, des Clarence. Solche Überschwemmungen sind nicht minder häufig im Innern. Und abwechselnd mit solchen Fluten treten dann wieder verderbliche Dürren auf, in denen monatelang kein Tropfen Regen fällt, wie denn zu Wentworth am Darling achtzehn Monate lang kein nennenswerter Niederschlag stattfand. Eine natürliche Konsequenz ist die dann erfolgende kolossale Sterblichkeit der Thiere, welche in einem Jahre mehrere Millionen von Schafen und Rindern dahinrafft und auch die einheimischen Geschöpfe nicht verschont.

Trotz dieser großen Nachteile ist das Klima Australiens außerordentlich gesund. Epidemische Krankheiten sind fast gänzlich unbekannt. Das in dem nördlichsten Gebiete auftretende Fieber ist zwar nicht ganz ungefährlich, Todesfälle in Folge von solchen Anfällen gehören aber zu den Seltenheiten. In den südlichen Kolonien haben allerdings Scharlachfieber, Diphtheritis und Masern, namentlich unter der jungen Generation, in gewissen Jahren eine nicht unerhebliche Anzahl von Opfern gefordert. Die Sterblichkeit, mit 17 pro Tausend am höchsten in Queensland, mit 15 pro Tausend am niedrigsten in Südaustralien, ist weit geringer als in irgend einem Lande Europas. In dem Mutterlande England betrug die Mortalität im Durchschnitt einer Reihe von Jahren 21,8 und im deutschen Reiche seit 1872 sogar 27,4 pro Tausend. Man hat Australien daher als Kurort für englische Militärpersonen, welche längere Zeit in Indien gedient haben, warm empfohlen. Und abgesehen von den Sommermonaten verdient der ganze Süden eine solche Empfehlung wohl. Die Australier des Festlandes fangen an, Tasmanien als Luftkurort zu betrachten, die Anzahl der Bewohner von Südaustralien und Victoria, welche Hobart während der Sommermonate aufsuchen, ist jährlich wachsend, denn dort finden sie einen willkommenen Zufluchtsort vor der lästigen Hitze ihrer Heimat.

An der Verrichtung seiner Arbeiten wird der europäische

Einwanderer durch Hitze nur im hohen Norden gehindert, wenigstens ist es ihm dort während der regnerischen, heißen Sommermonate nur möglich, eine beschränkte Anzahl von Stunden zu arbeiten. Im trockenen Süden ruht selbst am heißesten Tage niemand, denn gerade in die Zeit der größten Hitze fällt die Ernte und ein Tag Verzug möchte dem Landmanne schwere Verluste bereiten. Auch fühlt bei der Trockenheit der Atmosphäre niemand große Beschwerden, geringere jedenfalls als ihm die heißen Tage nordischer Striche bei dem größeren Wassergehalt der Luft bereiten.

Pflanzen.

Die australische Vegetation ist eine außerordentlich reiche. Wir kennen bis jetzt etwa 8000 verschiedene Arten, eine Zahl, die sich durch fernere Entdeckungen vielleicht auf 10 000 erhöhen dürfte. Australien ist demnach trotz seines geringeren Umfangs und seiner weit größeren Uniformität von Klima und Boden durch eine weit größere Mannigfaltigkeit pflanzlichen Reichtums ausgezeichnet als das umfangreichere und vielseitigere Europa. Dieser Formenreichtum erfüllte schon die ersten Entdecker mit Erstaunen, wie denn die Bai, unter deren Namen der Kontinent lange Zeit vornehmlich bekannt war, ihrer botanischen Schätze wegen die Taufe erhielt.

Eigentümlicherweise und aller Erwartung zuwider, finden wir die größte Artenzahl nicht in dem tropischen Teile des Kontinents, vielmehr in den Strichen der gemäßigten Zone, welche nach Hookers maßgebenden Untersuchungen 5800 Arten umfaßt, während die Zahl der in den Tropen vorhandenen sich nur auf 2200 Arten bezifferte, und durch die neuesten Erforschungen scheint eher die erstere als die letztere einen Zuwachs erlangen zu sollen. Auch ist die tropische Flora Australiens eine

weit weniger eigenartig auſtraliſche, da ſie ſich aus einer Miſchung von Formen des gemäßigten Auſtraliens mit einigen indiſchen, malayiſchen und polyneſiſchen Gruppen zuſammenſetzt. Was wir von dem geſamten Beſtande der Pflanzenwelt als echt auſtraliſch reklamieren, finden wir auf den außertropiſchen Teil des Kontinents und da wieder auf den ſchmalen Rand beſchränkt, welcher das arme Innere im Oſten, Süden und Weſten umſchließt. Hier und zwar hier allein haben wir zwei Fünftel aller Gattungen und nicht weniger als ſieben Achtel aller Arten, dennoch ſind mindeſtens 200 ſämtlicher Gattungen ebenfalls auch Europa gemeinſam.

Was uns ferner mit Überraſchung erfüllen muß, iſt die Verteilung der Arten über die drei Gebiete: das tropiſche, ſüdliche und öſtliche. Die Südweſtecke des Kontinents, ein verhältnismäßig kleiner Teil, iſt bei weitem am reichſten ausgeſtattet, denn dieſer Südweſten hat dem Geſamtkatalog der auſtraliſchen Flora 3600 Arten geliefert, der Südoſten dagegen 3000 und von dieſer Zahl ſind nur 300 beiden Gebieten gemeinſam. Das ſüdöſtliche Gebiet iſt aber zwanzigfach ſo groß wie das ſüdweſtliche und das tropiſche mit Einſchluß der waſſerarmen Teile des Kontinents nahezu ſechsmal ſo groß wie der Südoſten. Nach der Ergiebigkeit ihrer Vegetation würden ſich die drei Gebiete wie 18 zu 15 zu 11, nach ihrer Größe wie 1 zu 20 zu 119 verhalten. Bemerkenswert iſt ferner die ſtrenge, inſelartige Sonderung verſchiedener Gruppen. So findet ſich in Weſt- und Oſtauſtralien von den Akazien, Melaleuken und Eukalypten, welche zuſammen 450 Arten umfaſſen, nicht eine einzige Art in beiden Gebieten zugleich, obſchon dieſe drei Pflanzenfamilien doch die Hauptmaſſe der Vegetation ausmachen. Ziehen wir ſtatt der Arten die Gattungen in Betracht, ſo iſt der Unterſchied nicht weniger auffallend. Im Weſten giebt es etwa 180 Gattungen, welche ſämtlich im Oſten fehlen oder doch nur durch einige wenige Arten vertreten ſind und doch ſchließen dieſe 180 Gattungen nicht weniger als 1100 Arten ein. Für den großen Arten-

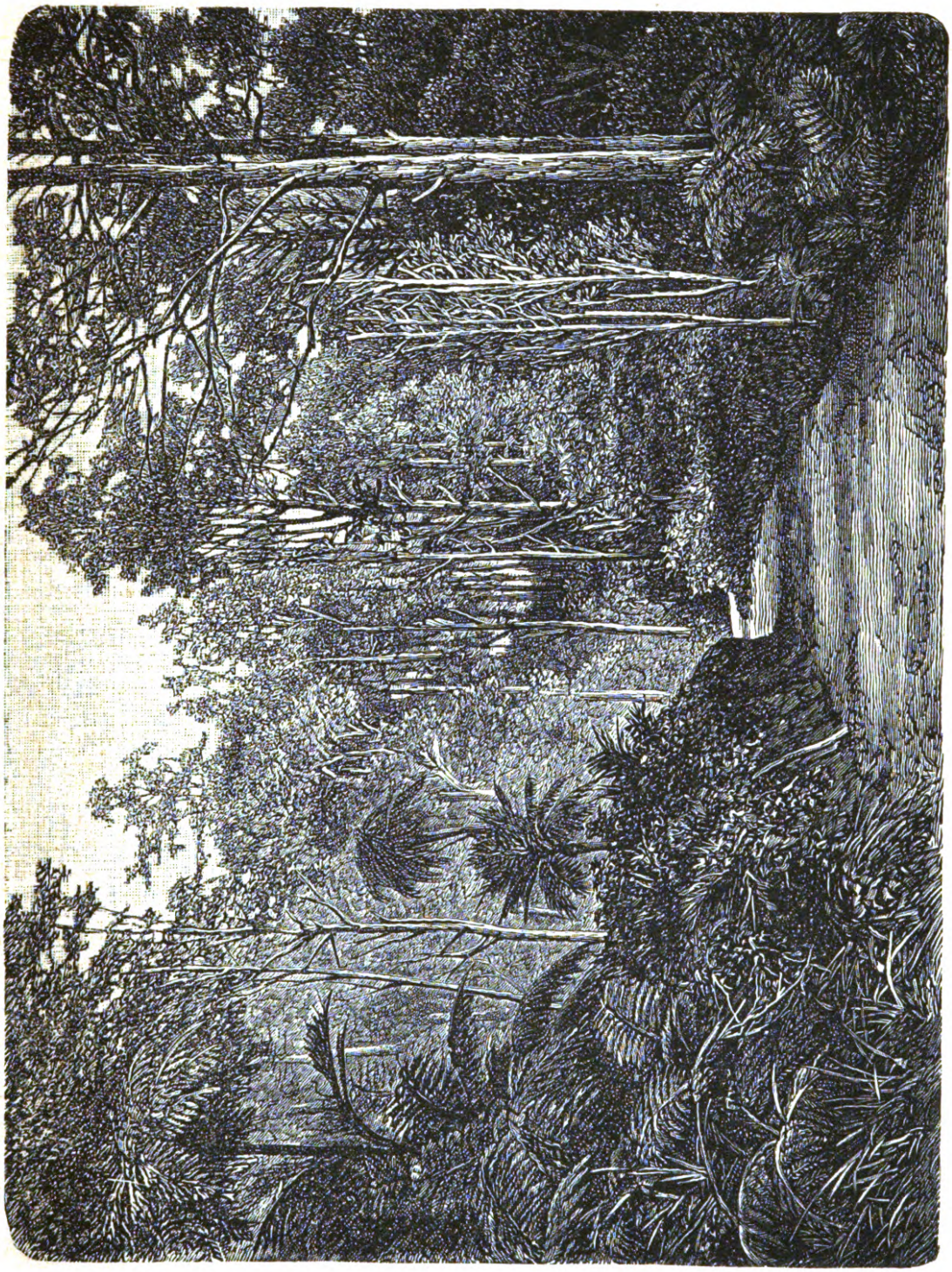


Fig. 3. Eukalyptenwald mit Kasuarinen und Farnen.

reichtum der westaustralischen Flora spricht die Thatsache, daß dieselbe 17 Gattungen einschließt, von welchen jede aus mindestens 30 Arten besteht, die ostaustralische dagegen nur 11 solcher Gattungen aufweist. In Verhältniszahlen ausgedrückt stellen sich die Arten zu den Gattungen im Südwesten wie 6 zu 1, im Südosten wie vier zu eins. Die endemischen Gattungen enthalten hier den sechsten Teil der Gesamtflora.

Eine weitere, noch merkwürdigere Isolierung sehen wir in dem beschränkten südwestlichen Gebiet, indem dort die Bezirke des Schwanenflusses und des King George's Sund, die doch durch keinerlei hemmende Barren von einander getrennt sind, eine weit größere Verschiedenheit in ihrer Flora zeigen als selbst die durch einen breiten Meeresarm geschiedenen Tasmanien und Victoria. Das ganze südwestliche Gebiet ist aber deshalb von hohem Interesse, weil wir hier allein eine von fremden Bestandteilen völlig freie australische Flora vorfinden, während im Osten und Norden sich allerlei Fremdes eingebürgert hat. Und dies Zusammendrängen so spezifisch australischer Formen auf einen kleinen Raum hat zu mancherlei Hypothesen in Bezug auf die Vergangenheit des Kontinents, namentlich auf seine räumliche Ausdehnung, Veranlassung gegeben, von welchen wir die von Hooker, dem kompetentesten Kenner, erwähnen, wonach die Vorläufer der jetzigen australischen Vegetation ein großes Areal, westlich von dem jetzigen Kontinent, bewohnt haben müßten und die merkwürdigen Analogien, welche jene mit der Flora Südafrikas zeigt, in Zusammenhang mit den ehemaligen Raumverhältnissen zu bringen sind.

Die Flora des nördlichen Australien, wo die Centren auf einer unermeßlichen Fläche zerstreut liegen, hat eine weit größere Anzahl von Gattungen als der Südwesten, im ganzen nämlich gegen 700, das Verhältnis der Arten zu jenen ist aber ein weit geringeres, indem es hier auf 3,1 zu 1 herabsinkt. Für den ersten Augenblick dürfte der auch hier überwiegende Endemismus befremden, da die Torresstraße mit ihren zahlreichen Inseln einem

Austausch doch geringe Hindernisse entgegenzusetzen scheint, allein, diese beiden einander so nahen Gebiete zeigen darum so starke Verschiedenheiten, weil das feuchte Klima der niedrigen Küste Neuguineas in zu großem Gegensatze gegen den trockneren Norden Australiens steht, als daß, abgesehen vom Mangrovewald, an beiden Ufern der Meerenge gleiche Pflanzen gedeihen könnten.

Wenn wir aber die australische Flora als höchst eigentümlich bezeichneten, so darf darunter nicht eine Eigentümlichkeit verstanden werden, die aus einem besonderen Ursprung zu erklären ist, die vielmehr als das Resultat einer dauernden Isolierung betrachtet werden muß. Allerdings enthält der Kontinent eine größere Anzahl von Gattungen und Arten, welche ihm eigen sind, und weniger Pflanzen, die andern Teilen der Welt angehören, als irgend eine Fläche von gleicher Ausdehnung. Die Eukalypten, die Proteaceen, die Kasuarinen, Xanthorrhöen und Banksien verleihen nebst manchen andern seltsamen Pflanzengebilden der australischen Landschaft einen eigentümlichen Charakter. Die Nepentheen, bei denen die Blätter sich zu großen, mit einem Deckel verschließbaren Wasserschläuchen umbilden, sehen wir wiederholt im Cephalotus. Die Proteaceenform geht durch Verschmälerung des Blatts zur Erikenform über, oder die Blattgestalt wird durch zylindrische Zweige ersetzt. Die Rinde der Eukalypten fällt ab und die Blätter, durch eine dichte, starre Epidermis gegen eine allzu schnelle Verdunstung des Saftes geschützt, sind nirgends einer periodischen Zerstörung und Erneuerung unterworfen. Trotz dieser und mancher andrer Besonderheiten ist, mit nur zwei Ausnahmen, eine jede der in Australien vorkommenden Ordnungen auch in andern Teilen der Welt zu finden, wie auch keine der sonst weit verbreiteten Ordnungen in Australien fehlt und selbst die für den Erdteil am meisten charakteristisch erscheinenden Typen anderen, über die ganze Welt zu findenden Gruppen ganz nahe verwandt sind.

Den größten Teil der Oberfläche des Kontinents bedecken die beiden Formen der Eukalypten und Proteaceen. Die ersten

ragen durch ihre mächtigen Proportionen wie durch ihre vielseitige Nutzbarkeit hervor, die letzteren ſind typiſch für die mannigfaltigen Bildungen der Geſträuchsdickichte, des auſtraliſchen Scrub.

Unter den Eukalypten ſtehen die ſogenannten Gummibäume (gumtrees) obenan. Wir finden ſie vornehmlich an den Ufern der Flüſſe oder, wo dieſe periodiſch ſind, in den Betten ſelber, ſie gedeihen vortrefflich in den feuchten Thalgründen, aber auch an den Abhängen und auf den Kuppen der Berge, welchen es an Niederſchlägen nicht gebricht. Sie ſind indes nicht auf eine Beſtändigkeit oder Regelmäßigkeit dieſer Niederſchläge angewieſen, ihre ſtarke, holzartige Rinde, die dicke Oberhaut ihrer ſchmalen Blätter beſchränkt die Verdunſtung auf das geringſte Maß und die innerhalb ihrer maſſigen Stämme zur rechten Zeit aufgeſpeicherten Vorräte erlauben ihnen, anhaltende Dürren ohne Nachteil zu überwinden. Zu dieſen Eukalypten gehören die Rieſen der auſtraliſchen Vegetation, die Häuptlinge der geſamten Pflanzenwelt der Erde überhaupt, welche ſelbſt die nordamerikaniſchen Sequoias, dieſe lange für die höchſten der Erde gehaltenen Baumrieſen, ſowohl an Höhenwuchs als an Maſſeninhalt übertreffen. Einen ſolchen Koloß von der Spezies Eucalyptus amygdalina maß zuerſt der berühmte Botaniker Ferdinand von Müller in Melbourne. „Nehmen wir an," ſagt er, „daß nur die Hälfte des Holzes, welches ein ſolcher Baum liefert, zu Planken von zwölf engliſchen Zoll Breite und ein Zoll Dicke geſchnitten würde, ſo ergäbe dies 426 720 laufende Fuß, genug, um $9\,^3/_4$ engliſche Acker (ca. 4 Hektar) damit zu bedecken. Würde dieſelbe Quantität Holz zu Eiſenbahnſchwellen verwendet, eine jede ſechs Fuß lang, ſechs Zoll breit und acht Zoll hoch, ſo würde das Reſultat 17 780 Schwellen ſein. Es bedürfte eines Schiffes von 6000 Tonnen Gehalt, das Holz des Stammes, der Äſte und Zweige des halben Baumes fortzuſchaffen, oder 666 Wagenladungen, je zu $1\,^1/_2$ Tonnen gleich 30 Zentnern. Die zu gewinnenden Öle aus den Blättern des ganzen Baumes

würde man auf 31 Pfund berechnen können, die Holzkohle auf 17 950 Buſhel (6462 Hektoliter), den Roheſſig auf 227 269 Gallonen (11 227 Hektoliter), den Holzteer auf 31 150 Gallonen (1402 Hektoliter), die Pottaſche auf 51 Zentner.“ Wie manches Jahrhundert mag vorübergegangen ſein, ehe die ungeſtörte Natur in ihrem langſamen Wege des Wachstums ein ſo mächtiges und wunderbares Gebilde erzeugen konnte!

Eine wirkliche Meſſung von Eucalyptus amygdalina ergab, wenn das engliſche Fußmaß in das pariſer verwandelt wird, nach Ferdinand von Müller 394 Fuß. George Robinſon giebt aber an, daß er bei einem ſolchen Baum in der Nähe der Quellen des Yarra- und Latrobefluſſes in Victoria einen Umfang von 81 Fuß und eine Höhe von 500 Fuß engliſch, alſo von mehr als 150 Meter beobachtete, während die höchſte bis jetzt bekannte Sequoia ſich nicht über 450 Fuß erhebt. Danach würde das Straßburger Münſter, ſelbſt die Pyramide des Cheops, ſtänden ſie neben jenen Rieſenbäumen, noch von denſelben überſchattet werden und auch der Kölner Dom nur mit ſeiner höchſten Spitze über ihre Laubkrone emporragen.

Der größte Baum in Weſtauſtralien iſt der Kaori (Eucalyptus colossea), von dem ein Individuum im reizenden Warrenthal nach Wallcott's Meſſung 375 Fuß hoch war; der Stamm begann ſich erſt in einer Höhe von 300 Fuß zu veräſteln, in ſeine Höhlung konnten drei Reiter mit zugehörigem Packpferd hineinreiten und, ohne abzuſteigen, darin umkehren. In Südauſtralien erreichen die Eukalyptenſtämme nicht ſolche erſtaunlichen Dimenſionen; doch gehören Stämme von 120 Fuß Höhe und 3 bis 4 Fuß Durchmeſſer nicht zu den großen Seltenheiten.

„Das Auge ſchweift,“ ſagt Ferdinand von Müller, „an den geraden glatten Stämmen hinauf, oft zu einer Höhe von 200 Fuß und mehr, ehe es den erſten ſich abzweigenden Aſt zu erſpähen vermag. Unter ſolchen Rieſen erfaßt uns ein Schwindel, indem wir die ſchwankenden Kronen ſuchen, Kronen, welche die höchſten Bauwerke der Erde überſchatten könnten. In einer

Tiefe von hundert Fuß lassen sich im Gestein der Goldfelder noch die zarten Saugwurzeln entdecken, die zwischen Schiefer, Quarz und Eisenstein sich durch die weichen, feuchten, thonhaltigen Stellen

Fig. 4.



Der Riesenbaum Victoria's. (Eucalyptus amygdalina.)

schlängeln, um die Nahrung aufwärts zu führen und die immergrüne Krone da oben in brennender Sonnenglut frisch zu erhalten."

Solche Baumriesen finden sich freilich nur an äußerst bevorzugten Orten. Und merkwürdiger Weise sind gerade die den

Tropen nahe und innerhalb derſelben gelegenen Teile nicht reich daran, obſchon dort eine gewiſſe Höhe von einer viel größeren Zahl von Baumarten erreicht wird als weiter ſüdlich, wo durchſchnittlich weit weniger hohe Bäume zu finden ſind. Nach Ferdinand von Müller gab es von Bäumen, welche 30 engliſche Fuß und darüber hoch waren, in ganz Auſtralien 950 Arten. Davon entfielen auf Queensland 526, auf Neuſüdwales 385, auf Victoria 146, auf Südauſtralien (ſubtropiſcher Teil) 63, auf Weſtauſtralien 88, auf Zentralauſtralien 29 und auf Nordauſtralien 212 Arten. Die meiſten dieſer hochſtrebenden Bäume gehören zu den Eukalypten, die allerdings auch eine nicht geringe Anzahl von zwerg- und ſtrauchartigen Gewächſen einſchließen, wie jene, welche die Malley- und Mulgaſcrubs bilden; in zahlreichen Exemplaren liefern ſie ein ſehr brauchbares, hartes Nutzholz. Die Koloniſten haben den vornehmſten Sorten die nicht immer ganz paſſenden Namen: weißer, roter oder blauer Gummibaum, Eiſenrinden-, Faſerrinden-, Pfeffermünzbaum u. a. gegeben, unter welchen der in Weſtauſtralien und zwar im ſüdweſtlichen Teile ganze Wälder bildende Jarrah Jarrah oder weſtauſtraliſche Mahagonibaum, Eucalyptus marginata, als das gegen die Termiten allein widerſtandsfähige Holz einen bedeutenden Handelswert hat.

Eine andre merkwürdige Charakterform unter den auſtraliſchen Holzgewächſen iſt die der Kaſuarinen, welche aber auch das indiſche Meer und zwar weithin überſchreiten. Dieſe Bäume ſind merkwürdig dadurch, daß ſie ſtatt der Blätter zart geſtreifte Schachtelhalme tragen; ſie bilden wie andre, deren Blattform ebenfalls nicht ausgebildet, aber in verſchiedener Weiſe angedeutet iſt, den einfachſten Ausdruck für ein Klima, welches eine langſame Entwickelung des Pflanzenlebens fordert und dieſe unterbricht, ohne weſentliche Organe zu zerſtören. Dieſe Kaſuarinen, von den Koloniſten Shea-oak (Casuarina stricta und torulosa) und Beefwood (Casuarina tuberosa) u. a. genannt, haben jene Namen von der Härte ihres Holzes und der Färbung desſelben,

die bei einer Art rohem Rindfleiſch ähnlich ſieht, empfangen und gehören zu den wertvollſten Holzarten der Koloniſten. Im Süden und Weſten am häufigſten, rücken ſie auf geeigneten Stellen weit ins Innere vor.

Eine noch auffallendere Erſcheinung in der auſtraliſchen Landſchaft ſind aber die merkwürdigen Grasbäume (**Xanthorrhoea** oder **Kingia**), welche ſich auf den ſubtropiſchen Teil beſchränken, ſeltſame Gewächſe, deren knorriger, oft abſonderlich gewundener Stamm am Gipfel einen gewaltigen Büſchel von groben Grasblättern trägt, aus deſſen Mitte ein ſtarker, von einer, unſrer Rohrkolbe ganz ähnlichen Blüte gekrönter Stengel hoch emporſchießt. Um den grotesken Anblick noch zu erhöhen, gabelt ſich der Stamm öfters und trägt auf jeder der Abzweigungen dieſe Kolbe. Solche Grasbäume erheben ſich zuweilen kaum über den Boden, erreichen aber, wie in Weſtauſtralien die Kingien, eine Höhe von 23 bis 30 Fuß. In holzarmen Gegenden benutzt man die harzreichen Stämme wohl als Feuerung; der wenig angenehme Geruch und die ſtarken Ablagerungen von Ruß machen dieſe Verwendung aber wenig wünſchenswert.

Als andere merkwürdige, oftgenannte Baumarten dürfen wir die wegen ihres fleiſchigen Fruchtſtiels oft erwähnte Santalacee: den auſtraliſchen Kirſchbaum (**Exocarpus cupressiformis**), den nur im hohen Norden anzutreffenden auſtraliſchen Affenbrotbaum (**Adansonia Gregorii**) und den eben dort zu findenden Flaſchenbaum (**Delabechia rupestris**), die prächtigen Araukarien, welche Queensland beſitzt, und den ſeltenen Piſang erwähnen. Farne erreichen in dem feuchten und fruchtbaren Illawarrathal, ſüdlich von Sydney, eine Höhe von dreißig Fuß. Hier in dieſem bevorzugten Winkel des ſonſt ſo dürren Kontinents, deſſen öde Sandſteinklippen ſteil in das üppig grünende Gelände abfallen, entfaltet ſich in Wäldern, deren ſchlanke, oft hundert Fuß hohe Palmen und ſeltſam geformte, indiſche Feigenbäume durch die Gewinde blühender Lianen zu undurchdringlichem Gewirr verſtrickt ſind, eine wahrhaft tropiſche Üppigkeit

und Fülle der Vegetation. Von knorrigen Zweigen herab ſchweben wunderbare Paraſiten, hoch oben, nahe den Wipfeln der mächtigſten Bäume ſchlägt in den Zweigen derſelben gigantiſches Farnkraut ſeine Wurzeln, während die verwandten, ſchlanken Baumformen ihm von unten zuſtreben, und von den Höhen leuchtet mit ſeiner Laſt roter Blüten der zu den Sterkuliaceen zählende Feuerbaum weit in die blaue See hinaus.

Solche Vegetationsbilder ſind erquickende, leider aber zu ſeltene Ausnahmen in der großen Allgemeinheit. Der auſtraliſche Wald mit hohen Eukalypten bietet uns eine ganz andere, in ihrer Art aber gleichfalls anziehende Erſcheinung. Wir glauben hier nicht in einen Wald, vielmehr in einen Park zu treten, denn die hohen Bäume ſtehen weit von einander entfernt, einzeln oder zu Gruppen vereint, ſodaß man den Wald oft in beliebiger Richtung ſelbſt zu Wagen durchreiſen kann. Von oben herein ſcheint durch die dünnbelaubten Kronen das Licht auf den Grasboden, welchen außer mancherlei Kräutern zerſtreut auch blütenreiche Stauden bedecken. Auf gutem Lande herrſcht der mächtige Eukalyptus allein; wird aber die Erdkrume ärmer, ſo geſellen ſich zu ſeinen nun minder kräftigen Formen düſtre Kaſuarinen und niedrige Akazien, unter deren zahlreichen Arten die Wattlebäume mit ihren gelben, duftenden Blüten zur Verſchönerung der Landſchaft nicht wenig beitragen. So lange der Grasteppich ſeine Friſche bewahrt und Blüten Baum und Strauch ſchmücken, bietet das lichte auſtraliſche Waldland trotz der Einförmigkeit ſeiner Bäume einen lieblichen Anblick, hat aber die heiße Sonne das Gras verdorrt, der Wind die zerfallenen Kräuter verweht und die letzten Blüten von Baum und Buſch herabgeſchüttelt, ſo verſchwindet jeder Reiz, der die grauen Stämme mit ihren lichten Kronen, die harten Sträucher und den nun vielfach entblößten Boden vorher verſchönten.

Einen ſchneidenden Gegenſatz zu den parkähnlichen Flächen des Waldlandes bildet der auſtraliſche „Scrub," ein Dickicht, deſſen Charakter darauf beruht, daß der Boden unter Ausſchluß

Fig. 5.



Offener Eukalyptenwald.

von Kräutern und Gräſern dicht mit den verſchlungenen Sträuchern der Proteaceen- und Erikenform bedeckt iſt. Dieſe Scrubs tragen ein recht eigentlich auſtraliſches Gepräge und ſind charakteriſtiſch wie nichts anderes für den Erdteil.

Aus einer großen Zahl von Arten von ſehr verſchiedener Mächtigkeit und Höhe beſtehend, nähern ſich dieſe Dickichte bald dem Charakter niedriger Wälder, bald beſtehen ſie aus dicht aneinander gedrängtem Buſchwerk, das Mannshöhe nicht einmal erreicht. Hauptſächlich ſind es drei Namen, welche in den Berichten der Reiſenden immer und immer wiederkehren: Die Malley-, die Mulga- und die Brigalowſcrubs. Ihr Erſcheinen auf dem Pfade des Erforſchers war oft für ſein Unternehmen verhängnisvoll, denn ſolche Dickichte, deren Gewächſe mit ſpitzigen und dornigen Zweigen höchſtens dem Fußgänger einen nicht mühelosen Durchgang geſtatteten, erwieſen ſich für einen Reitertrupp mit ſchwerbeladenen Packpferden völlig unpaſſierbar. Als Leichhardt ſeinen kühnen Zug von der Oſtküſte zur Nordküſte machte, wurde er oft Wochen und Monate von ſolchen undurchdringlichen Scrubdickichten aufgehalten und gezwungen, die Flußlinien aufzuſuchen, welche ihn ſehr häufig von der beabſichtigten Richtung weit ablenkten. Stuart mußte auf ſeiner Durchquerung des auſtraliſchen Kontinents mehr als einmal vor ſolchen weit ſich hinziehenden Scrubdickichten zurückweichen, wenn er, das Gros ſeiner Expedition am Raſtort zurücklaſſend, Vorſtöße nach Nordweſt oder Nordoſt zu machen verſuchte.

Der Malleyſcrub iſt von den dreien bei weitem am wenigſten unleidlich. Malley iſt eine Art Eukalyptus, gewöhnlich als Eucalyptus dumosa bezeichnet, eine Pflanze, die aber nur eine Varietät von Eucalyptus incrassata iſt, wie uns der beſte Kenner und eifrigſte Erforſcher der auſtraliſchen Flora, Ferdinand von Müller, kürzlich gezeigt hat. Die Malley wächſt ſtets in Büſchen, zuweilen niedrig und Mannshöhe kaum erreichend, oft aber von zehn bis zwölf ſchlanken Stämmen, die, mit glatter, roter Rinde bekleidet, zweiglos bis zu fünf Meter hoch in die Höhe

ſchießen, ehe ſich die Krone mit ihren ſchmalen, glänzenden Blättern zu verhältnismäßiger Dichtigkeit ausbreitet. Ein durch ſolchen Malleyſcrub gehauener Pfad erinnert an tiefe, durch ſteile Wände eingefaßte Gräben. Südauſtralien hat viele ſolcher Scrubgegenden, namentlich an den Murrayufern gegen die öſtliche Grenze, wo es mit Viktoria zuſammenſtößt, und ausgedehnte Strecken, weit in die öſtlichere Kolonie hineinreichend, ſind dort mit dieſem dichten Buſchwerk bedeckt. Es iſt ein außerordentlich trauriger Anblick, der ſich dem Auge des Beobachters von irgend einem höher ragenden Punkt in ſolcher Landſchaft darbietet. Soweit der Blick reicht, breitet ſich unter ihm, einem düſtern, wogenden Meere vergleichbar, eine monotone Laubmaſſe, deren Farben ſelbſt das wechſelnde Sonnenlicht kaum höheren Reiz zu verleihen vermag. Selten unterbricht ein emporragender Stamm, das Herausſcheinen des roten Sandbodens die wechſelarme Fläche und die Stille des Todes lagert über ſolchen Strichen, in welche ſich höchſtens eine genügſame Echſe, ſelten ein zwerghafter Bewohner der Vogelwelt verirrt. Doch ſind dieſe Malleyſcrubs, wo ſie ſich an Flüſſe und andre Gewäſſer anſchließen, der beliebte Aufenthalt der Wallniſter, welche hier ihre mächtigen Neſter bauen; das Wallaby und die Känguruhratte verbirgt ſich hier und der Dingo verſchläft unter den Wurzeln kräftiger Stämme den heißen Tag, bis ihn der heranbrechende Abend zu erneuter Thätigkeit weckt. Dieſe größeren Stämme ſind auch die merkwürdigen Reſervoirs, in welche die Natur in dieſer dürren Einöde Waſſervorräte legte, welche der kundige Eingeborne mit geſchickter Hand in reicher Fülle ſeinen Wurzeln zu entlocken vermag.

Schon der Malleyſcrub iſt dem auſtraliſchen Forſcher beſchwerlich und hinderlich genug geweſen, wiewohl ſeine glatten, elaſtiſchen Stämme ſich dem Drucke bereitwillig fügen, wahre, mit Recht gefürchtete Schrecken ſind aber die mit dichten Mulgabäumen und Büſchen bedeckten Gegenden. Dieſe Pflanze, **Acacia aneura** genannt, treffen wir ebenfalls nur auf ſandigem Terrain, doch unterſcheiden ſich ihre harten, rauhen Stämme mit der un-

regelmäßig veräſtelten Krone, ihre ſchmalen, nadelartigen Blätter und die mit giftigen Dornen bewehrten Zweige ſehr weſentlich und ſehr unvorteilhaft von der Malley. Allerdings ſind dem Schafzüchter die Mulgaſcrubs willkommener. Der Boden iſt hier in der Regel, wenn auch ſpärlich, mit Gras und Kräutern bedeckt und das Laub der Bäume und Sträucher wird von Schafen und Rindern nicht verſchmäht. Solche Mulgaſcrubs finden wir weit ſeltener; wir treffen ſie nirgends am Meeresrande, vielmehr tief im Innern, auch ſind ſie bei weitem nicht ſo widerſtandsfähig wie die unvertilgbare Malley, der weder Regenmangel noch Feuer etwas anhaben zu können ſcheint. Auf einer meiner Reiſen zwiſchen Torrens- und Eyreſee durchzog ich große Striche, auf denen die durchgängig abgeſtorbenen Mulgaſtämme von der Intenſität der Dürre zeugten, welche hier geherrſcht hatte, während an den nicht minder hart betroffenen Malleyſcrubs dieſe Prüfungen wirkungslos vorübergezogen waren.

Der in Queensland, im Norden an den Quellen des Burdekin beginnende und ſüdweſtlich ſich bis in die Gegend des Cooper Creek und bis zur zentralen Wüſte ausdehnende Brigalowſcrub, von dem uns die Berichte dortiger Reiſenden ſo oft melden, zählt unter ſeinen vielfachen Arten kleiner Bäume und Sträucher zahlreiche indiſche Gattungen. Zu dieſer Formation gehören auch jene ſonderbaren, flaſchenförmig angeſchwollenen Bombaceen, die, wo ſie auftreten, dem Scrub den Namen Bottletree Scrub verſchafft haben.

Doch auch in den Malleyſcrub, noch weit mehr aber in den Mulgaſcrub miſchen ſich oft Gattungen, die hier an Arten unerſchöpflich zu ſein ſcheinen. Schwinden aber die einförmigen Malleybüſche ganz aus dieſem Gewirr von meiſt nur mannshohen Sträuchern, ſo bietet ſich uns eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Gewächſen; Eukalypten, Grevilleen, Hakeen, Pimeleen, Akazien, Melaleuken u. a. drängen ſich hier in faſt unerſchöpflicher Fülle durcheinander und dennoch hat die Gleichmäßigkeit in den Formen der kleinen, faſt eirunden Blätter und das

Vorherrſchen bläulicher Töne in der Färbung derſelben etwas Ermüdendes, wenn auch der Botaniker hier die reichſte und intereſſanteſte Ausbeute zu finden vermag. Kommt aber die Blütezeit, ſo erſcheint ein ſolcher Scrub in der üppigſten Farbenpracht, deren Schönheit oftmals wunderbar erhöht wird durch die Maſſen von Schlingpflanzen, welche, ſich um Buſch und Baum rankend, den Gegenſtand ihrer Umarmung unter der reichen Decke faſt gänzlich verhüllen.

Weiter haben wir in Auſtralien große, in ungeheure Fernen ſich dehnende Flächen, auf welchen der Baumwuchs gänzlich mangelt, oder doch nur in höchſt geringem Maße vereinzelt auftritt. Kleine Gruppen von Santalaceen unterbrechen hier und dort wie Inſeln im Ozean die Monotonie der ſanft ſchwellenden, welligen Ebenen, welche die gewundenen, grünen Baumeinfaſſungen der hindurchziehenden Creeks in große, geſonderte Felder zerteilen. Seltener bedeckt nur Graswuchs, inſelartig und auch dann wieder in getrennten Büſcheln den roten Boden, deſſen oft kahle, tennenharte Fläche den Gedanken an künſtliche Herſtellung erweckt, häufiger ernährt der meiſt ſalzhaltige Lehm und Sand niedrige Büſche mit bläulichem Grün, unter welchen der Salzbuſch der Koloniſten, **Atriplex nummularia**, als vorzügliches Viehfutter vielſeitig bekannt und geſchätzt iſt. Nach Richard Schomburgk, dem verdienten Direktor des Botaniſchen Gartens zu Adelaide, zeigen dieſe ebenen Ländereien Auſtraliens große Ähnlichkeit mit den Savannen Guianas, welche er mit ſeinem Bruder, Sir Robert, bereiſte. Auch die ſüdamerikaniſchen Landſchaften haben den welligen Grund, die zerſtreuten, verzweigten Bäume, die Flüſſe mit grüner Einfaſſung; auch bei ihnen nehmen Gräſer und Kräuter, in der trockenen Jahreszeit, denſelben gelben, ſonnverbrannten Charakter an und auch dort vollzieht ſich mit Eintritt der Regenzeit dieſelbe magiſche Wandelung. Denn kaum haben die erſten Regengüſſe des Frühlings den durſtigen Boden getränkt, ſo ſpringen Kraut und Gras zum herrlichen Teppich auf, in deſſen friſches Grün die gelben Blumen von Ranunculus,

Oxalis und Hypoxis, die weißen von Drosera und die blauen von Wahlenbergia, Anguillaria und Stackhousia ihren Duft und ihre Farben mischen. In langen Gewinden kriecht über die rote Erde Kennedya prostrata mit ihrem prachtvollen Scharlachschmuck, an Grashalmen empor klimmt mit zarten Blüten Thysanotus Patersoni und in veilchenfarbenem Gewande präsentieren sich die verschiedenen Swänsonen. Dann bietet sich uns allerdings in den Prärien Australiens ein wunderlieblicher Anblick, denn zugleich legen auch die größeren Bäume ihren Schmuck an: in langen, im Winde wehenden Gehängen strahlt in scharlachener Pracht von düstren Kasuarinen und lichten Eukalypten der parasitische Loranthus und über das Gelände zerstreut, soweit das Auge reicht, brechen die springenden Knospen von Grevilleen, Kompositen, Burseren und andren Strauchgebilden in weiße und rote Farben von mannigfachster Schattierung.

Aber auch auf den unfruchtbaren Tafelländern des Ostens begegnen wir mitten unter den verkrüppelten Formen graufarbiger Büsche wunderbar prächtigen Pflanzengebilden. Aus sandigem Boden zwischen Felsenspalten schießt bis zu einer Höhe von 12 Fuß die nationale Blume von Neusüdwales, die Waratah empor, welche auf hohem, starkem Stengel einen Strauß blutroter Blumen von der Größe eines Mannskopfes entfaltet. Steigen wir aber zu den höheren Gipfeln empor, so empfängt uns dort eine alpine Vegetation, in welcher sich die Flora beider Hemisphären seltsam vereinigt findet. Hier sehen wir Arten von Ranunculus, Geum, Gentiana, Gaultheria, Myosotis, Senecio und manche anderen, den alpinen Pflanzen Europas nahe verwandte Erscheinungen, vermischt mit Zwergformen rein australischen Charakters, solchen wie Oxylobium, Brachycome, Acacia, Hovea und Bossiaea. Wie uns Hooker gezeigt hat, erscheinen auf den hohen Berglandschaften Australiens nicht weniger als 38 Pflanzenarten, die sonst fast gänzlich auf die kälteren Teile der nördlichen Hemisphäre beschränkt sind.

Wenden wir uns von der äußeren Erscheinung der austra-

liſchen Flora zu ihrem inneren Werte, ſo gewahren wir zunächſt eine auffallende Armut an wichtigeren Nahrungspflanzen. Was die auſtraliſche Vegetation dem leichtbefriedigten Eingebornen zu gewähren vermochte, haben wir an andrer Stelle gezeigt, dem eingewanderten Europäer hat keines der pflanzlichen Erzeugniſſe des Kontinents als Erſatz oder Ergänzung für ſeine gewohnten Anſprüche zu dienen vermocht. Als Handelsobjekt iſt aber gar manches Produkt ſchon jetzt von Bedeutung und verſpricht, es in der Zukunft noch mehr zu werden, auch dürften die vielfachen, kommerziell höchſt wichtigen Eigenſchaften, welche in zahlreichen Bäumen und Sträuchern ſchon längſt entdeckt ſind, mehr und mehr verdiente Beachtung finden. Am meiſten bekannt iſt bei uns ſchon längſt der blaue Gummibaum, **Eucalyptus globulus**, deſſen Holz an Dauerhaftigkeit dem der Eiche gleicht, der aber eine Höhe erreicht, welche den deutſchen Baum weit hinter ſich läßt. Schon iſt dieſer nützliche Baum über Nordamerika, wie über die Ufer des Mittelmeeres verbreitet und verwandelt das Delta Ägyptens und die unfruchtbarſten Striche Algeriens wie die ungeſunden Sumpfgegenden Italiens in bewohnbare Stätten. Die kahlen Ebenen Kaſtiliens bedecken ſich mit ſeinen Stämmen. Der rieſige Wohlthäter, der vielgerühmte Fieberbaum, hat an den Ufern der Rhone wie der Garonne und Loire ein Heim gefunden und bewährt auch dort ſeine vortrefflichen Eigenſchaften. Vorzügliches Bauholz von beſonderer Härte liefern die Wälder der Oſtküſte wie der Südweſtecke. Herrliche Möbelhölzer finden ſich zerſtreut überall, vornehmlich aber in Neuſüdwales und Queensland, der Heimat von **Cedrela australis**, die man hier Mahagonibaum genannt hat. In den Rinden ſehr zahlreicher Bäume entdecken wir treffliche Gerbſtoffe und nirgends ſind die Hölzer und Blumen der einheimiſchen Vegetation für die Produktion von Eſſenzen beſſer geeignet.

Die Zeit iſt kurz, ſeitdem man die erſten Kolonien an dem ſüdlichen Rande pflanzte und dennoch haben maßloſe Verſchwendung und gewaltige Brände den Waldbeſtand in vielen Gegenden

Victorias und Südauſtraliens ſo bedenklich gelichtet, daß man noch in der elften Stunde an die Konſervierung einiger der ſchönſten Parzellen dachte und zugleich auf entblößten Stellen die Anforſtung mit einheimiſchen, aber auch mit europäiſchen und amerikaniſchen Bäumen in Angriff nahm. Und dieſe Maßregel, welche in Südauſtralien in erſter Linie dem deutſchen Parlamentsmitgliede Krichauff zu verdanken iſt, hat ſich in überraſchender Weiſe bewährt, indem nur die mit zu zartem Blattſchmuck verſehenen Formen: die Buchen, die Linden u. a. dem trockenen und heißen Klima die genügende Widerſtandsfähigkeit nicht entgegenzuſetzen vermochten. Vor jenen Waldbäumen hielten aber längſt die Früchte tragenden mit den erſten Koloniſten ihren Einzug.

Wir finden jetzt in Auſtralien überall die Orangen Italiens eingebürgert und wir ſehen ſie zu einer Vollkommenheit gelangen, die mit den herrlichſten Erzeugniſſen der apenniniſchen Halbinſel und Siziliens rivaliſiert. Wir pflücken in Queensland und Neuſüdwales Bananen und Guaven und ſchütteln Apfel und Birnen von den ſchwerbeladenen Bäumen Tasmaniens, Victorias und Südauſtraliens. Feigen und Mandeln, Pfirſiche und Aprikoſen wachſen in einer Fülle, welche kaum ihre Aufzucht lohnt. Und der Weinſtock gedeiht in allen Kolonien in einem ſolchen Maße, daß ſein Produkt in ſpäterer Zeit einmal eine hohe Stelle unter den Gütern einnehmen muß, mit denen der Weltteil das alte Europa verſorgen wird.

Körnerfrüchte, Zuckerrohr und Baumwolle ſind an die Stelle der Wälder getreten, welche ehemals das Land bedeckten, europäiſche und amerikaniſche Gräſer hat man an die Stelle der weniger nahrhaften einheimiſchen geſetzt. Auch die fremden Unkräuter machen ſich breit und erſticken die abgelebten, ſchwächeren Pflanzenformen. Die alte Vegetation verſchwindet, durch eine neue erſetzt. Langſam freilich vollzieht ſich der Vorgang, auch wird er wohl niemals vollſtändig ſein, und ſo dürfte die auſtraliſche Landſchaft wohl nirgends ganz die eigentümlichen auſtraliſchen

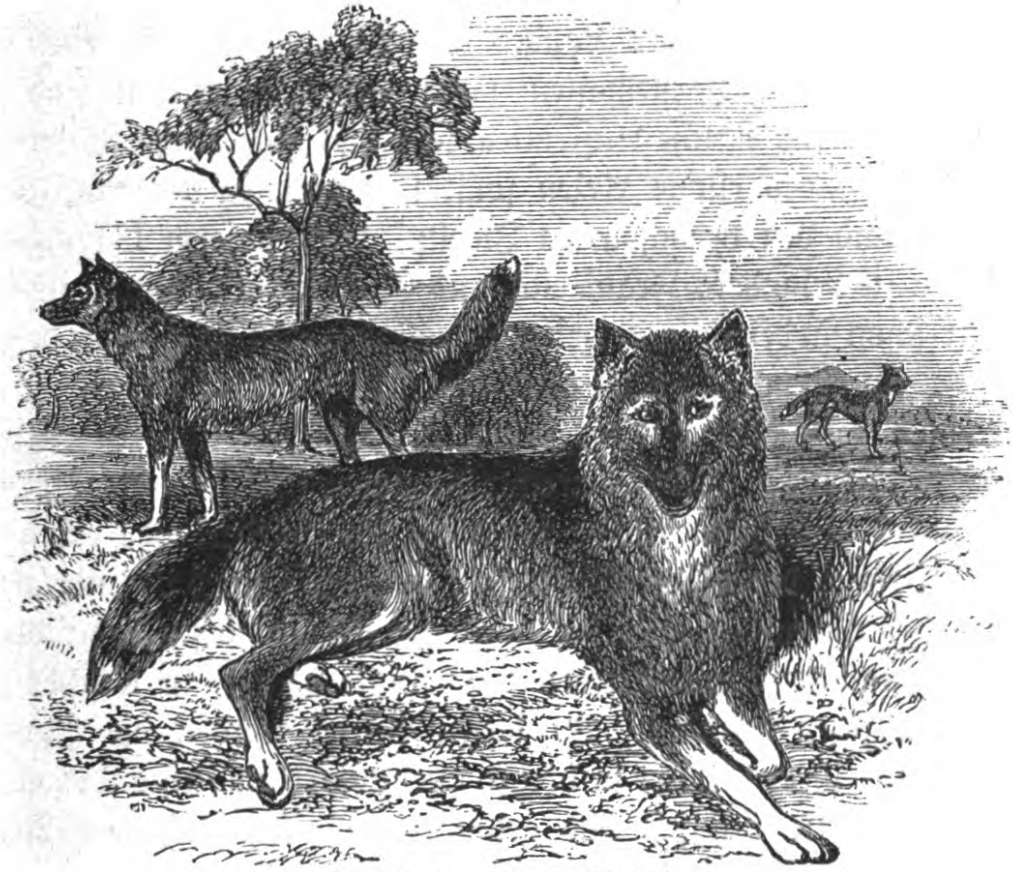
Züge verlieren, immer mehr aber wird, wo der Ackersmann seine Furchen zieht, das Einheimische zurückgedrängt von den fremden Eindringlingen, bis es selber im eigenen Lande als Fremdling zu erscheinen beginnt.

Tiere.

Die Tierwelt Australiens ist außerordentlich charakteristisch für den Erdteil, sie liefert uns besser als irgend ein andrer Umstand den deutlichen Beweis, daß kein Teil des Kontinents seit der mesozoischen Periode mit Asien im Zusammenhang gestanden hat. Es fehlen alle der nördlichen Halbkugel eigentümlichen Tiergestalten. Wir finden hier keine Affen oder Halbaffen, keine Einhufer oder Wiederkäuer, keine Vielhufer, keine Katzen, Wölfe oder Bären, keine Hasen oder Eichhörnchen. Als Verwandte dieser oder ähnlicher Gattungen haben wir hier nur einige besondre Arten von Ratten und Mäusen und den Dingo, den australischen Hund. Daß der Dingo erst mit dem Menschen oder doch wenigstens zur selben Zeit wie jener nach Australien gekommen ist, dürfen wir mit Sicherheit vermuten, denn wir finden seine Knochen in halbfossilem Zustande, in verschiedenen Höhlen. Er ist aber aller Wahrscheinlichkeit nach von den Menschen selber herüber gebracht worden, sonst bliebe die Frage ungelöst, warum nicht auch andre Tiere auf demselben Wege wie er das Land betreten haben sollten. Der Dingo unterscheidet sich übrigens wenig von den wilden oder halbwilden Hunden Indiens. Er ist in allen Teilen des Kontinents vorzufinden und erscheint auch überall teils in wilder Freiheit, teils in Gesellschaft der Urbewohner. Den Ansiedlern war er früher ein gefährlicher Feind, da er unter den Schafherden enorme Verheerungen anrichtete. Sein beliebtester Aufenthalt ist buschiges Terrain, in welchem man ihm schwer beizukommen vermag, da

er eine fuchsähnliche Liſt zeigt. Indes hat man ihn in den angeſiedelten Strichen mit Hilfe von Strychnin faſt gänzlich ausgerottet und auch auf den großen Weidegründen wird er immer mehr zu einer Seltenheit. Die Mäuſe, von denen es nicht weniger als 31 Arten giebt, ſind zum Teil von echt auſtraliſchem Typus, zum Teil ſind ſie den unſrigen ganz nahe verwandt. Und dieſe letzteren ſind aller Wahrſcheinlichkeit nach ebenſowenig

Fig. 6.



Der Dingo. (Canis Dingo.)

einheimiſch wie der Dingo. Wir müſſen uns ihr Herüberkommen aus der nördlichen Hemiſphäre aber in andrer Weiſe erklären, als bei jenem. Wenn die Fluten mächtige Bäume von den Ufern tropiſcher Landſtriche losriſſen und ins Meer hinausſpülten, ſo vermochten kleine Tiere ſehr wohl, ſich in ihren Aſtlöchern und Spalten zu bergen, bis die Strömung den Stamm an

irgendeinen Strand ablagerte. Auf dieſe Weiſe mögen dieſe Mäuſe mit nichtauſtraliſchem Typus hierher gekommen ſein und im Verlauf einer langen Reihe von Jahren können veränderte Umgebung und Lebensweiſe einen ſolchen Einfluß ausgeübt haben, um dem urſprünglichen Charakter andre Züge beizumiſchen.

Die Zahl der in Auſtralien einheimiſchen Säugetiere, 160 Arten, iſt weit geringer als die derjenigen, welche Europa oder Nordamerika bewohnen. Dennoch iſt in Anbetracht des mäßigeren Umfangs und der weit größeren Gleichmäßigkeit des Klimas wie der Oberfläche des Landes die Mannigfaltigkeit eine ſehr bedeutende. Die vornehmſten unter den Säugetieren ſind die Beuteltiere, für welche Auſtralien jetzt das eigentliche Vaterland iſt. Wir finden einige Arten ſonſt nur noch in Amerika, Neu-Guinea und den benachbarten Inſeln. Aus unſerm Europa, in welchem ſie beſonders Frankreich und England bewohnten, iſt jede Spur ſchon in der Diluvialzeit verſchwunden. In Auſtralien beſteht bei weitem der größte Teil aller Säugetiere aus Beutlern. Dieſe Ordnung zeigt aber in ihren zahlreichen Gliedern außerordentliche Verſchiedenheiten. Wir finden echte Raubtiere und echte Grasfreſſer, wir haben Familien, welche ſogar an die Wiederkäuer erinnern. Daher iſt auch der äußere Gliederbau außerordentlich mannigfaltig. Allen gemeinſam iſt aber die vorn am Bauche befindliche, durch den ſogenannten Beutelknochen unterſtützte Taſche, in welcher ſich die Milchzitzen befinden. In dieſen Beutel werden die Jungen gleich nach ihrer Geburt in höchſt unentwickeltem Zuſtande geſetzt, dort ſaugen ſie ſich feſt und gelangen ſo allmählich zur Reife. Dieſe Beuteltaſche, welche ſich mit der Entwickelung der Jungen erweitert, ſuchen dieſelben, auch wenn ſie längſt an Grasnahrung gewöhnt ſind, noch lange Zeit auf, namentlich als Zufluchtsort vor vermeintlicher Gefahr.

Die größten und merkwürdigſten Beuteltiere ſind die Springbeuteltiere (**Halmaturi**), von welchen neun große und mehr als vierzig kleinere Arten Auſtralien bewohnen. Das große rote Känguruh (**Macropus major**) erreicht zuweilen Mannshöhe und

mißt mit dem $2^3/_4$ Fuß langen Schwanz gegen 8 Fuß. Ein Gewicht von 200 Pfund und darüber iſt keine Seltenheit. Man trifft dieſe roten Känguruh im Oſten wie in Weſten an, je armſeliger das Land wird, deſto ſeltener werden ſie und hören endlich ganz auf, ſodaß ſie in einem großem Teil Auſtraliens gar nicht anzutreffen ſind. In einigen Gegenden findet man ſie aber in großen Scharen, eine wahre Plage für die Anſiedler, die ſich ihrer gelegentlich durch große Hetzjagden, bei welchen Hunderte erlegt werden, zu erwehren ſuchen. Man errichtet auch ſtarke, hohe und dichte Verzäunungen, in welche man die Tiere treibt, und erſchlägt ſie dann, um ſich höchſtens ihrer zur Lederbereitung wertvollen Felle zu bemächtigen. Das Fleiſch iſt wenig ſchmackhaft und findet bei den Anſiedlern gar keine Verwendung, obſchon Kangarootailsoup in England mit Oxtail und Mockturtle als Delikateſſe konkurriert. Das Männchen ſetzt ſich übrigens gegen die Hunde und vorkommenden Falls auch gegen den Jäger in der Bedrängnis energiſch zur Wehre, wobei die ſcharfe mittlere Kralle der gut bewehrten Hinterfüße, auch die langen Zähne gefährliche Waffen ſind, während die Vorderfüße den Angreifer wie mit ein paar Armen packen. Zur Fortbewegung, welche in einem beſtändigen Springen beſteht, braucht das Känguruh nur die langen Hinterfüße ſowie den dicken muskulöſen Schwanz. Dies gilt auch von den vielen kleineren Arten, die auch wie jenes durchaus von Pflanzennahrung: Gras, Blättern und dergleichen leben.

Von dem Känguruh in vieler Beziehung verſchieden iſt das Bandikut (Perameles), auch Beuteldachs genannt. Dies Tier bewegt ſich auf allen Vieren, es lebt von Wurzeln und Knollen, der Beutel öffnet ſich bei ihm nicht nach oben, ſondern nach unten und eine Art, der Chöropus, beſitzt keinen Schwanz.

Das auſtraliſche Opoſſum trägt ſeinen Namen ſehr mit Unrecht, denn es iſt von dem eigentlichen, dem amerikaniſchen Opoſſum durchaus verſchieden. Richtig bezeichnet man das Tier als Phalangiſten, ein Wort, das ſo viel wie geſchloſſene Zehe bedeutet und

die einzige wiſſenſchaftliche Benennung iſt, die wir für dasſelbe beſitzen. Die Phalangiſten erſcheinen als Mittelglieder zwiſchen Raubtieren und Nagern; die einen ähneln den Mardern, die andern den Füchſen und doch auch wieder den Eichhörnchen. Sie leben alle in hohlen Bäumen, nähren ſich von Blättern, und kommen nur zur Nachtzeit, namentlich an mondhellen Nächten hervor. Ihr Fleiſch hat keinen angenehmen Geſchmack, die weichen grauen Felle bilden indes, zu Decken zuſammengenäht, einen ſehr gangbaren Handelsartikel. Verwandt mit dieſen iſt das Zuckereichhorn (Belideus sciureus), auch fliegendes Eichhorn genannt, das nicht in der Farbe, wohl aber in der Geſtalt und Größe unſerm Eichkätzchen ähnelt. Es klettert auch mit großer Gewandtheit wie dieſes, aber ſtets von unten nach oben, denn bei der Bewegung von oben nach unten nimmt es eine an den Beinen und zwiſchen denſelben befindliche Flatterhaut zu Hilfe, welche es wie einen Fallſchirm ausbreitet. Kann es von einer Höhe von 30 Fuß abſpringen, ſo iſt es im ſtande, einen achtzig bis neunzig Fuß entfernten Baum zu erreichen. Von dieſer Klaſſe giebt es ſehr kleine Arten, eine ſo winzig, daß eine Pillenſchachtel zum Aufenthalt genügen würde. Mit den Phalangiſten verwandt, aber von ihnen in Geſtalt und Gewohnheiten abweichend iſt der in Neuſüdwales heimiſche Koala oder auſtraliſche Bär (Phascolarctus cinereus) und der Tarſipes von Weſtauſtralien. Letzterer, nicht größer als eine Maus, iſt ein großer Honigfreund, der erſtere, träge und langſam, lebt auf Bäumen und die Langſamſeit ſeiner Bewegungen hat ihm den Namen auſtraliſches Faultier eingetragen.

Ein ebenſo langſames und ſtumpfſinniges Tier iſt das Wombat (Phascolomys), auch auſtraliſcher Dachs genannt, ein Geſchöpf, das mindeſtens die Höhe dieſes letzteren erreicht, dabei aber viel ſchwerer wird, denn es wiegt zuweilen 60 Pfund. Es iſt ſomit das größte auſtraliſche Tier nach dem Känguruh. Es lebt gern in buſchigen Gegenden, wo es ſich Höhlen mit zahlreichen Gängen gräbt, in denen es den Tag zubringt. Nachts

kommt es hervor, um ſich von Gras und Blättern zu nähren. Sein Fleiſch hat annähernd den Geſchmack von Schweinefleiſch. Von den übrigen Beuteltieren unterſcheidet es ſich ſehr beſtimmt dadurch, daß es zwei Paar Rippen mehr als jene beſitzt.

Alle dieſe Tiere ſind Pflanzenfreſſer, die Zahl der fleiſchfreſſenden Raubbeuteltiere oder Beutelmarder (Dasyuri) iſt dagegen nur klein. Früher wurde der Auſtralkontinent auch von dem Beutelwolf (Thylacinus cynocephalus) und dem bärenartigen Raubbeutler (Diabolus ursinus) bewohnt, wie uns foſſile Knochen in den Höhlen von Neuſüdwales beweiſen, jetzt ſind dieſe beiden Tiere auf Tasmanien beſchränkt. Auf dem Kontinent finden wir nur noch einen Beutelmarder, ein paar Beutelbilche, die ſich von Kerbtieren nähren, und einen Ameiſenbeutler. Der Beutelmarder (Dasyurus Maugii) iſt ein ſehr hübſches Geſchöpf, von brauner oder dunkelbrauner Farbe mit weißen, über den ganzen Rücken verſtreuten Flecken, etwa 15 Zoll lang und ſechs Zoll hoch. Aber er iſt wild und unbändig. Daher hat man ihn auf alle mögliche Weiſe auszurotten geſucht, ſodaß er aus vielen Gegenden, wo er früher in großer Zahl auftrat, gänzlich verſchwunden iſt. In neueſter Zeit hat man ihn aber wieder da einzuführen geſucht, wo er ehemals heimiſch war, und zwar als ein Mittel gegen die überhandnehmenden Kaninchen, ohne daß man aber den gewünſchten Erfolg erzielt hätte. Die Koloniſten nennen das Tier einheimiſche Katze. Eines der ſchönſten und auffallendſten Beuteltiere iſt der nur in Weſtauſtralien heimiſche Ameiſen- oder Spitzbeutler (Myrmecobius fasciatus), welcher etwa ſo groß wie unſer Eichhörnchen iſt, dem er auch in ſeiner großen Beweglichkeit gleicht. Die Farbe iſt braun und über den Rücken laufen breite weiße Streifen. Das Tier hat 52 Zähne, alſo mehr als irgend ein bekannter Vierfüßler, es lebt vorzugsweiſe in Waldgegenden, wo Ameiſen reichlich ſind, denn von dieſen, welche es vermittelſt ſeiner langen Zunge aus den Ameiſenhaufen in Menge herausholt, nährt es ſich vornehmlich. Der Ameiſenbeutler iſt vermutlich der Repräſ-

ſentant einer der älteſten Säugetiertypen, da es mehr als irgend ein andres jetzt lebendes Geſchöpf den Beuteltieren der Sekundärzeit, namentlich dem Mikroleſtes aus der Trias von Württemberg ähnlich iſt.

Von den Beuteltieren verſchieden durch das Fehlen der Zähne, ſowie des Beutels ſind zwei zu den Kloaken- oder Gabeltieren gehörige Individuen, die aber dennoch jenen anzureihen ſind, da ihr Knochengerüſt ganz die für Beuteltiere charakteriſtiſchen Merkmale beſitzt und die Jungen auch bei ihnen in faſt ebenſo unreifem Zuſtande zur Welt kommen. Man wollte ſie früher nicht zu den Säugetieren, vielmehr unter die Vögel rechnen, weiß aber jetzt, daß die Ernährungsweiſe ihrer Jungen ſie unter die erſte Klaſſe, wenn auch auf die niedrigſte Stufe derſelben ſtellt. Der Ameiſenigel (**Echidna hystrix**) iſt durch ſeinen Namen charakteriſirt, er gleicht auch in ſeiner Größe unſerm Igel, iſt aber ausgezeichnet durch einen langen, walzenförmigen, am unteren Ende geſpaltenen Schnabel, aus welchem die lange, wurmartige Zunge, wie bei Ameiſenfreſſern, hervorgeſtoßen werden kann. Bei Tage ſchläft er, nachts kommt er hervor, um mit ſeinen Krallen ſeine Nahrung herauszugraben. Noch weit merkwürdiger iſt das ſonderbare Schnabeltier (**Ornithorynchus paradoxus**) oder Platypus mit dem Leibe eines Bibers, doch nur 18 bis 20 Zoll lang, wovon 5 Zoll auf den Schwanz kommen. Die Füße ſind breit und die Vorderfüße mit Schwimmhäuten verſehen; der Schnabel, an deſſen oberem Teil ſich eine breite Hautfalte anſchließt, gleicht ganz dem der Ente. Der Platypus bewohnt die buſchigen Uferränder von Oſt- und Südauſtralien, ſowie von Tasmanien, wo er ſich oft vierzig Fuß lange Höhlen gräbt, an deren äußerſtem Ende er ſein Neſt bereitet.

Als Meerſäugetiere ſind einige Seehunde zu nennen, die namentlich auf den Inſeln an der Südküſte früher ſehr zahlreich waren. Dort traf man auch ehemals ſehr viele Wale, die man jetzt von dort ganz vertrieben hat, obſchon etwas Walfang namentlich an der Nordweſtküſte noch immer von Amerikanern

betrieben wird. Und an den wärmeren Küſten Queenlands ſtellt man dem Dugong (Halicore australis) nach, einem den indiſchen Sirenen verwandten Geſchöpf.

Wenden wir uns zu den gefiederten Bewohnern des Landes, ſo gewahren wir hier eine Mannigfaltigkeit der Formen und eine Schönheit der Farben, welche kein andrer, den gemäßigten Breitegraden angehöriger Strich der Welt entfernt erreicht. Dazu geſellen ſich einige, durch ihre Lebensweiſe und Gewohnheiten außerordentlich merkwürdige Arten. Aber die befremdliche Iſolierung, in welche Auſtralien hinſichtlich ſeiner Säugetiere gebannt iſt, bemerken wir hier nicht. Alle überhaupt auf der Erde anzutreffenden Hauptklaſſen ſind auch in Auſtralien zu finden. Indeſſen fehlen doch einige Familien, denen wir ſonſt faſt in allen Teilen der Welt begegnen, wie die Geier und Spechtmeiſen, ganz. Faſanen ſuchen wir ebenfalls vergeblich, auch die im tropiſchen Aſien ſo außerordentlich zahlreich vorkommenden, zu den Lärmdroſſeln gehörigen Bulbuls und die prächtigen Bartvögel giebt es hier nicht. Dafür beſitzt Auſtralien aber eine Anzahl von Gattungen, wie die Meliphagiden, Platycerciden, Trichoglosſiden, Megopodiiden, Menuriden und Atrichiden, welche es nur mit den nächſtliegenden Inſeln gemein hat. Die Anzahl aller auf dem Auſtralkontinent vertretenen Arten ſoll nach den Angaben der Zoologen 700 überſteigen.

Der Rieſe unter den auſtraliſchen Vögeln iſt der Emu (Dromaeus Novae-Hollandiae), früher und auch wohl noch jetzt zuweilen neuholländiſcher Kaſuar genannt. Hinſichtlich ſeiner Größe ſteht er zwiſchen dem afrikaniſchen Strauß und dem amerikaniſchen Nandu in der Mitte, von den eigentlichen Kaſuaren der oſtindiſchen Inſeln unterſcheidet er ſich ſehr weſentlich. Es giebt zwei Arten, von welchen die ſchlankere (Dromaeus irroratus) den Weſten allein zu bewohnen ſcheint. Die Vögel beſitzen verkümmerte Flügel, die ſo unbedeutend ſind, daß man ſie kaum bemerkt; zur Fortbewegung bedienen ſie ſich ausſchließlich ihrer ſtarken Füße. Sie ſind vollkommen harmlos, nähren ſich von

Samen u. dergl., werden aber ſoſehr verfolgt, daß ſich ihre Zahl außerordentlich vermindert hat. Nutzbar ſind ſie keineswegs, ihr grobes Fleiſch und das ölige Fett, früher von den Pharmazeuten viel begehrt, werden aber von den Eingebornen als beſondere Leckerbiſſen angeſehen.

Die Glorie Auſtraliens ſind aber ſeine Papageien, Loris, Kakadus und Sittiche. „Es iſt unmöglich," verſichert Gould, „das Zauberhafte des Anblicks zu beſchreiben, welchen gewiſſe Papageien, zumal die hochrot gefärbten Arten gewähren, wenn ſie ſich in Flügen in den ſilberblätterigen Akazien Auſtraliens umhertummeln." Keine einzige andre Vogelfamilie verleiht dem Erdteil ein ſo beſtimmtes Gepräge. Zwiſchen dem grünen Laubwerk der Gummibäume ſchimmern, wunderbaren Blüten vergleichbar, die blendenden Kakadus hervor, von den gelb blühenden Akazien hernieder leuchten die ſcharlachroten Roſenparakits und um die Blüten der Bäume tummeln ſich die honigſaugenden Pinſelzüngler in ewig beweglichen Gruppen, während die kleinen Graspapageien die oft troſtloſen Ebenen des Innern freudig beleben. So ſchildert Brehm nach den Berichten der hervorragendſten Reiſenden die Papageienwelt Auſtraliens. Kaum weniger anziehend ſind die Taubenarten, die uns durch die Schönheit ihres Gefieders und die Anmut ihres Weſens feſſeln; unter ihnen ſind die Schopftaube und die Bronzeflügeltaube die ſchönſten. Tiefer im Lande an waſſerreichen Stellen mag man ſie in Scharen von vielen Tauſenden antreffen. Nicht wegen ſeiner Schönheit, vielmehr ſeiner eigentümlichen Geſtalt und der ſonderbaren, lachenden Laute halber iſt der Jägerlieſt oder Rieſenfiſcher (Paralcyon gigas oder Dacelo gigantea) zu nennen, an welchen ſich ſein Verwandter, der prachtvoll blau und weiß gefärbte Blaulieſt (Cyanalcyon Macleayi) anſchließt.

Die Schwalme bilden eine zahlreiche Gruppe von Nachtvögeln, welche ebenſowohl den großen Rieſenſchwalm (Podargus humeralis) als den Zwergſchwalm (Aegotheles Novae Hollan-

diae) unter ſeine Zugehörigen zählt. Mit Hilfe ihrer langen, an der Spitze pinſelförmigen und deshalb hierzu wunderbar geeigneten Zunge berauben die zahlreichen Pinſelzüngler (Meliphagae) die an Honig reichen Blüten der Gummibäume ihres Inhalts; bei den Honigſaugern, hier vertreten durch den auſtraliſchen Blütenleſer (Cyrtostomus australis), iſt die lange, ausſtreckbare Zunge röhrenförmig und tief geſpalten. Von den zwiſchen beiden Arten ſtehenden Honigfreſſern (Myzomela) iſt der im nördlichen Auſtralien heimiſche ſcharlachrot gefärbte Blutvogel (Myzomela erythrocephala) einer der ſchönſten. Auf dem Auſtralkontinent lebt auch der größte aller Kukuke. Der Schnabel dieſes ſchöngefärbten Rieſenkukuks (Scythrops Novae Hollandiae) gleicht aber eher dem eines Tukans, daher man ihn auch unter die Fratzenvögel eingereiht hat.

Allein die merkwürdigſten aller Erſcheinungen der Vogelwelt ſind die Wallniſter und die Leierſchwänze, die erſteren nur noch durch zwei Glieder der Familie auf den Philippinen, Neuguinea und der nördlichen Halbinſel von Celebes vertreten, die letzteren ganz auf Auſtralien und zwar dort wieder auf den ſüdöſtlichen Teil beſchränkt. Die beiden Arten des Leierſchwanzes: Menura Victoriae und Menura Alberti ſind einander nahe verwandt, man bezeichnet beide auch als Menura superba. Dieſer prächtige Vogel hat viel Streit unter den Naturforſchern hervorgerufen, weil die einen ihn unter die Faſanen verweiſen wollten, die anderen ihn zu den Singvögeln rechneten, zu welchen er jetzt gezählt wird. Über die Wallniſter oder Großfußhühner (Megapodiidae) ſind ebenfalls wegen ihrer Stellung die verſchiedenſten Anſichten geltend gemacht worden. Man zählt ſie jetzt zu den Scharrvögeln. Die drei zugehörigen Arten: die Tallegalli, die Leipoa und die Megapodii, die letzten die eigentlichen Großfußhühner und auf den tropiſchen Teil Auſtraliens beſchränkt, haben alle die eine Gewohnheit gemeinſam, ihre ungewöhnlich großen Eier in einem aus Erde und Blättern zuſammengeſcharrten Neſt unterzubringen, in welchem dieſelben durch die

aus der Gährung der Pflanzenſtoffe erzeugte Hitze zur Entwickelung gelangen.

Kriechtiere hat Auſtralien im Überfluß; man zählt nicht weniger als 140 verſchiedene Arten von Eidechſen und zwiſchen 60 und 70 Schlangen. Von Panzerechſen iſt das in ganz Nordauſtralien, wo genügendes Waſſer vorhanden, anzutreffende Krokodil das einzige Exemplar, aber Schuppenechſen giebt es in vielen Arten. Darunter ein bis ſechs Fuß großer Leguan. Die meiſten der Echſen gehören zu Familien, welche auch der alten Welt angehören, nur drei kleine Familien ſind dem Erdteil eigentümlich. Der Weſten iſt weit reicher an beſonderen Typen, als der Oſten; ſo gehören zu Weſtauſtralien und Südauſtralien nicht weniger als zwölf nur dort anzutreffende Arten. Auch Schlangen ſind ſehr zahlreich, doch fehlen Vipern (Viperae) und Grubenottern (Botrophes) gänzlich. Am ſtärkſten ſind die Giftnattern, (Elapes) vertreten, zu welcher Familie voll zwei Drittel aller auſtraliſchen Schlangen gehören, doch ſoll nur von fünf Arten der Biß dem Menſchen tötlich ſein. Die Zahl wächſt, je weiter wir von Süden nach Norden vorgehen: in Tasmanien giebt es nur drei Arten, alle giftig, in Viktoria zwölf, in Süd- und Weſtauſtralien je fünfzehn, in Neuſüdwales 31 und im ſubtropiſchen Queensland 42 Arten. Die am häufigſten vorkommende Schlange und die gefährlichſte iſt die Todesotter (Acanthopis cerastinus), welche von fünf bis acht Fuß lang wird; größer noch, bis zwölf Fuß, wird die ſchöne Rautenſchlange oder Argus (Morelia argus), welche ganz unſchädlich iſt und zur Familie der Rieſenſchlangen (Peropodes) gerechnet wird. An den warmen Küſten halten ſich viele Arten kleiner Seeſchlangen auf, die alle ſehr giftig ſind.

Süßwaſſerfiſche giebt es, zieht man die geringe Zahl größerer und dauernder Gewäſſer in Betracht, in ziemlicher Anzahl. Die Familien der Karpfen und Aale fehlen zwar gänzlich, doch beſitzt Auſtralien zehn Fiſchfamilien, welche auch andren warmen und gemäßigten Zonen angehören.

Inſekten ſind in großer Fülle da. Schmetterlinge giebt es im ſüdlichen Auſtralien weniger als ſelbſt in Großbritannien, gegen Norden zu werden ſie indes häufiger. Von Käfern giebt es dagegen eine ſehr reiche Fülle und einige, wie die Prachtkäfer (Buprestidae), von außergewöhnlicher Schönheit. Fangſchrecken wie die Gottesanbeterin (Mantis religiosa) und die Geſpenſtſchrecken (Phasmodea) ſind außerordentlich häufig und einige der letzteren bis einen Fuß lang. Ameiſen giebt es in ſehr vielen Arten. Am meiſten und am unangenehmſten haben ſich die Termiten durch ihre Angriffe auf Holzbauten gemacht, wie man denn auch eine große Strecke des Überlandtelegraphen von Port Auguſta nach Port Darwin mit eiſernen Pfoſten herſtellen mußte, weil dieſe beſonders in Nordauſtralien ſehr zahlreichen Ameiſen das härteſte Holz ſofort zerſtörten.

Von Schnecken und Muſcheln kennt man ungefähr 300 Arten als auf dem Lande vorkommend, von welchen nicht wenige von beſonderer Schönheit ſind.

Seitdem der Europäer mitten in dieſe Tierwelt hineingetreten iſt, haben ſich ſehr bedeutende Veränderungen vollzogen. Wo er Niederlaſſungen gründete, namentlich wo der Ackerbauer das Land beſtellte und einfriedigte, iſt die einheimiſche Tierwelt in dem Kampfe, welcher ſofort gegen ſie begann, faſt völlig ausgerottet oder zurückgedrängt. Fallen, Pulver und Blei, Gift haben ihr Werk gethan. An die Stelle der alten, für ihn unnützen Bewohner hat der Koloniſt ſeine Pferde, Rinder, Schafe, Schweine und Ziegen geſetzt. Er hat auch für die auſtraliſchen Jagdtiere ſolche eingeführt, welche ihm den Sport der Heimat verſchaffen konnten. In Victoria und auch in Neuſüdwales ſind Akklimatiſationsgeſellſchaften ſehr thätig geweſen. Hochwild iſt aus Europa und Axis aus Indien eingeführt worden, beide gedeihen in den Berggegenden ſehr gut. Von den letzteren wurden vor einigen Jahren 35 im Wimmeradiſtrikt ausgeſetzt und jetzt kann man in den rauhen Grampians Herden von mehreren hundert Stück zählen. Angoraziegen hat man gezüchtet, dieſelben aber

auch frei in die Berggegenden gesetzt, wo sie sich gut vermehren. Kamele wurden schon vor längerer Zeit nach Neusüdwales, Victoria und Südaustralien gebracht und sie haben sich nach wenigen Jahren vollständig akklimatisiert, sodaß sie bei Erforschungsexpeditionen sehr wesentliche Dienste leisten konnten. Hasen und Kaninchen sind ebenfalls vor Jahren eingeführt worden, die letzteren mit einem so überraschenden Erfolg, daß den Kolonisten ernstlich davor bange wird. Denn obschon die Regierungen und Private jährlich Millionen für die Ausrottung dieser jetzt zur drohenden Landplage gewordenen Tiere aufwenden, so scheint das Ende der Gefahr noch ebenso fern wie ehedem. Eine zweite Plage haben sich die Kolonisten mit Einführung der Sperlinge geschaffen, gegen welche jetzt ebenfalls ein unerbittlicher Krieg geführt wird, wie es scheint, mit mehr Aussicht auf Erfolg. Außerdem sind Fasanen, Rebhühner, weiße Schwäne, Drosseln, Lerchen und andere Singvögel in die australischen Wälder gesetzt worden und gereichen den Kolonisten zu größerer Freude als jene verderblichen Tiere. Mit der Züchtung von Lachsen haben Südaustralien sowie Victoria den Anfang gemacht, indem sie sich Eier von Tasmanien holten, wo die gemachten Versuche nach manchem Fehlschlag vom besten Erfolg gekrönt wurden. Unserer kleinen, ihres emsigen Fleißes halber sprichwörtlich gewordenen Hausbiene, nicht zu verwechseln mit dem fliegenähnlichen australischen Namensvetter, hat man aber nachgesagt, daß die Versetzung unter den australischen Himmel sie ihrer rühmenswerten Eigenschaft beraube, da hier kein harter Winter zur Ansammlung von Vorräten nötigt.

Die Urbewohner.

Die Australier gehören einem besonderen, durch bestimmte, leicht erkennbare körperliche Merkmale abgegrenzten Völkerstamme an. Sie sind weder Papua, noch sind sie Neger, dem Polynesier stehen sie noch weit ferner. Man nehme einen Bewohner

Fig. 7.



Bumbulwa mit seiner Frau Quartangruk, Eingeborne aus dem südöstlichen Victoria.

des Südens und führe ihn unter die nördlichſten Stämme, man ſtelle die Eingebornen des Oſtens und Weſtens neben einander, in allen Fällen wird ein Vergleich die gemeinſamen Grundzüge zeigen, welche unter der Oberfläche anſcheinend nicht unerheblicher Verſchiedenheiten liegen. Freilich ſind die Berührungen, welche der Nordrand ſeit geraumer Zeit mit andern Völkerſtämmen hatte, nicht ohne Einfluß auf die dortigen Bewohner geblieben. Klippen und Korallenriffe bilden in den ſeichten Waſſern der Torresſtraße eine leicht überſchreitbare Brücke, über welche die Bewohner des ſüdlichen Neuguineas ihren Weg finden konnten; ihre großen ſeetüchtigen Boote vermitteln noch heute einen lebhaften Verkehr zwiſchen zahlreichen Inſeln. Weiter weſtlich iſt die Küſte öfters von Chineſen beſucht worden, um demſelben Geſchäft obzuliegen, das die Malayen an der Nordweſtküſte treiben, der Trepangfiſcherei, wenn die Jahreszeit für den Fang dieſer als beſondere Delikateſſe hochgeſchätzten Seegurke günſtig iſt. Dieſer Verkehr hat ſeit vielen Menſchenaltern beſtanden, dennoch ſind die Eindrücke, welche er auf die auſtraliſche Bevölkerung jener Gegenden gemacht hat, auffallend unbedeutend. Außer dem Gebrauch von Bogen und Pfeil, welche wir, als den Papua entlehnt, an der Spitze der York-Halbinſel finden, und den kunſtvolleren, mit Segeln verſehenen Fahrzeugen von durchaus nicht auſtraliſchem Charakter haben ſich die Küſtenbewohner kaum irgend etwas von ihren höher ſtehenden Gäſten angeeignet. Formen, welche an die typiſchen Merkmale jener drei Völker erinnern, finden wir allerdings an der Oſtküſte ziemlich weit nach Süden, bis zur Wide Bai, aber ſie ſind doch ſehr vereinzelt und daher nicht nachhaltig.

Mit dieſen wenigen Ausnahmen ſind die Auſtralier ein einziger unvermiſchter Völkerſtamm. Denn wenn in einem, dem unſern an Größe doch nahekommenden Weltteil die Unterſchiede zwiſchen den Bewohnern einzelner Gegenden oft ſehr erheblich ſind, ſo werden wir uns über eine ſolche Erſcheinung nicht wundern, um ſo weniger, da wir wiſſen, wie unüberſchreitbare Grenzen

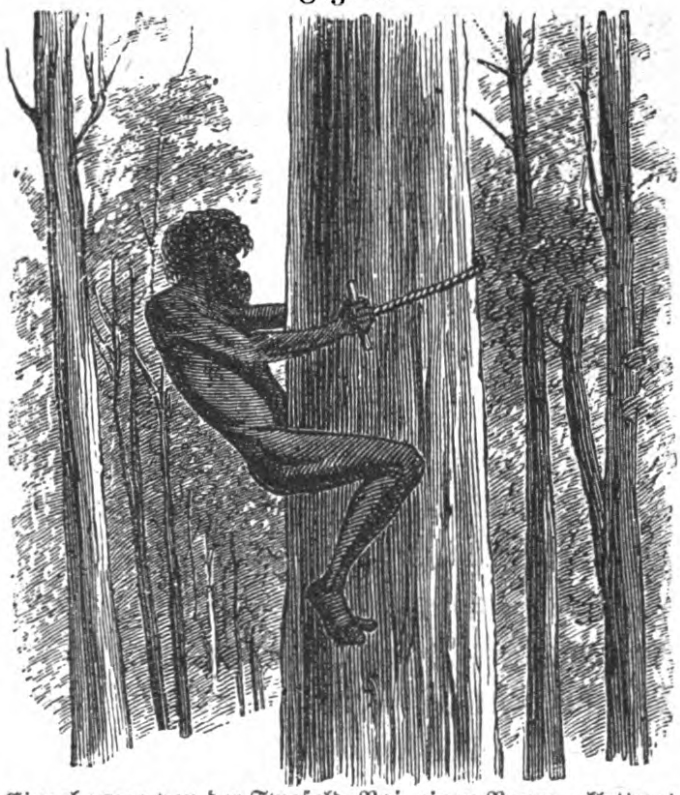
eine undurchdringliche Wald- und Wüſtennatur zwiſchen denſelben oftmals aufgerichtet hat. Trotz aller Verſchiedenheiten im einzelnen erſcheinen die Züge, welche wir vorfinden, im großen und ganzen als die einer einzigen Familie mit aller Gleichmäßigkeit und auch aller Mannigfaltigkeit einer ſolchen.

Auch die Bewohner Tasmaniens ſind wir geneigt den Auſtraliern zuzuzählen, wenngleich nicht unbedeutende Verſchiedenheiten im Körperbau, in der Hautfarbe und im Haarwuchs beſtanden haben mögen, wofür wir ihre ſeit langer Zeit beſtandene Iſolierung verantwortlich machen könnten. Etwaige Bedenken durch Nebeneinanderſtellung beider Stämme zu heben oder auch zu begründen, iſt heute leider nicht mehr möglich, da die letzten Tasmanier ſchon ſeit Jahren verſchwunden ſind.

Ein Bild, das für alle Urbewohner des Erdteils gelten dürfte, läßt ſich wohl in einigen großen Zügen geben. Die Farbe der Haut iſt ſchwarzbraun, zuweilen auch heller und ins rötliche ſpielend, das auch am Körper reichliche Haar tiefbraun und immer gelockt, der Bart voll und ſtark, wo er nicht auf künſtlichem Wege entfernt wurde. Der Schädel mit dem ſtarken Knochengerüſt iſt langgeſtreckt mit ſchmaler, aber hochanſteigender und vortretender Stirn, tiefliegenden, ſchwarzen Augen, deren Sklerotika gelblich gefärbt erſcheint, mit vorſpringenden Backenknochen, oben eingedrückter, unten breiter Naſe, großem Mund mit dicken Lippen, vorragenden Kiefern mit ſtarken, guten Zähnen, aber zurückweichendem Kinn. Von hohem Wuchs ſind die Eingebornen im allgemeinen nicht, obſchon Männer von ſechs Fuß und darüber bei manchen Stämmen keine Seltenheit ſind, ebenſowenig zeichnen ſie ſich durch ſtarke, wohl aber durch äußerſt geſchmeidige und elaſtiſche Muskulatur aus, ſodaß ſie vermöge der Biegſamkeit ihrer Glieder Stellungen einnehmen können, welche Europäern unmöglich werden. Bei dem Ausbeſſern eines Speeres benutzen ſie die Sohle ihres Fußes als Arbeitstiſch und halten mit den Zehen einen zu bearbeitenden Holzſtab ebenſo ſicher wie weniger geſchmeidige Leute mit der Hand. Die Greif-

fähigkeit ihrer Fußzehen leiſtet ihnen auch gute Dienſte beim Erklettern hoher und ſtarker Bäume, in deren Rinde ſie mit ſpitzigem Stabe Vertiefungen ſchlagen, um an den glatten, ſäulenartigen Schäften wie auf einer Wendeltreppe zu ſchwindelnder Höhe emporzuſteigen. Collins ſah Bäume, an denen ſolche Einkerbungen bis zu achtzig Fuß und darüber hinausreichten. Bei Überfällen ſchleppen ſie ihre Speere, welche ſie zwiſchen den Zehen halten, im Graſe einher, ſehr gewandt ſtehlen ſie die kleinſten Dinge auf dieſe Weiſe und führen ihre Beute geſchickt zu der auf dem Rücken gehaltenen Hand. Sie ſetzen beim Reiten den Fuß nicht in den Bügel, ſondern faſſen ihn feſt zwiſchen die beiden größten Zehen, ebenſo bedienen ſich die Frauen beim Stricken von Netzen der Fußzehen in überraſchender Weiſe. Zu momentanen großen Kraftanſtrengungen ſind ſie wohl fähig, ſie erreichen im Sprung erſtaunliche Höhen. Sie ſind gute Fußgänger und ſchnelle Läufer, aber kommt es zu anhaltendem Aufwand von Kraft, ſo treten ſie weit hinter den Europäer zurück. Ihre kleinen, ungemein zierlichen Hände zeigen, wie wenig an Arbeit ſie gewöhnt ſind, wenige kräftige europäiſche Männer vermöchten die Hand um den engen Bügel zu zwängen, welcher ihren Schilden zur Handhabe dient. Wunderbar iſt die Schärfe ihrer Sinne, wenigſtens ihr Seh- und Hörvermögen, daher verfolgen ſie mit Leich-

Fig. 8.



Eingeborner von der Twofold Bai, einen Baum erkletternd.

tigkeit Spuren, nach welchen der europäiſche Koloniſt ſelbſt bei angeſpannteſter Aufmerkſamkeit vergeblich ſpäht, daher ſind ſie auch heute in den meiſten Kolonien unter die Polizeimannſchaften der dünn beſiedelten Weidediſtrikte eingereiht und bei Verfolgung der noch bis zur Stunde beſtehenden Räuberbanden erwieſen ſie ſich äußerſt nützlich, ja nahezu unentbehrlich. Daß ihre Ausdünſtung eine eigentümliche widerwärtige Schärfe beſitzt, iſt wohl ausgemacht; es iſt dieſelbe auch vollkommen unabhängig von dem größeren oder geringeren Mangel an Reinlichkeit, obſchon ſie natürlich weſentlich dadurch beeinflußt wird. Pferde, Rinder und Hunde, welche zuvor nie einen Schwarzen geſehen hatten, zeigten die größte Unruhe, wenn ſie die Nähe von Eingebornen witterten; meine eigenen Erfahrungen werden in dieſer Hinſicht von Leichhardt, Gregory und anderen beſtätigt. Dem Dr. Ludwig Becker ſchien es, als ob durch die Erzeugung von Schweiß ſich Phosphor entwickele. Die Auſtralier ſind in dieſer Beziehung den Negern ähnlich.

Zur Vervollſtändigung unſerer Schilderung von der äußeren Erſcheinung der Bewohner Auſtraliens haben wir noch der Narbenwulſte Erwähnung zu thun, welche auf Bruſt, Oberarm, auch auf dem Rücken in ſymmetriſchen Linien angebracht werden, ferner des Durchbohrens der Naſenſcheidewand, welche eine Federſpule oder ein geglätteter und zugeſpitzter Knochen ſchmückt. Einige Stämme entfernen das Barthaar teilweiſe, andere tragen den Bart voll, zuweilen auch durch eine Muſchel, einen Hundeſchwanz zugeſpitzt und verlängert, wo dieſer Männerſchmuck als hohe Zierde gilt. Durch das Ausſchlagen von einem, auch zwei Zähnen in der oberen Zahnreihe ſind andre Stämme gekennzeichnet. Wir werden ſehen, daß dieſe wie andre Gebräuche nicht ohne gewiſſe religiöſe oder ſoziale Bedeutung ſind. Zur Verſchönerung des Körpers dient ferner das Bemalen desſelben mit roter, gelber oder weißer Erde, auch wird der ganze Leib ſchwarz gefärbt, nachdem er eine gründliche Einreibung mit Fett empfangen hat. Das Haupthaar raſieren einige Stämme von der Stirn bis zur

Mitte des Schädels, die meisten aber lassen es wachsen, wie es ihm gefällt, ohne aber große Länge zu erlauben. Niemals fällt es auf die Schultern, auch bei den Weibern nicht, deren Haar überhaupt keineswegs länger erscheint, als das der Männer. Dieses Kurzhalten ist, da die Australier wenig Reinlichkeit beobachten, auch das Haar salben und mit roter Erde färben, in gewisser Hinsicht sehr lobenswert. Der Haarwuchs bleibt in der Regel stark bis zum spätesten Alter, wann die schwarze Farbe sich in eine graue, viel seltener in eine weiße verwandelt hat, doch sah ich, wie auch Howitt vor mir, am Cooper Creek Männer von anscheinend sehr hohem Alter, welche ihr Kopfhaar vollständig verloren hatten.

Der Körper des Australiers erscheint fast immer in unverhüllter Natürlichkeit; einen dürftigen Schurz tragen nicht einmal immer die Frauen und Fellmäntel kennt man nur in südlichen, kälteren Strichen und auch da nur als Schutz gegen die Unbilden des Wetters. Weniger zur Bekleidung als zum Schmucke dienen die Gürtel aus Schnuren, die man in vielfachen Windungen um den Leib wickelt, ferner die aus gleichem Material bestehenden Armbinden, die Federn, mit denen sie ihr Haupt schmücken, das auch häufig durch Schnüre aus Opossum- oder den hochgeschätzten Menschenhaaren zusammengehalten wird. Auch durch rote und weiße Streifen, Kreuze und Kreise suchen die Eingebornen einiger Gegenden das Aussehen ihrer Person zu heben.

Das Bild, welches wir so empfangen, ist gerade kein anziehendes. Gewiß ist es kein schöner Menschenschlag, allein so abstoßend, wie manche Reisende die Australier schildern, dürfen wir sie uns doch nicht denken. Sind auch die Gliedmaßen oft dünn und schwach, so ist die Brust doch immer breit und hochgewölbt, die Haltung des Körpers vorzüglich und auch das sonst wenig ansprechende Gesicht erhält bei freudiger Bewegung gewinnende Züge. Am wenigsten anmutend werden sie durch ihren Mangel an Reinlichkeit, welche durch Einreibungen mit Fett und Kohle sowie mit farbigen Erden keineswegs befördert wird. Diese

Einreibungen ſollen ſehr oft ein Schutz ſein gegen die Kälte und Näſſe, vor welcher ſie die dürftige Bekleidung nicht ſichern kann. Wenn aber neuere Reiſende ihre Schilderungen dieſes oft verkannten Menſchenſtammes nach den verkommenen Individuen entwarfen, welche ihnen in den Straßen längſt gegründeter Ortſchaften begegneten, ſo thaten ſie dies mit nicht mehr Recht, als der Fremde beanſpruchen könnte, dem als Prototyp unſerer Nation ein phyſiſch wie moraliſch verkommener Bummler unſerer Großſtädte zum Porträt geſeſſen hätte. Will man den Auſtralier richtig beurteilen, ſo muß man ihn dort aufſuchen, wo europäiſche Halbkultur ihn noch nicht degradiert hat. Es beſteht ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen jenen von Schmutz ſtarrenden, in Lumpen dürftig gehüllten, mit ekelhaften Krankheiten behafteten Menſchen, welche ihre ärmlichen Lagerſtätten in der Nähe der Anſiedelungen aufſchlagen, um auf irgendeine Weiſe zu Nahrung, Tabak, womöglich zu Spirituoſen zu kommen, und den in Gottes Naturgewand gekleideten Jägern, welche noch frei von importierten Laſtern im Vollbeſitz ihrer eigentümlichen Gaben über die weiten Striche des Inneren hin mit unfehlbarer Sicherheit die Spuren des flüchtigen Wildes verfolgen.

Fig. 9.

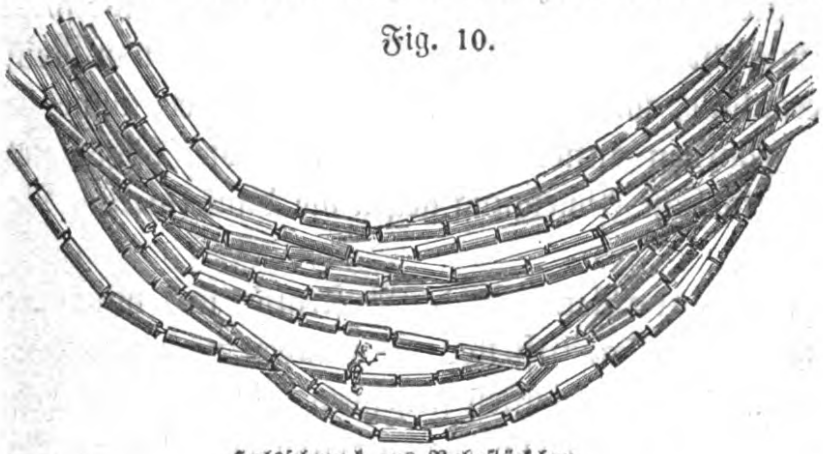


Halsband aus Känguruhfell mit angehefteten Schneidezähnen des großen Känguruh.

Miſchlinge gab es erklärlicher Weiſe ſchon ſehr früh. Allein abgeſehen von den aus dauernden Verbindungen zwiſchen weißen Männern und ſchwarzen Frauen hervorgegangenen Sprößlingen, ſolchen Verbindungen, wie ſie entlaufene Sträflinge, ſchiffbrüchige Matroſen und Walfänger einzugehen pflegten, wurden in früherer

Zeit wenige ſolcher Miſchlinge aufgezogen. Die Eiferſucht der ſchwarzen Männer, der Glaube, daß dieſe Miſchlinge, erlaubte man ihnen das Mannesalter zu erreichen, ſich den Vollblutauſtraliern überlegen zeigen und die Herrſchaft an ſich reißen würden, waren ſtets triftige Gründe für eine ſchnelle Beſeitigung derſelben. Wo der Auſtralier ſich gegen europäiſche Civiliſation noch feindlich verhält, iſt eine ſolche Beſeitigung wohl noch heute die Regel. In Victoria zählt man jetzt aber bereits mehr halbblütige als vollblütige Kinder. Die Erſcheinung dieſer **half-castes** iſt äußerſt intereſſant und zwar unterſcheiden ſich die Knaben in auffallender Weiſe von den Mädchen. Während die erſteren zuweilen den Kindern von Europäern völlig gleichen,

Fig. 10.



Halsſchmuck aus Rohrſtückchen.

immer eine hellere Hautfarbe und lebhaftes Wangenrot haben, iſt der Teint der letzteren in der Regel von hellem Braun, durch welches höchſt ſelten die rote Farbe ſchimmert. So fein die Geſichtszüge aber in früher Jugend ſein mögen, ſo grob, ja abſtoßend werden dieſelben nach eingetretener Reife, und mit zunehmendem Alter nähern ſie ſich mehr und mehr dem ausgeſprochenen auſtraliſchen Typus, wie dieſe Miſchlinge auch mit ſeltenen Ausnahmen die Lebensweiſe ihrer Mütter annehmen.

Heiraten zwiſchen weißen Männern und ſchwarzen Frauen ſind erklärlicherweiſe nicht häufig. In Victoria, wo durch Regierung und Miſſionäre viel für die Erziehung der Eingebornen gethan wird, ſind drei ſolcher Beiſpiele verzeichnet; aus Süd-

auſtralien, wo die Regierung eine ſolche ſchwarze Braut mit einem anſehnlichen Stück und zu ihrem Schutz unveräußerlichen Landes dotiert, iſt mir nur ein ſolcher Fall bekannt. Zahlreicher ſind die Ehen zwiſchen weißen Männern, meiſt entlaſſenen Sträflingen, und ſchwarzen Mädchen in Weſtauſtralien, wo das ausnehmend ſtarke Überwiegen des männlichen Geſchlechtes ſolche Verbindungen begünſtigt.

Noch weniger bekannt ſind Verbindungen zwiſchen weißen Frauen und ſchwarzen Männern. In Victoria faßte die Tochter eines Anſiedlers in den außenliegenden Diſtrikten eine ſo heftige Zuneigung zu einem jungen Schwarzen, daß ſie das Haus ihres Vaters verließ, um mit ihrem Erkorenen zu leben. Der Bund erhielt ſpäter geſetzliche Weihe. Sprößlinge aus ſolchen Vereinigungen giebt es auch in den Weidediſtrikten von Neuſüdwales und Queensland, wo die Töchter weißer Eltern, ohne Erziehung unter Eingebornen aufwachſend und nicht viel höher ſtehend als dieſe, die natürliche Abneigung gegen die dunkelfarbige Raſſe bald überwinden.

Die geiſtigen Anlagen der Auſtralier ſind durchaus nicht ſo geringe, als einige Schriftſteller uns glauben machen wollten, welche, wie Meinicke, dieſe am tiefſten ſtehenden Barbaren als dem Orangutang kaum gleichkommend charakteriſierten. Andre Beobachter, die, wie Mitchell, die Eingebornen verſchiedener Gegenden kennen lernten, ſtellen ſie dagegen ſogar höher als die ehemaligen engliſchen Bauern. Es giebt eben auch hier wie in Europa große Verſchiedenheiten und man darf nicht nach dem bloßen Schein urteilen. Die Berichte der Miſſionäre, der zum Schutz der Eingebornen eingeſetzten ſtaatlichen Behörden, ſowie von Privatperſonen, welche ſich um die Hebung dieſes Volksſtammes bemühten, geben uns vielfache Belege dafür, daß die Auſtralier geiſtig nicht unvorteilhaft beanlagt ſind. Die Kinder in den Miſſionsſchulen, das geht aus den offiziellen Prüfungsberichten der Schulinſpektoren hervor, kommen den Kindern weißer Eltern in ihren Leiſtungen nicht nur nahe, ſie übertreffen dieſelben in

einigen Fächern, wie Rechnen und Zeichnen, zuweilen um ein nicht geringes. Allein es fehlt, wie es ſcheint, ſpäter an der Stetigkeit, auch iſt es unüberwindliche Abneigung gegen alle feſte Ordnung, welche die Erwachſenen hindert, auf dem einmal glücklich betretenen Pfade fortzuſchreiten. Wir haben Beiſpiele von jungen Männern, welche ſich hinreichende Kenntniſſe erworben hatten, um Zutritt zu den Regierungsämtern zu erlangen und dieſelben eine Zeitlang zur Zufriedenheit ausfüllten, und dennoch wieder in ihre alten Gewohnheiten zurückfielen. Als Phillip, der erſte Gouverneur von Neuſüdwales, nach England zurückkehrte, nahm er zwei junge, viel verſprechende Eingeborne mit ſich. Phillip hatte von Anfang an ein großes Intereſſe für die Eingebornen bewieſen und ſich ihrer in mehr als einer Hinſicht angenommen. Bennilong und Yemmerawannie, dies waren die Namen der Eingebornen, verkehrten in ſeinem Hauſe in Sydney und eigneten ſich ſchnell die geltenden geſellſchaftlichen Formen an. Beide wurden in England dem König Georg III. ſowie den hervorragendſten Männern der damaligen Zeit vorgeſtellt und ihr angemeſſenes Benehmen, frei von aller Scheu, erwarb ihnen allgemeinen Beifall. Bennilong ſtarb in England, Yemmerawannie aber kehrte in ſeine Heimat zurück, wo er ſich ſofort ſeiner Kleider entledigte und zu ſeinen alten Gefährten zurückkehrte, um abermals wie dieſe zu leben. Dies Beiſpiel könnte leicht vervielfältigt werden, denn ähnliches hat ſich nur zu oft zugetragen. Allerdings ſind dagegen auch Fälle aufzuführen von Eingebornen, die, wie zwei in Südauſtralien, ſich des Beſitzes von Farmen und eines Bankkontos erfreuen. Auch auf einigen Miſſionsſtationen zeigen die dort erzogenen Eingebornen Neigung zu dauernder Beſchäftigung und zu ſeßhaftem Leben, ſodaß eine dieſer Stationen, Poonindie bei Port Lincoln, ſich ſchon ſelbſt zu erhalten vermag. Ob aber, wenn die leitende Hand der Miſſionäre abgezogen wäre, die Schwarzen nicht wieder in ihre alte Barbarei zurückverfallen würden, erſcheint mehr als fraglich.

Auch der Vorwurf der gröbſten Immoralität, der ſchwär-

zeſten Undankbarkeit, der Feigheit und Hinterliſt iſt ihnen gemacht worden. Man möchte verſucht ſein, zu entgegnen, daß in den meiſten dieſer Eigenſchaften wie in manchen andren, keineswegs rühmenswerteren die Weißen die beſten Lehrmeiſter waren. Aber es iſt richtig, daß der Auſtralier oft in rätſelhafter Weiſe diametral gegenüberſtehende Eigenſchaften in ſich vereinigt. Er iſt nachſichtig und gütig gegen kleine Kinder, anhänglich und treu gegen einen erwählten Gefährten; er erweiſt bejahrten Perſonen die größte Ehrfurcht, auch iſt er zuweilen ein liebevoller Gatte, er zeigt oft großen Mut, gaſtfrei iſt er faſt immer und unter höchſt kritiſchen Verhältniſſen hat er einen bewundernswürdigen Edelmut offenbart. Aber er iſt auch grauſam, verräteriſch, gemein und feige. Einmal ſtellt ihn ſeine Handlungsweiſe über den durchſchnittlichen weißen Mann, ein andres Mal dokumentiert er ſich als echten Wilden und rivaliſiert mit dem Fuchs in Verſchlagenheit, in Grauſamkeit mit dem Tiger. Einzelne Stämme ſcheinen aller beſſeren Eigenſchaften zu entbehren, während andre zu jeder Zeit ſich als wahr, mutig und edelſinnig erwieſen.

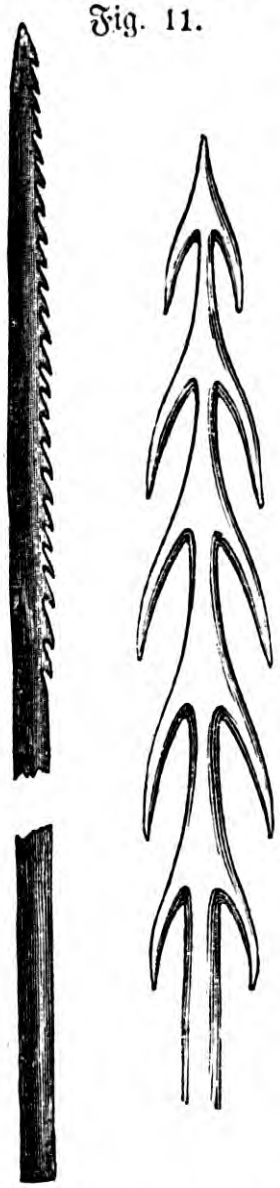
Belege für jede ihrer Charaktereigentümlichkeiten laſſen ſich in Menge erbringen. Wir ziehen es vor, uns auf ſolche zu beſchränken, welche ein günſtigeres Licht um ſie verbreiten. Wir dürfen da nur an die außerordentlich liebevolle Aufnahme erinnern, welche dem ſchiffbrüchigen Matroſen Murrell während eines mehr als ſiebzehnjährigen Aufenthaltes unter den wilden Eingebornen von Queensland zu teil wurde, an die Pflege, welche die Stämme am Cooper Creek dem halbverhungerten King, dem überlebenden Begleiter von Burke und Wills, widmeten, an die aufopfernde Hingebung des Queenslänſders Jackey Jackey, in deſſen Armen Kennedy ſein Leben aushauchte, an Wylie, Eyre's treuen Begleiter auf ſeiner gefahrvollen Reiſe die große auſtraliſche Bucht entlang, an Warburton's Diener und könnten noch manchen andren Namen anreihen, welcher, obſchon mit minder bedeutſamen Begebenheiten verknüpft, der Erwähnung gleich würdig wäre. Die ſchwarzen

Frauen haben ihren weißen Männern, trotzdem sie doch in der Regel ihrem Stamme geraubt waren, oftmals eine Ergebenheit gezeigt, welche unsere Bewunderung erregen muß. Als der entkommene Sträfling Clarke, welcher jahrelang unter den Schwarzen der Liverpoolebenen ein Schrecken der dortigen Herdenbesitzer lebte, endlich eingefangen wurde, folgten ihm seine vier schwarzen Weiber bis nach Sydney, Tag für Tag vor den Thoren seines Gefängnisses wartend, bis ihr betrauerter Gefährte erscheinen würde. Monatelang wurde ein andrer Sträfling in den Wäldern Tasmaniens von seiner schwarzen Frau verpflegt, als er verwundet darniederlag, und keine Versprechungen konnten sie bewegen, das Versteck zu verraten, in das er sich geflüchtet hatte. In welchem Lichte erscheint dagegen die Handlungsweise dieses Mannes, der endlich geheilt, das treue Weib rücksichtslos niederschoß, als sie unfähig war, ihm zu folgen und er sich in seiner Flucht durch sie gehindert glaubte!

Entführungen schwarzer Weiber durch weiße Männer waren keine Seltenheit. Die ersten Ansiedelungen auf der Känguruhinsel wie auf dem gegenüberliegenden Festlande, die Niederlassungen auf den zahlreichen Felseninseln der Baßstraße erzählen noch jetzt davon und ihre Bewohner sind heute oftmals sprechende Beweise solcher Verbindungen. Wer aber weiß, in wie hohem Maße das Heimatsgefühl in allen Naturvölkern entwickelt ist, wird ermessen können, welch schweres Leid den Entführten zugefügt wurde. Wie sie auch nicht vor dem gefährlichsten Wagniß zurückschrecken, um in die Heimat und zu ihren Angehörigen zurückzukehren, bewiesen zwei australische Frauen, welche durch weiße Walfänger vom Festland auf die Känguruhinsel geschleppt, muthig durch die starke Strömung der trennenden Meeresenge schwammen und glücklich das heimatliche Ufer erreichten, wenngleich freilich die eine derselben mit dem auf den Rücken gebundenen Säugling der übermäßigen Anstrengung erlag und, gerettet aus der tobenden Brandung, auf dem heimatlichen Klippenrande mit ihrem Kinde den Geist aushauchte.

Wenn die Schwarzen Repreſſalien übten, wer darf ſie tadeln? Die Verantwortlichkeit für das entſetzliche Schickſal, das die entführten Unglücklichen traf, fällt auf die weißen Männer zurück, welche den Wilden das verwerfliche Beiſpiel gaben. So wurde die Tochter eines begüterten Anſiedlers in Gippsland geraubt und blieb trotz aller angeſtrengten Verſuche der verzweifelnden Verwandten in dem Beſitz des dortigen Stammes, bis ſie, gewiß eine heißerſehnte Erlöſung, in einem Anfall von Eiferſucht von ihrem erſten Eigentümer, dem ſie ſein Häuptling genommen hatte, erſchlagen wurde. Solche Fälle ſtehen nicht vereinzelt da, und nur äußerſt ſelten war es möglich, die Geraubten zu befreien und zurückzuführen. Sahen ſich die Schwarzen hart bedrängt und in Gefahr, die Beute zu verlieren, ſo ließen ſie den Verfolgern ſicher nur den durchbohrten Leichnam. Wollen wir es aber verſtehen lernen, was für ein Los eine zarte Frau, die, von den Verfeinerungen europäiſcher Civiliſation umgeben, ſich nirgendswo ſonſt größerer Verehrung und weitergehender Vorrechte erfreut, in dem ſchmutzigen Lager der Wilden Auſtraliens erwartet, ſo müſſen wir uns etwas genauer mit der Lebensweiſe ihrer nunmehrigen abſoluten Herren beſchäftigen.

Fig. 11.



Speere aus hartem Holz.

Das Familienleben der Auſtralier war und iſt nicht beſſer und nicht ſchlechter als man dasſelbe bei Menſchen auf ſo niederer Kulturſtufe vermuten darf. Wie bei ſo vielen andren Naturvölkern iſt die Stellung der Frau eine wenig beneidenswerte. Ihr Schickſal liegt in der Hand ihrer nächſten Verwandten, welche

ſich bei ihren Dispoſitionen niemals von Sentimentalitäten leiten laſſen. Es iſt ein Handel, weiter nichts, vielleicht ein Tauſch für die Angehörigen eines andren Clans; denn innerhalb desſelben Stammes finden eheliche Verbindungen niemals ſtatt. Zuweilen auch fällt im Kampfe dem Sieger das Weib als Beute zu, vielleicht wird es durch heimlichen Raub erlangt, aber in welcher Weiſe es auch immer in den Beſitz eines Mannes gelangt, es hat ſelten Urſache, Freude über ſein Los zu empfinden. Vielleicht ſchon bei ſeiner Geburt einem mächtigen Krieger verſprochen, wird es demſelben zugeteilt, ſobald es die Altersreife erlangt hat. Mögen ſich auch die Gefühle des lebensfriſchen jungen Mädchens gegen eine Verbindung mit dem griesgrämigen welken Alten noch ſo ſehr ſträuben, es hat keine Wahl, jeder Widerſtand wird durch grauſame Schläge, Verwundungen oft der ſchwerſten Art niedergeſchlagen, ein Entlaufen aus dem gehaßten Joche wird mit Durchbohrung des Beines mit dem Holzſpeer beſtraft und eine Wiederholung verhindert. Gebrochenen Mutes fügt ſich das arme Weſen endlich in ſein hartes Loos, noch ſchwerer gemacht durch die üble Behandlung, welche die junge Frau als die nun bevorzugte von ihren Vorgängerinnen erdulden muß. Denn Polygamie iſt, nimmt der Mann eine hervorragende Stellung ein, weitaus die Regel. Man hat angeſehene alte Männer mit vier, ja fünf Weibern, oft noch jungen, der Kindheit kaum entwachſenen, getroffen. Da iſt die Gefahr der Untreue groß, darum werden die Frauen von den Alten oft argwöhniſch gehütet, ohne daß jedoch der gewöhnliche Lauf der Dinge ſich änderte. Es kommt zu einer Entführung. Das Paar trifft ſich im Dunkel der Nacht an verabredeter Stelle und ſucht ſich der Verfolgung an abgelegenen Orten zu entziehen. Aber den

Fig. 12.



Speer mit Baſalt bewehrt.

ſcharfen Spürnaſen der Auſtralier kann man nicht lange entgehen. Sie werden gefunden und ins Lager geſchleppt und nun fallen alle Weiber, von denen vielleicht eine jede in ihrer Jugend ſich desſelben Vergehens ſchuldig gemacht hat, über die Sünderin her und richten das unglückliche Geſchöpf mit ihren Knütteln erbärmlich zu. Der Verführer aber hat nur mit einem Schilde bewaffnet als Zielſcheibe für die auf ihn geſchleuderten Speere zu dienen. Zuweilen iſt es der Beleidigte allein, welchen er zu fürchten hat, zuweilen ſind aber mehrere die Angreifer, manchmal das geſamte Lager: Männer, Weiber und Kinder. Werden die Speere einer nach dem andern auf ihn geſchleudert, ſo mag er ſie parieren, wenn er Geſchick genug beſitzt; iſt der Angriff aber ein gleichzeitiger und allſeitiger, ſo hat er keine Hoffnung und ſinkt bald ſchwer, vielleicht tödlich verwundet zur Erde. Auch regelrechte Zweikämpfe wie bei Gottesgerichten kommen vor, wo jeder Kämpfer mit gleichen Waffen auf dem Platze erſcheint, und tödlicher Ausgang nur dann zu erwarten iſt, wenn der kurze hölzerne Dolch an die Stelle des Speers oder der Keule tritt. Dem Sieger bleibt die Beute. Doch beſteht man nicht überall auf dem ſtrengen Geſetz. Die Schuld mag abgekauft werden, ſei es durch Gaben an ſolchem Gut, wie es der Auſtralier ſchätzt: Lebensmittel, Waffen, Felle, Geräte ſei es, wenn ein andrer Stamm durch die Entführung einen Verluſt erlitt, durch Abtretung einer weiblichen Perſon, die in ſeltenen Fällen, wenn der Schuldige keine ſolche zu eigener Dispoſition hat, von dem Stamme ſelber geſtellt wird. Auch eine ſolche Sühne verlangen manche Stämme nicht, ſie glauben ihren verletzten Gefühlen mit ein wenig Drohen und Bramarbaſieren genug zu thun. Raub iſt ſogar in manchen Gegenden von Neuſüdwales herkömmlicher Gebrauch, ohne den es nicht abgeht, ſelbſt wenn der Verbindung nichts im Wege ſteht und alle Präliminarien geordnet ſind. Die Braut fährt dabei ſehr ſchlecht. Zwar giebt der Bräutigam nicht, wie man behauptet hat, durch einen betäubenden Keulenſchlag auf den Kopf der ſchlafenden Geliebten ſeiner Zuneigung

Ausdruck, aber an Schlägen fehlt es dennoch nicht, wenn die der Braut Angehörigen den Bräutigam und seine Partei überfallen und die Entführung zu hindern suchen, mit der man übrigens völlig einverstanden ist. Es entspinnt sich dann oft ein hitziges Gefecht, aus dem mancher, die Braut nicht die wenigsten, schwere Verwundungen heimträgt. Das ist ihre Hochzeitsfeier, die niemand, nicht einmal die am meisten leidende Hauptperson, abgeschafft zu sehen wünscht. Der Bräutigam tritt jetzt, zuweilen auch schon vor Vollziehung der Ehe, in ein eigentümliches Verhältnis zu seiner Schwiegermutter. Er darf sie ebensowenig sehen wie sie ihn. Man sucht daher beständig, einander aus dem Wege zu gehen; naht der Schwiegersohn unvermutet, so verbirgt sich die Schwiegermutter hinter einem Busch, im Grase, er hält seinen Schild vors Gesicht und eilt vorüber. Selbst auf Missionsanstalten, wo die schwarzen Zöglinge eine Stufe erreicht haben, welche sie über die niedrigste Klasse der Weißen stellt, ist diese Sitte noch nicht völlig verschwunden.

Die junge Frau ist in das Lager ihres Herrn gezogen und sie hat die Pflichten zu erfüllen, welche einem australischen Weibe obliegen. Sie hat Laub- und Rindenhütten zu erbauen gelernt und sie hat dies Geschäft in der Regel künftig allein zu verrichten, wenn ihr nicht die Gefährtinnen hilfreiche Hand leisten. Sie schleppt das Holz zusammen, welches während der Nacht das Feuer vor der Hütte nähren soll, sie sucht nach allerlei kleinem Getier und Kraut, gräbt mit spitzigem Stabe Wurzeln aus, zerreibt zwischen flachen Steinen die gesammelten Samenkörner und röstet die daraus gemengten Kuchen in der heißen Asche. Der Mann betreibt indessen die hohe Jagd, deren Ertrag er aber meist für seinen eigenen Gebrauch reserviert. Begiebt man sich auf die Wanderschaft, so ergreift der Gatte den leichten Speer und packt alle übrigen Habseligkeiten auf die Schultern seines Weibes, zu denen, wenn sich ein Kindersegen einstellt, auch die Säuglinge kommen, deren Platz auf dem Nacken der Mutter ist, während die kleinen Hände fest in die verfilzten

Haare greifen. Die kleinen, fetten Schelme werden auch sehr unceremoniös am Beine in die Tasche geworfen, welche der Fellmantel auf dem Rücken der Alten bildet. Die australischen Mütter sind reich mit Nachkommen gesegnet, wir haben Beispiele, daß eine Mutter dreizehn gesunden Kindern das Leben gab. Allein selten spielen mehr als zwei Kinder um die „Wurley" eines Schwarzen und zwischen diesen beiden liegt der Unterschied mehrerer Jahre. Was wird aus den anderen? Die Beantwortung dieser Frage führt uns zu einer der düstersten Schattenseiten australischen Lebens.

Der Kindermord ist bei allen Australiern Sitte gewesen und ist es überall noch heute, wo dieselben nicht der Kontrolle von Weißen unterstellt sind, nur er ist es, welcher die australischen Stämme am stärkeren Wachstum verhindert. Zwillingsgeburten sind häufig, ja wir haben Nachrichten von Drillingen, aber nur einem der Kinder wurde das Leben geschenkt und auch diesem nur, wenn seine älteren Geschwister fähig waren, der Mutter auf ihren Zügen ohne Hilfe zu folgen. Die Frage über Leben und Tod entschied hier der Vater, dort die Mutter, die sich sehr häufig mit Nachbarinnen und Kindern aus den oft mit unnötiger Grausamkeit Gemordeten ein entsetzliches Mahl bereitete. Sicherlich spielte Aberglauben dabei eine bedeutsame Rolle. Die Schätzung der erfahrensten Reisenden, daß mindestens ein Dritteil der Neugeborenen umgebracht werde, erscheint daher keineswegs zu hoch. Daß halbblütige Kinder fast immer geopfert wurden, haben wir schon bemerkt. War aber dem neuen Erdenbürger einmal das Dasein bewilligt worden, so wetteiferten Eltern wie Geschwister, auch die übrigen Mitglieder des Stammes in Beweisen von Zärtlichkeit gegen ihn. In den ersten Jugendjahren war so ziemlich alles erlaubt. Aber schon früh, oft noch auf Händen und Füßen kriechend, wurden die Kleinen angeleitet, für sich selber zu sorgen. In Gesellschaft älterer Kinder lernten sie mit dem spitzigen Stabe, den ihnen die Mutter in die Hände gab, kleine Wurzeln auszugraben, Kerbtiere zu suchen ꝛc. Später kommen

ſie in eine Art Schule. Ein alter Mann unterweiſt die Knaben im Klettern, in den Gewohnheiten der Tiere, im Speerwerfen und gewöhnt ſie zu Ordnung und Selbſtbeherrſchung, eine alte Frau wird die Lehrerin der Mädchen im Hüttenbau, in Gewinnung der Faſern, in Bereitung von Garnen, im Stricken der Netze.

Die Kleinen vermögen ſich kaum notdürftig auf feſtem Boden fortzubewegen, da mutet man ihnen ſchon zu, ſich in dem naſſen Element zurechzufinden und es gelingt ihnen nach kurzem, von der Mutter kaum unterſtütztem Verſuch, als wäre ihre Natur amphibiſch. Die Eingeborenen ſchwimmen anders als Europäer, rückwärts und nahezu aufrecht, wie wir, wenn wir Waſſer treten, und ſie leiſten oft Wunderbares. Neben jenen beiden Frauen, welche von der Känguruhinſel über die Backſtairs Paſſage nach dem ſüdauſtraliſchen Feſtlande ſchwammen, iſt die Leiſtung einer ſchwarzen Frau, der Genoſſin eines Walfiſchfängers auf einer der kleinen Inſeln in der Coffins Bai an der Südküſte Auſtraliens, wohl die erſtaunlichſte. Mit ihrem Mann, und ihren beiden Kindern vom Sturm auf der See überraſcht und aus dem umgeſtürzten Boote geworfen, war ſie an einem langen Sommertage vom Morgen bis Einbruch der Dunkelheit in dem erregten Elemente, lange vergeblich nach ihren verlorenen Lieben ſpähend, und erreichte endlich glücklich trotz der ſich an jener Küſte furchtbar brechenden Brandung die unwirtliche Küſte. Nur das von früh auf gepflegte Vertrautſein mit dem Waſſer und ſeinen Gefahren macht dergleichen möglich.

Wie die Schwimmübungen niemals den Zweck körperlicher Reinigung haben, vielmehr beſonders als Mittel zur Gewinnung der Nahrung gepflegt werden, ſo iſt auch bei den verſchiedenen Spielen, welche die Auſtralier kennen, das praktiſche, im Krieg oder bei der Jagd verwertbare Reſultat immer das Hauptziel. Unerläßliche Bedingung für alle Ballſpiele, Ringkämpfe, fingierte Schlachten und dergleichen Erheiterungen war immer eine gefüllte Vorratskammer, denn falls dieſer nervus rerum fehlte, ſo verſtummten auch hier alle Geigen. Einen beſondern Anlaß für

größere Festlichkeiten gaben regelmäßig die Operationen, welche man an den Jünglingen auf jeder Stufe, die zur Manneswürde führte, überall vollzog. Man wählte zur Feier solcher Feste stets die mondhellen Nächte, in denen das Gestirn dort mit einer Klarheit strahlt, daß die Nacht in Tag verwandelt erscheint. Mit weißen Streifen, sodaß sie wandelnden Gerippen glichen, traten die Hauptaktoren auf den Platz, wozu man eine möglichst ebene Stelle im Walde wählte, und hier wurde nun zu dem eintönigen Gesang der Weiber und der Musik taktmäßig aneinandergeschlagener Stäbe und mit Stöcken bearbeiteter Fellrollen jener Tanz aufgeführt, den man nach dem Dialekt von Neusüdwales in Australien allgemein unter dem Namen Corrobori kennt. Ein Tanz im eigentlichen Sinne war es gemeiniglich nicht, es war ein rhythmisches Bewegen des Oberkörpers, der Waffen, welche man in den Händen trug und von Zeit zu Zeit zusammenschlug, ein Auseinanderspreizen, Wiederzusammenziehen und Schütteln der mit Büscheln garnierten Beine, dann und wann ein kräftiger Aufschrei, aber dies alles mit so übereinstimmender und ineinander greifender Präcision auf das Kommando eines Choragen ausgeführt, daß dies eigentümliche Schauspiel niemals verfehlt hat, den europäischen Zuschauer zu fesseln. Diese mimischen Vorführungen waren keineswegs ohne Bedeutung. Meistens mystisch-religiösen Charakters, bestanden sie auch in Vorführungen von Vorkommnissen des täglichen Lebens. Wie man in früheren Zeiten Corroboris hatte, in welchen die Rolle eines Emus, eines Känguruhs, eines Dingos von den einen gespielt wurde, während andre die verfolgenden Jäger darstellten, wobei man auf jeder Seite alle Eigentümlichkeiten der Tiere wie der Jagd mit jedem ihrer Kunstgriffe entwickelte, so wußte man in späterer Zeit dem Ernst der Kämpfe mit den weißen Eindringlingen eine heitere Seite abzugewinnen. Es versteht sich, daß bei diesen Aufführungen der Fremde, lächerlich und unbeholfen, unwiderruflich den kürzeren zog. Ihre bewunderungswürdige Anlage zur Mimik kam den Eingeborenen bei diesen Spielen vortrefflich zu statten. Das

Fig. 13.



Corrobori oder Tanz der australischen Eingebornen.



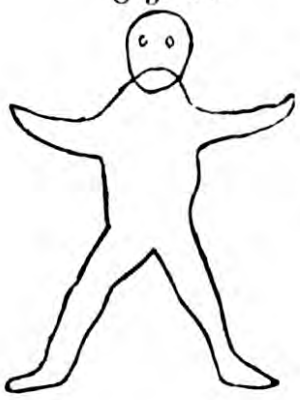
Charakteriſtiſche ſofort herauszufinden, iſt eine ihrer hervorſtechendſten Gaben, ſodaß, wenn der Ausdruck der Worte mangelt, eine abgelauſchte Geſte, die eigentümliche Bewegung oder Stellung eines Körperteiles, eine beſondere Gewohnheit ſchnell zum Verſtändnis und zum Erkennen einer geſuchten Perſon führt.

Der Geſang der Auſtralier bei ſolchen Corroboris iſt wie auch bei anderen Gelegenheiten, ſtets von Worten begleitet. Es ſind in der Regel wenige, höchſtens zwei bis drei Zeilen, die immer und immer wieder zu einförmigen Melodien geſungen werden, die im hohen Ton beginnend tiefer und tiefer ſinken. So ſitzt eine Mutter traurig vor ihrer Meimei und wiederholt zu hundert Malen zum Klang ihrer zuſammenſchlagenden Stäbe die wenigen Worte: „Meinen Liebling werde ich nie wiederſehen,“ wenn ihr Knabe in die Ferne, vielleicht mit dem Squatter in das große Lager der Weißen zieht, wo die Menſchen in ſteinernen Meimeis gleich Bergen wohnen. Oder ein andrer mit ſatyriſcher Ader ruft dem Verſpotteten höhniſch zu: „O was für eine Bein, o was für eine Bein, du känguruhhüftiger Kerl!“ Viele ihrer Lieder ſtammen aus grauer Vorzeit, andre ſind aus fernen Landesteilen gekommen, man ſingt ſie, verſteht ſie aber nicht. Auf ihren Wanderungen von Stamm zu Stamm werden die Geſänge berühmter Dichter auch ſo verändert und umgeformt, daß ſie der Verfaſſer ſelber nicht wiedererkennt. So wenige Zeilen ſie aber enthalten, ſo lebhafte Empfindung und tiefe Gefühle ſprechen ſie oft aus. Dieſe Kraft des Ausdrucks offenbaren die Auſtralier auch in den Heldenſagen und Geſpenſtergeſchichten, welche ſie gern erzählen, wenn ſie am Abend bei dem hellbrennenden Feuer ſitzen. Solange ſich dann noch die Zunge des gewandten Erzählers regt, fühlt kein Auge Ermüdung. Wer Jackey Jackeys, des Begleiters von Kennedy, Bericht über deſſen Abenteuer und Tod lieſt, wird alle Achtung vor der Erzählungsgabe der Auſtralier bekommen, denn dieſer Bericht iſt ebenſo einfach als tief ergreifend.

Die Kunſt des Schreibens und Leſens beſitzen die

auſtraliſchen Eingebornen in gewiſſem Grade vielleicht überall. Denn daß die Zeichen in einen Stab geſchnitten ſind und auf dieſe Weiſe die Botſchaft übermittelt wird, ändert doch an ihrem Charakter nichts. Wir finden ſo kurze Stäbe mit einer großen Anzahl von verſchiedenen Einkerbungen, gewundenen Linien und Längsſchnitten verſehen in Queensland und ziemlich lange, mit breiten, eingeritzten und ſchwarzgefärbten Bändern und Linien verſehene Botenſtäbe am Haienſund in Weſtauſtralien. Davis erzählt uns, wie ein Anſiedler am Edward, einem Nebenfluß des Murray, mehrere junge Schwarze auf einer Reiſe nach einem ziemlich entfernten Punkte des Riverinadiſtrikts mit ſich nahm und bei ſeiner Rückkehr von einem dieſer Begleiter gebeten wurde, ſeinem Vater einen auf die oben angegebene Weiſe markierten Stab zu überbringen. Zu des Anſiedlers größtem Erſtaunen las der alte Mann in Gegenwart ſeines Stammes ganz genau die verſchiedenen Lagerplätze, ihre Entfernungen von einander ſowie den Charakter der durchzogenen Gegend ab. Einem Eingebornen in Queensland, der wegen mehrfacher Vergehen in ſtrenger Haft gehalten wurde, ſandten ſeine Landsleute einen ſolchen Stab zu, worin der Tag und die Art ſeiner beabſichtigten Befreiung, ſowie ſein zu beobachtendes Verhalten angegeben war. Die Ausführung des Komplottes wurde indes durch einen Eingebornen verhindert, welcher im Dienſte der Polizei ſtand und die Zeichen zu deuten wußte.

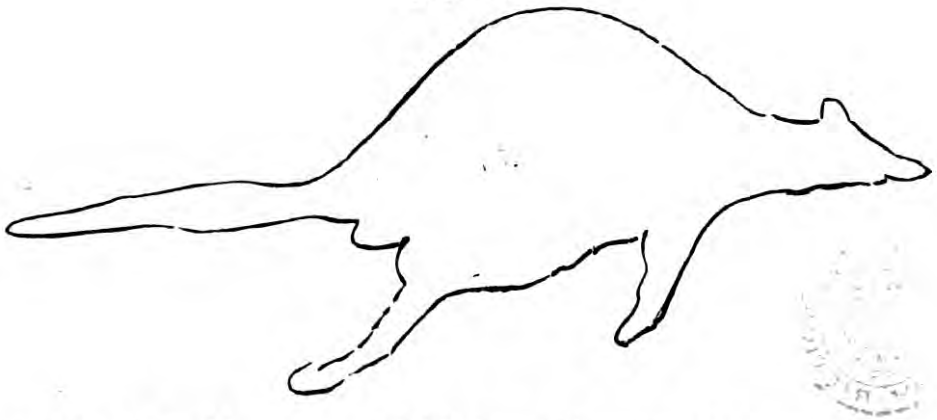
Fig. 14.



Die bildende Kunſt ſteht auf der niedrigen Stufe beſcheidenſter Anfänge. Von plaſtiſchen Darſtellungen haben wir nur ein einziges, von Grey im Nordweſten gefundenes, freilich wohl fremden Einflüſſen zu dankendes Beiſpiel. Es war dies ein aus dem harten Sandſteinfelſen herausgehauenes Profil eines menſchlichen Geſichts, etwa zwei Fuß lang und ſechzehn Zoll breit, das neben der mühſamen Arbeit, welche die Eingebornen

bei Vollendung dieſes Werkes mit ihren höchſt unvollkommenen Steinwerkzeugen gehabt haben müſſen, einen gewiſſen Grad künſtleriſcher Begabung verriet. Sonſt beſchränkten ſich die Auſtralier auf das Einritzen von Umriſſen in Bäume und Felſen, die aber nicht neueren Datums, ſondern, nach Angabe der Bewohner ſelber, „ſehr, ſehr alt“ waren. Solche finden wir an den Felswänden bei Port Jackſon, früher in großer Zahl, jetzt nur noch an wenigen Stellen, da man bei der Anlage von Batterien und Sprengung der Felſen ſehr wenig Rückſicht auf ihre Erhaltung nahm. Malereien in verſchiedenen Farben ſind aber überall geſehen worden. Auf der Depuchinſel, nordöſtlich von Roeburne an der nordweſtlichen Küſte ſah Stokes an einer Felswand

Fig. 15.



eine große Anzahl von menſchlichen Figuren, Tieren, Waffen ꝛc. in ſchwarzen Umriſſen dargeſtellt, die mit gelber Farbe ausgefüllt waren. Grey fand ebenfalls im Nordweſten in einer Höhle ſehr zahlreiche Malereien, ſämtlich Darſtellungen gigantiſcher, menſchlicher Geſtalten in roten, gelben und weißen Farben, deren Bekleidung aber wieder auf malayiſche Beſucher hinweiſt. In Centralauſtralien fand Giles viele verlaſſene Lagerplätze der Eingebornen, bei denen Teile der Hütten, Bäume u. a. mit weißen Schlangen dekoriert waren. Dort fand er auch die gleichfalls in der Barrierkette nach dem Cooper Creek zu vielfach beobachteten Hände, welche man in zwiefacher Weiſe abbildete, einmal indem man eine mit Kohle geſchwärzte Hand auf einem hellen, wohl auch gefärbten

Grunde abdrückte, dann aber durch Auflegen der ausgespreizten Hand auf die Fläche, welche man nun mit gelber oder roter Farbe, gewöhnlich aus dem Munde, überspritzte, sodaß die Hand in der Farbe des Steines erschien. Sicherlich hatten alle diese Malereien eine gewisse, den Schwarzen sehr wohl verständliche Bedeutung, die wir indes nicht kennen. So schmückten sie die Bäume an den Begräbnisstätten berühmter Krieger auf diese Weise, so auch die für die Ceremonien bei der Mannbarsprechung der Jünglinge bestimmten Plätze, wo Hodgkinson mächtige Bäume bis zu erstaunlicher Höhe mit den mühsamsten Zeichnungen bedeckt sah. In Gippsland liebte man es, dachförmig gebogene Rindenplatten auf der inneren Seite mit Malereien in Kohle und rotem Ocker auszuschmücken. Wenn sie sich später daran machten, ihre Beobachtungen weißer Männer und ihrer Sitten darzustellen, so offenbarte sich auch da ihr scharfer Blick und ihr ruhiger Humor. Wir wollen hierbei ferner ihr topographisches Geschick erwähnen, das manchem Reisenden außerordentlich zu statten kam, dem sie, um die einzuschlagende Route befragt, recht zuverlässige, die Entfernungen genau angebende Kartenskizzen ohne viel Besinnen in den Sand zeichneten. Man darf in der That behaupten, daß die Australier große Anlage zum Zeichnen verraten, es ist daher nicht zu verwundern, wenn sie bei ihrer scharfen Beobachtungsgabe und Sicherheit der Hand sich in den Schulen der Missionäre als recht gelehrige Schüler erwiesen. Aber nehmen wir den fallengelassenen Faden wieder auf und begleiten wir unsern jungen Australier auf seinem ferneren Lebenspfade!

Sind die Kinderjahre kaum vorüber, so beginnt, für den künftigen Krieger insbesondere, eine Reihe schmerzlicher Prüfungen, welche darauf berechnet sind, ihn an Entbehrungen zu gewöhnen, seinen Mut zu stählen und seinen kriegerischen Sinn zu stärken. Diese sind je nach den verschiedenen Gegenden zahlreicher oder seltener, schwerer oder milderer Natur. Die Sitte des Ausschlagens von einem Vorderzahn, auch von zweien, ist weit

verbreitet; bei einzelnen Stämmen werden die Zähne nach der Entfernung durch einen spitzen Stab und schweren Stein sorgfältig allen Blicken entzogen und in der Gabel eines hohen Baumes verborgen. Der Baum, nur den Eingeweihten bekannt, bleibt tabu, geweiht, solange der ehemalige Besitzer jener Zähne lebt; stirbt dieser, so tötet man den Baum, indem man die Rinde herunterschält oder ein Feuer an seinen Wurzeln anzündet. Hautnarben, die durch tiefe Schnitte mit besonderen, heiligen Steinen hervorgebracht werden und hohe, parallel laufende Wulste auf Schultern, Brust oder Rücken bilden, sind bei fast allen Eingebornen beobachtet worden; ihre Form und Zahl ist für die einzelnen Stämme charakteristisch und sie stehen mit der Aufnahme in den Stand der Männer in Verbindung. Auch jener bekannte, den Israeliten gebotene Ritus findet sich hier, zwar nicht im Osten und Südwesten, aber sonst wohl überall neben einer seltneren Verstümmelung, für welche man die Armut des Landes verantwortlich gemacht hat. Während der Zeit des jedesmaligen Novitiats haben sich die Jünglinge einem strengen Fasten zu unterziehen, sie leben längere Zeit allein auf ihre eigene Gesellschaft angewiesen und müssen den Anblick von Frauen meiden. Nicht wenige empfangen durch die ihnen auferlegten, schweren Prüfungen den Keim zu Krankheiten, denen sie oft früh erliegen, auch die ihnen gleich nach ihrer Aufnahme unter die Männer eingeräumte, ungebundenste Freiheit trägt ihr Theil dazu bei, die angegriffene Gesundheit nachhaltig zu untergraben. Die jungen Mädchen erhalten zwar auch Narben auf Oberarm und Brust, doch nicht überall und, abgesehen von einer vermeintlichen Verschönerung, haben diese keine Bedeutung. In manchen Gegenden fehlt auch den Weibern ein Schneidezahn; den Mädchen nimmt man in Ostaustralien bald nach der Geburt ein oder zwei Glieder des kleinen Fingers der linken Hand; das bringt Glück beim Fischfang.

Mit der Erteilung der neuen Würde ist in der Regel auch eine Namengebung verknüpft. Zwar erhalten die Kinder

wohl ſchon bei der Geburt einen Namen, in der Regel abgeleitet von irgendeinem zur Zeit eintretenden Ereignis. Eine Ratte, eine Eidechſe huſcht durch die niedrige Gunyah, deren Laubwände der junge Erdenbürger zum erſten Male beſchreit, und ſogleich benennt ihn die Mutter nach einem dieſer Tiere. Vielleicht iſt er aber jahrelang als der jüngſte einfach das Kind, wie in engliſchen Familien baby dieſen Namen führt, bis ein neues Geſchwiſterchen ihn beanſprucht oder das Unpaſſende der Benennung zu deutlich hervortritt. Einige meinen, es bringe Unglück, dem Kinde einen Namen zu geben, ehe es gehen kann, man wartet daher gern bis zum dritten Jahre. Den bleibenden Namen erteilt man erſt bei Eintritt der Mannbarkeit, doch auch dieſer wird geändert, ſollte einer vom Stamme ſterben, der einen ähnlich lautenden führt. Auch ohne ſolchen Anlaß werden im Laufe der Zeit Veränderungen vorgenommen, ohne daß ein rechter Grund erſichtlich wäre. Ein eigentümliches Vorkommniß iſt ferner, daß ſüdauſtraliſche Männer und Frauen ſich nach ihren Kindern benennen: Koolmatinye arni iſt Koolmatinye's Vater, Koolmatinye annike iſt Koolmatinye's Mutter; für dieſe Bezeichnungen haben die Eltern ihre eigentlichen Namen aufgegeben.

Mit jenen Einweihungen, jenen glücklich überſtandenen Prüfungen iſt der Jüngling in den vollen Genuß aller Rechte getreten, welche ihm das Leben unter ſeinem Volke zu geben vermag. Für die Frau aber iſt in der Regel nach dem Austritt aus den auch für ſie fröhlichen Kinderjahren die einzige ſchöne Zeit ihres Lebens dahin. Dauernde Liebe zwiſchen den Gatten iſt eine kaum gekannte Seltenheit, noch weniger wird man eine ſolche erwarten dürfen, welche bis zum Grabe oder gar darüber hinaus reicht. Und doch iſt die ſchwarze Auſtralierin einer warmen und beſtändigen Neigung fähig wie ein andres Weib. Trotz des ſo häufig verübten Kindermordes hängt die Mutter an dem aufgewachſenen Liebling mit einer Treue und Innigkeit, wie ſie ſtärker nirgendwo gefunden wird. Erzählt uns doch

Angas von einer ſolchen, die ſich von dem geliebten Leichnam nicht zu trennen vermochte, obſchon der Körper ſich längſt aufzulöſen begonnen hatte. Sie trug ihn mit ſich von Lager zu Lager. Ein anderes Beiſpiel mütterlicher Zärtlichkeit iſt jene Queensländerin, welche einen traurigen Troſt darin fand, die Gebeine eines verlornen Kindes nächtlich an ihren Platz zu ordnen und ſich in dieſer ſchauerlichen Weiſe die Geſtalt des Toten ins Gedächtnis zu rufen. Wiederum ehrt eine Tochter das Andenken der Mutter, indem ſie ihren Schädel als Trinkgefäß mit ſich führt, wie uns derſelbe Angas von einem zehnjährigen ſüdauſtraliſchen Mädchen am unteren Murray berichtet. Auch bei herangewachſenen Söhnen habe ich Beweiſe rührender Zärtlichkeit gegen eine alte und ſchwache Mutter bemerkt. Aber im ganzen iſt das Los des Weibes ein beklagenswertes, wie man es bei einem ſo niedrig ſtehenden Menſchenſtamme erwarten darf, es verſchlimmert ſich deſto mehr, je vollſtändiger zunehmendes Alter den Körper des Reizes und der Arbeitskraft beraubt. Nur wenn ein altes Weib ſich den gefürchteten, aber auch geachteten Charakter einer Zauberin zu geben vermag, wird ſie eine angeſehene Stellung bis an ihr Ende bewahren. Es iſt daher ſicher, daß der Lebensfaden manches alten, ſchwachen und daher dem Stamme läſtigen Weibes gewaltſam zerriſſen wird, und wenig Achtung zollt man den ſterblichen Überreſten einer ſolchen. Ein hohler Baum, der Bau eines unter der Erde lebenden Tieres, vielleicht nur ein dichter Buſch genügt für dieſelben oder man läßt ſie den wilden Tieren des Waldes zur Beute. Die Weiſe, über dieſe wie über andre Tote zu disponieren, iſt in den einzelnen Diſtrikten äußerſt verſchieden. Hier gräbt man ein tiefes Grab, in welches der Leichnam in hockender Stellung, mit ſeiner Felldecke dicht umwickelt und umgeben von ſeinen Waffen wie allen anderen Habſeligkeiten geſetzt wird. Stangen und große Platten von Baumrinde bilden ſchnell eine Grabeskammer, über welche ein abgeplatteter Hügel gehäuft wird. Vielleicht umgiebt man das Ganze mit einem Zaun, legt auch ſchwere Holzſtücke auf das

Grab ſelber und gräbt auf einem ſtarken Baume als eine Art Grabesinſchrift gewiſſe Zeichen, eine Arbeit, welche geraume Zeit und viel Mühe erfordert. Ringsum wird der Platz ſorgfältig gefegt und viele Nächte noch brennt zu Häupten des Toten wie zu ſeinen Füßen ein kleines Feuer, an dem die nächſten Anverwandten Wacht halten. Aufmerkſam achtet man am nächſten Morgen darauf, ob ſich um das Grab herum Fußſpuren zeigen, denn dieſe bedeuten, daß der Tote dort keine Ruhe hat und ſie am anderen Orte ſuchen will. Solcher Art iſt die Beſtattung bei einigen Stämmen, andere verbrennen die Leiche, noch andere legen ſie auf ein mäßig hohes Gerüſt und dörren ſie durch den Rauch eines darunter angezündeten Feuers zur Mumie. Endlich auch wird der Tote ganz oder teilweiſe verzehrt und findet ſein Grab in den Magen ſeiner nächſten Anverwandten. Wir werden von dieſer Sitte noch weiter zu ſprechen haben.

Nirgends in ganz Auſtralien betrachtet man den Tod als eine natürliche Konſequenz menſchlichen Daſeins. Vielmehr wird er überall als die Wirkung der Zauberkräfte eines mächtigen Feindes angeſehen. Kur-re-kur, Blut für Blut, ruft in Victoria der das Begräbnis leitende Schamane, wenn die erſten Schollen dumpf auf die Rindendecke der engen Grabkammer fallen. Rings um das Grab ſitzen in gemeſſenen Zwiſchenräumen die trauernden Männer und graben mit ihren Stäben, jeder ſein Teil, eine ſchmale, tiefe Rinne. Ein Wurm, ein Käfer giebt durch ſeinen Gang, eine Wurzel durch ihre Richtung die Gegend an, in welcher derjenige, welcher für den Tod des Geſtorbenen verantwortlich iſt, ſeinen Wohnſitz hat. Am unteren Murray legt man die Leiche auf eine Bahre und den Trägern wird von unſichtbarer Kraft der Weg gezeigt, welchen die Rächer zu nehmen haben. Oder der nächſte Anverwandte legt ſein Haupt auf den Toten, damit dieſer ihm im Traum den Namen des Zauberers offenbare. Zuweilen erſpart der Sterbende alle Mühe, indem er den Mann bezeichnet, welcher ihn bezaubert, ihm ſein Nierenfett geraubt hat. Zwei Krieger machen ſich auf und ſchleichen an das

Lager des Verfemten heran. Sie warten, bis die Schatten der Nacht hereinbrechen, dann kriechen sie schlangengleich zu dem Schlafenden, den ein Schlag mit der Keule schnell betäubt oder die Schlinge mit dem spitzigen Knochen auf immer zum Schweigen bringt. Und nun schleppen sie den leblosen Körper an einen sicheren Ort, wo sie durch einen Einschnitt in die Seite das ersehnte Nierenfett, vielleicht die Nieren selber entfernen und heim zu ihrem Stamme bringen. Nun ist der Tote durch den Mord gerächt, der das neue Glied einer endlosen Kette bildet.

Fig. 16.



Schlachtkeule aus dem schweren Holz von Eucalyptus rostrata.

Die Trauer um einen Verstorbenen ist laut genug, wenn auch nicht immer sehr tief. Als Ausdruck derselben verwunden sich die nächsten männlichen Anverwandten, zuweilen bis das Blut in Strömen fließt, die weiblichen, namentlich die Witwen, zerfleischen ihr Gesicht mit den Nägeln und bringen sich am ganzen Körper Brandwunden bei, vergessen dabei aber nicht, die übrigen fühlbaren Anteil an ihrem Schmerz nehmen zu lassen, indem sie wie rasend um sich schlagen. Tagelang sitzt ein Trupp von Klageweibern an dem Grabe oder bei dem Holzgerüste und läßt den monotonen Totengesang ertönen, fällt aber sehr häufig in ausgelassenes Scherzen zurück, wenn die Zeit für die Pausen zu Mahlzeiten kommt. Der Tote darf in der Regel nicht mehr genannt werden, höchstens spricht man von ihm flüsternd, und sollte im Stamme ein ähnlich lautender Name vorkommen, so verändert man, wie wir gesehen haben, auch diesen.

In einigen Teilen von Queensland wie auf der Frazerinsel treffen die Eingebornen aber andere Dispositionen. Alte Personen und junge magere Mädchen begräbt man in Decken

gehüllt in der Erde. Von anderen entfernt man die Haut, zerstückelt den Körper, indem man das Fleisch von den Knochen löst und die größeren der letzteren zerbricht. Dann werden die einzelnen Stücke unter die Verwandten verteilt, welche dieselben auf Speere stecken und trocknen und so auf ihren Fahrten mit sich führen als wirksame Mittel gegen Zauberkräfte. Die Eltern verzehren einzelne Teile ihrer verstorbenen Kinder und diese letzte Sitte finden wir noch auf einen weiteren Kreis ausgedehnt bei den meisten australischen Stämmen. Wenn Eltern ihre Kinder, Brüder ihre Geschwister auffressen, so liegt dieser schrecklichen Sitte der Aberglaube zu Grunde, daß die Körperkraft, ja auch die geistigen Fähigkeiten der Gestorbenen auf die Lebenden übergehen. Alles, was von den Toten kommt, hat geheimnisvolle Kraft. Wie jene Queensländer festen Glauben in den zerstückelten Körper setzen, bauen andere auf Asche und verbrannte Knochen, ihre steten Reisebegleiter, und die Narrinyeri des unteren Murray vertrauen auf die Wunderkraft der aus dem Haar der Verstorbenen gesponnenen Schnur, welche das Auge scharf und im Kampfe sicher macht. So ist die durch ganz Australien verbreitete Anthropophagie das Resultat abergläubischer Vorstellungen, wenn auch Fälle, wie uns Forrest einen mitteilt, in welchen Hunger zum Kannibalismus treibt, nicht zu den Seltenheiten gehören mögen. Eines weiteren Motivs, des unwiderstehlichen Fleischhungers nach längerer, ausschließlicher Pflanzenkost haben wir später zu erwähnen.

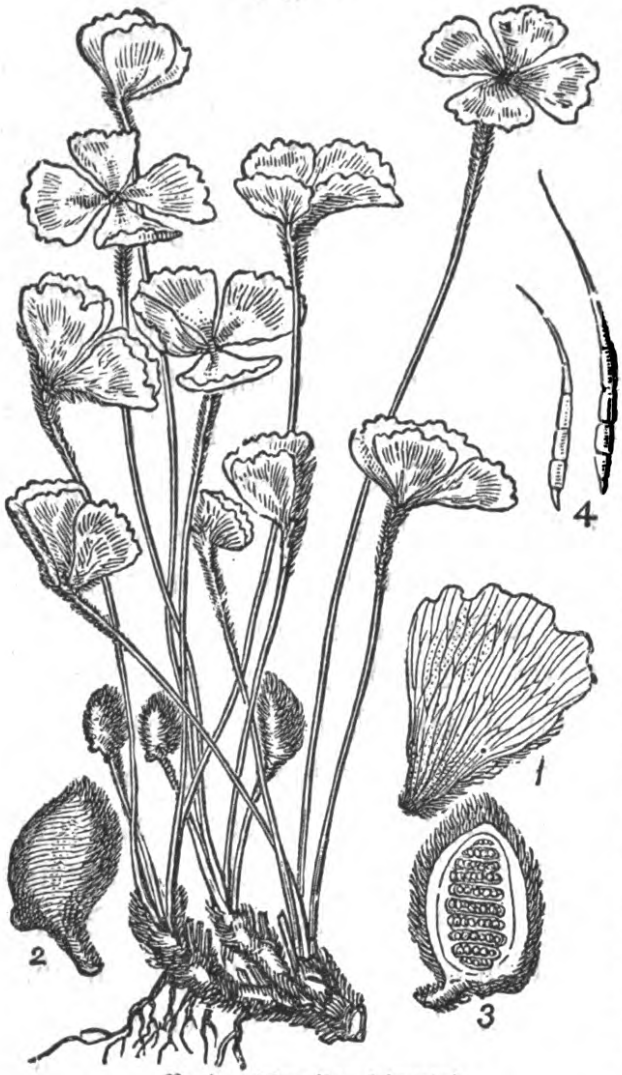
Daß Mangel an Nahrung den Australiern diesen entsetzlichen Gebrauch aufgezwungen habe, dürfen wir aber als allgemein gültigen Satz nicht gelten lassen. Allerdings erscheint der Kontinent dem Europäer an Nährstoffen arm genug, in der Tat ist er es aber für den Eingebornen in normalen Jahrgängen selbst in den ödesten Strichen keineswegs; Mangel braucht er daher kaum jemals zu leiden. Denn der Australier ist Omnivore in des Wortes verwegenster Bedeutung und den nötigen Bedarf findet er schnell. In seinem Bezirk ist er mit allen Lebensgewohnheiten

der ihn umgebenden Tiere vertraut, mit seltenem Scharfsinn folgt er ihnen in die verborgensten Schlupfwinkel und beraubt zu rechter Zeit die Nester der zahlreichen Vogelarten, er kennt aufs genaueste die Plätze, wo gewisse Pflanzen wachsen und versteht es, in dürrer Wüste aus Baumwurzeln reichliche Flüssigkeit zu gewinnen. Selten hat er es nötig, seinen Gurt fester zu ziehen, um grimmigen Hunger zu beschwichtigen oder seinen Leib mit Erde zu bedecken, damit er die Glut des peinigenden Durstes kühle.

Genießbare Erzeugnisse der Pflanzenwelt sind zahlreich genug; Früchte bietet namentlich der Norden in großer Menge. Wir nennen da die wildwachsenden Bananen des Carpentariagolfs, die im hohen Norden durch Ferdinand von Müller aufgefundene wilde Rebe, die hochgeschätzte Bunya-bunya in einigen Küstendistrikten von Neusüdwales und Queensland. In salzigem Boden und selbst in den ödesten Gegenden wuchert das am Boden kriechende Mesembryanthemum, die sogenannte Hottentottenfeige, das pigface der Kolonisten. Wilde Getreidearten treffen wir in allen Gegenden des Kontinents. Der schon genannte deutsche Botaniker entdeckte am Victoriafluß eine Art von wildem Reis, Sturt fand am Tomkinson Creek einen, allerdings dürftigen Verwandten unsers Weizens, wilde Gerste und wilder Hafer sind auf den roten Sandhügeln der Darlingufer häufig genug und auch im Nordwesten anzutreffen. Mit den ausgestreiften Samen dieser und anderer Grasarten füllen die eingebornen Frauen ohne viele Mühe ihre hölzernen Mulden in guten Jahreszeiten bis zum Rande, noch leichter wird es den Bewohnern des Cooper Creek, ihre Vorräte zu ergänzen, wenn die mit silbernem Flaum bedeckten, kleeartigen Blätter des Nardu abgestorben sind und die eirunden Körner in Massen den schwarzen Boden bedecken. Alle diese Samenarten zerreibt man zwischen flachen Steinen zu Mehl und bäckt kleine, schwärzliche Klöße in glühender Asche. Noch wäre allerlei Wurzelwerk zu erwähnen, im höchsten Norden auch Yams, dann kleine Beeren wie die australischen Kirschen und

Johannisbeeren, Feigen und andere, wie dieſe, höchſt dürftige Repräſentanten ihrer beſſer bekannten Namensvettern, ſüßes Harz von den Blättern der Gummibäume, auch mancherlei Grünzeug, das bald roh, bald auf Kohlen erhitzt und geröſtet, als Nahrungsmittel vielſeitige Verwendung findet.

Fig. 17.



Nardu (Marsilea hirsuta).
1. Blatt. 2. Samenhülſe. 3. Dieſelbe im Durchſchnitt. 4. Härchen der Samenhülſe.

Zuweilen gewährt die Natur einen Überfluß, den ſelbſt der hoch entwickelte Appetit der Schwarzen nicht zu bewältigen vermag. Dann iſt es den Nachbarſtämmen geſtattet, das zeitweilig neutrale Gebiet zu betreten und mitzugenießen. So verſammeln ſich in ſumpfigen Ebenen Weſtauſtraliens, zur Zeit wenn die dort wachſenden Akazien mit einem traganthähnlichen Harz bedeckt ſind, alle umliegenden Stämme. So ziehen von weither die Eingebornen des Oſtens, um an der Bunya-bunya-Ernte teil zu nehmen. Der Überfluß iſt ſo groß, daß dem individuellen Konſum keine Grenzen geſteckt ſind und die nahrhafte Frucht giebt den Schwarzen ſchnell ein behäbiges Ausſehen. Aber dieſe Leute ſind an Fleiſchnahrung und an ſolche faſt ausſchließlich gewöhnt und bald ſtellt ſich ein unwiderſtehliches Verlangen

danach ein, welches sie durch die Jagd nicht zu befriedigen vermögen, denn soweit erstrecken sich die Befugnisse der Fremden nicht. Das Jagdrecht gehört ausschließlich den Bewohnern dieser Gründe und eine Verletzung desselben käme einer tötlichen Beleidigung nahe. In dieser Verlegenheit zögerten sie nicht, einen aus ihrer Mitte zum Schlachtopfer auszuersehen und mit seinem Fleische ihre Begierde zu stillen.

Eine Kultur zur Gewinnung oder auch nur zur Vermehrung der Früchte ist nirgends in Australien gepflegt worden. Die auf den Prince of Wales Inseln bemerkten vereinzelten Spuren sind wie andere nichtaustralische Gebräuche des äußersten Nordens melanesischem Einfluß ohne Zweifel zuzuschreiben. Allein man brauchte doch gewisse Rücksichten und hütete sich vor Beschädigungen, um den Bedarf der Zukunft nicht zu schmälern. Man sammelte auch, wenn die Zeit kam, große Vorräte ein, allerdings ohne dem ungemessenen Appetit irgendwelche Schranken zu setzen. Von dem Vorwurf gedankenloser Verschwendung kann man sie, die darin Kindern gleichen, schwerlich freisprechen.

Flüsse und Seen, soweit sie diese Namen wirklich verdienen und nicht entweder trockene Rinnsale und Becken oder salzige und schlammige Moräste sind, liefern in zahlreichen und schönen Fischarten und Schaltieren einen großen Reichtum an Nahrung. Um den Fang von Seetieren konnte man sich aber weniger bekümmern, da die elenden Fahrzeuge kaum dem mäßigsten Wellenschlag widerstehen können, doch machen die an der nördlichen und nordöstlichen Küste hausenden Bewohner glückliche Angriffe auf den Dugong. Die überall an zusagenden Meeresufern wie in den vielverzweigten Wurzeln der Mangroven zu findenden Austern hat der Australier niemals begehrt, obschon er Süßwassermuscheln mit Vorliebe verzehrt. Wirft aber einmal der Sturm einen toten Walfisch an die Küste, so fallen die Eingebornen gierig über den hochgeschätzten Schmaus her, obschon sie sonst den größten Ekel vor jedem Fleisch zeigen, das nach unsern Vorstellungen doch nur den rechten Wildgeschmack erreicht hat.

Allein Fiſche ſind nicht allen Auſtraliern zugänglich und die Pflanzenkoſt iſt ſelten kräftig, ja ſie entbehrt zuweilen faſt jedes Nährſtoffes, wie beiſpielsweiſe das vielgenannte Nardu, bei welchem die Reiſenden Burke und Wills am Cooper Creek langſam verhungerten. So liefert denn den Hauptbeſtandteil der Nahrung überall die Jagd, die hohe wie die niedere, ja die allerniedrigſte, denn dem auſtraliſchen Gaumen kommt alles gerecht. Der Auſtralier verſpeiſt die großen, mannshohen Känguruh ebenſowohl wie die kleinen Kerbtiere und Maden, welche er unter der Rinde der Bäume hervorſucht, und wenn er bei einem geplagten Genoſſen als Kammerjäger fungiert, ſo findet das erjagte Wild unverzüglich den Tot zwiſchen ſeinen Zähnen. Selten aber verzehrt er die Beute roh. Freilich iſt die Kochkunſt eine höchſt einfache. Man wirft das erlegte Tier mit Haut und Haar auf glühende Kohlen, bedeckt es auch mit feiner heißer Aſche oder kocht es langſamer, aber gründlicher nach polyneſiſcher Manier in Gruben auf erhitzten Steinen und unter einer Bedeckung von Blättern und Erde.

Aſchenhaufen mit darin enthaltenen Knochenreſten von ſehr beträchtlicher Höhe und Ausdehnung finden wir in vielen Teilen von Victoria. Sie ſind ſehr alt und rühren nach den Ausſagen der jetzt dort lebenden Eingebornen aus vordenklicher Zeit von einer jetzt verſchwundenen Raſſe her. Jedenfalls wurden dieſe Kjökenmöddinger, Mirnjong in der Sprache der Südauſtralier, ſchon lange nicht mehr benutzt. Die größten dieſer Hügel befinden ſich an den Ufern des Sees Connewarren, wo einige derſelben an hundert Fuß im Durchmeſſer und zehn Fuß Höhe haben. Die dort auch gefundenen menſchlichen Gerippe ſtammen wohl aus ſpäterer Zeit, als die Aſchenhaufen nicht mehr ihrem urſprünglichen Zwecke dienten. Leider ſind dieſe Mirnjongs niemals wiſſenſchaftlich unterſucht worden, es wäre nicht unwahrſcheinlich, daß man wertvolle Reliquien fände, wie Gregory zahlreiche Steinwerkzeuge in den von ihm unterſuchten Tumuli an der Nordweſtküſte entdeckte. Noch größere, oft bis ſechzehn

Fuß hohe Haufen von Muſchelſchalen kann man an der Seeküſte in der Nähe vom Kap Otway ſehen. Schon ſind viele der Mirnjongs von Farmern als Düngeſtoff verbraucht worden, ebenſo wie man die Muſchelhaufen zum Kalkbrennen verwandte.

Hilfsinſtrumente beim Eſſen gebrauchte der auſtraliſche Eingeborne niemals. Zum Zerlegen dienen allein das kräftige Gebiß und die Hände, wobei die Hauptthätigkeit den Männern zufällt, während Frauen und Kinder paſſiv, aber erwartungsvoll dem Mahle zuſehen, von welchem ihnen dann und wann ein halbabgenagter Knochen zufällt, ſofern denſelben nicht die flinkeren und nicht minder aufmerkſamen Hunde wegfangen. Erſt wenn die Herren der Schöpfung beendet haben, iſt es den geduldig Wartenden geſtattet, die Überbleibſel zu vertilgen. Aber bei dem koloſſalen Appetit, welchen die Jäger zu entwickeln vermögen, iſt die Ausſicht auf Abfälle nicht immer eine günſtige. Glücklicherweiſe verſteht es die weibliche Bevölkerung, bei den eigenen Fourageexpeditionen ſich ſchon einigermaßen zu ſichern.

Aber nicht alle Tiere, auch nicht alle pflanzlichen Erzeugniſſe ſind allen zur Speiſe geſtattet. Da iſt zunächſt das Totem des Stammes, das dieſer nicht verletzen darf; für junge Männer in den Stadien der Prüfungszeit wie für die Weiber beſteht hier und dort ein Verbot gegen den Genuß einer ziemlich großen Anzahl von Speiſen, Verbote, deren Begründung man einesteils in abergläubiſchen Vorſtellungen zu ſuchen hat, welche aber andernteils zum Vorteil der alten Männer erdacht zu ſein ſcheinen, denen ein ſchwer zu erjagendes Tier ſonſt entgehen würde. Der junge, gewandte Jäger wird das Wild aus Liebe zum Sport töten, aber muß verlangenden Blickes zuſehen, wie es die Alten vor ſeinen Augen verſchlingen. Daß die Jäger ſich durch Hunger oder Lüſternheit nie dazu verleiten laſſen, die ihnen gezogenen Schranken zu durchbrechen, ſpricht für den feſten Glauben, den ſie in die abſchreckenden Strafen ſetzen, mit denen eine Übertretung der durch das Herkommen geheiligten Vorſchriften bedroht wird.

Erregende Genußmittel finden wir bei den Auſtraliern nur in äußerſt vereinzelten Fällen. Doch haben die Eingebornen, wo immer ſie in dauernden Kontakt mit Europäern gekommen ſind, nach kurzem Widerſtreben gegen das Feuerwaſſer ſchnell eine ausnehmende Neigung zu geiſtigen Getränken angenommen. Sie ſelber beſaßen dergleichen nirgends. Verwandtes finden wir am Cooper Creek, wo die Eingebornen die Zweige eines Buſches kauen, den ſie Pitcherie nennen. Die Wirkung iſt eine ſtimulierende, die Pupille erweitert ſich und der Puls wird lebhafter. Auch in andern Teilen von Queensland kennen die Eingebornen die Eigenſchaften dieſer Pflanze und ſchätzen ſie. Der europäiſche Branntwein hat auf die Auſtralier dieſelben Wirkungen gehabt, wie auf alle anderen Menſchen. Der Schwarze zankt ſich mit ſeinen Brüdern und prügelt ſeine Frau in trunkenem Zuſtande genau wie der weiße Anſiedler, nur daß bei ihm alle Ausſchreitungen höher potenziert erſcheinen. Daher haben ſich die Kolonialregierungen bewogen gefühlt, die Verabfolgung von geiſtigen Getränken an Eingeborne, ſei ſie für Geld oder gratis, mit hohen Geldſtrafen zu bedrohen. Ein anderes erregendes Genußmittel beſaßen die Bewohner des Südweſtens wie die des äußerſten Nordoſtens in einem Kraut, das bei ihnen die Stelle des Tabaks vertrat. Auf der Halbinſel York ſtopfte man in eine Schale die Blätter einer Eugenia, zündete letztere an und füllte mit dem Rauch ein dickes Bambusrohr, das nun im Kreiſe herumging, damit jeder ſeinen Teil verſchlucke. So betäubend iſt zuweilen die Wirkung, daß Jardine einen Raucher ſchon nach einmaliger Doſis beſinnungslos werden ſah. Jetzt hat der Tabak dies Kraut erſetzt und nirgendwo ſonſt wird derſelbe mit größerer Vorliebe genoſſen; die kurze Thonpfeife iſt der ſtändige Begleiter des Mannes wie der Frau und wird auch von kaum der Mutterbruſt entwachſenen Kindern ſelten verſchmäht. Auch dem Schnupfen ſollen die Bewohner des Südweſtens ergeben geweſen ſein, wie uns Salvado berichtet; da dieſe nicht ſehr ſaubere Sitte aber in den Kolonien eben ſo perhorresciert wird

wie in England, haben die Auſtralier darin nichts lernen können.

Bei Überliſtung der Jagdtiere zeigen die Eingebornen nicht geringen Scharfſinn. Sie kennen ihre Gewohnheiten ſehr genau und richten ſich danach. Sie offenbaren aber nicht allein Scharfſinn, auch erſtaunliche Ausdauer. Ein Schwarzer macht ſich, bewaffnet mit Keule und leichtem Speer, auf die Känguruhjagd; er findet die Spur und verfolgt ſie, bis ihm das Tier zu Geſicht kommt; hüpft es von dannen, ſo geht er nach, und kommt die Nacht, ſo macht er ein Feuer und ſchläft bei der Spur, um am nächſten Morgen mit Tagesanbruch die Verfolgung wieder aufzunehmen. Am zweiten, ſpäteſtens am dritten Tage fällt das Känguruh dem ausdauernden Jäger zum Opfer, der für ſolche That großen Ruhm einerntet. Wenn aber das Tier, durch beſtändige Verfolgung ermüdet, ſich gegen den Jäger kehrt, ſo kann es ein gefährlicher Gegner werden. Ein „alter Mann Känguruh“, wie die Schwarzen und nach ihnen die engliſchen Anſiedler ein männliches Exemplar von Macropus major nennen, packt den, der ſich ihm unvorſichtig naht, unverzüglich mit den Vorderarmen und gebraucht die furchtbaren Klauen ſeiner Füße wie ſein gar nicht verächtliches Gebiß. So furchtſam die Tiere ſonſt ſind, ſo wütend können ſie ſich im Notfalle verteidigen und gehen von der Verteidigung auch wohl zum Angriff über, wenn ſich der Jäger zurückzieht. Das Känguruh ſucht, wenn es kann, ſchnell das Waſſer auf, ſchwimmt im Notfall über einen Fluß und wagt ſich ſogar in die See. Die Jagd iſt alſo keine leichte. Doch erlegt man das ſchnellfüßige Tier auch in weniger anſtrengender und gefährlicher Weiſe. Am Paru, einem Nebenfluß des Darling, fängt man es in tiefen Gruben, die man mit Reiſig bedeckt und bei denen lange und ſtarke Verhaue zuſammenlaufen. Man ſtrickt auch große und ſtarke Netze, ſpannt ſie an Orten auf, wo das Känguruh zu Waſſer geht und treibt das Tier hinein. Aus belaubten Zweigen wird eine Schirmwand geflochten, hinter welcher der Jäger bis auf Wurfweite behutſam heranſchleicht. Zwei Schwarze nähern ſich dem Tier von ent-

gegengesetzten Seiten, und während der eine durch langsames Zerbrechen trocknen Holzes seine Aufmerksamkeit fesselt, schleudert der andere den Speer. So ein großes, rotes Känguruh wiegt an 150 Pfund und ist keine verächtliche Beute nicht allein seines Fleisches wegen, das aber Europäern wenig zusagt, sondern auch der festen und langen Sehnen halber, die man in dem mächtigen Schwanze findet. Für die Eingebornen sind dieselben von hohem Wert.

Ein kleines Beuteltier, das Wallaby der Australier, den Halmaturus der Zoologen, erlegt man in höchst scharfsinniger Weise. Der Schwarze nimmt einen schlanken Stab wie eine Angelrute und befestigt an einem Ende den Balg eines Habichts, den er im Fluge erscheinen läßt. So geht er in den Wald und sieht er ein Wallaby, so stößt er den heiseren Schrei des Vogels aus, indem er zugleich der Rute die Bewegung des niederfahrenden Raubvogels giebt. Erschreckt flüchtet das furchtsame Wild in den nächsten dichten Busch und wird vom Jäger sofort aufgespießt.

Den Emu, wegen seiner Größe, seines Fleisches, namentlich aber seines Fettes halber ein sehr hoch geschätztes Jagdtier, erlegt man in derselben Weise wie das Känguruh, auch bau man, wie in Centralaustralien, große Verzäunungen, in welche ein Haufe von Schwarzen die von allen Seiten umringten Vögel ohne große Mühe treibt. Höchst eigentümlich ist die Art und Weise, wie man den australischen Truthahn, eine Trappenart, fängt. Mit langer und dünner Gerte bewaffnet, an deren oberem Ende ein kleiner Vogelbalg oder ein Schmetterling und eine Schlinge befestigt ist, und verborgen durch einen buschigen Zweig, schleicht der Jäger auf den Vogel zu, der nun, ohne sich von der Stelle zu entfernen, dumm die Bewegungen des Tierchens anstarrt, welche der Jäger geschickt nachahmt, bis dieser, nahe genug herangekommen, die Schlinge über den Kopf des einfältigen Geschöpfes streift und die Beute sichert.

Wie beim Wallaby, so muß auch bei den Enten die Furcht

vor dem Habicht zum Fange verhelfen. Ein Netz wird zwiſchen zwei Bäumen quer über den Lauf eines Creeks gezogen, dahin ſcheuchen nun die Weiber eine Schar von Waſſervögeln, welche, ſobald ſie in die Nähe des Netzes kommen, durch das Schwirren eines eigentümlich geſchnittenen Rindenſtückes an ihren Feind den Habicht, erinnert werden, während einer der dort lauernden Schwarzen das Geſchrei des Raubvogels hören läßt. Die Vögel ſchießen blindlings nach unten und mit ihren Köpfen gerade in die Maſchen des vorhängenden Netzes, aus welchem die Schwarzen ſie ſchnell befreien. Auf Seen oder offenen Flüſſen betreibt man den Fang in noch geſchickterer Weiſe. Ein guter Schwimmer — und das ſind die Auſtralier mit wenigen Ausnahmen alle — bedeckt ſeinen Kopf mit Schilf oder Binſen und ſchwimmt vorſichtig unter eine Schar Enten, wo er eine nach der andern unter Waſſer zieht, ihr den Hals umdreht und ſie in ſeinem Gürtel befeſtigt. Oder er nähert ſich der Flucht unter Waſſer ſchwimmend, im Munde ein Rohr, durch welches er atmet, und verfährt auf dieſelbe Art. Sieht er ſie im Fluge, ſo ſchleudert er ſeinen Bumerang, deſſen exzentriſchen Bewegungen manche erliegt. Sind es Kakadus oder Papageien, die er jagt und fällt ihm ein leichtverwundeter in die Hände, ſo bindet er denſelben an die Zweige eines Baumes, den er in der Nähe bewacht. Nun lockt der gefangene Vogel durch ſein Gekreiſch manchen ſeiner Gefährten heran, welcher gleichfalls die Beute des liſtigen Jägers wird. Im Malleyſcrub niſten Scharen kleiner Vögel, hier lohnt ſich nur ein Fang in Maſſe. Da gräbt ſich der Vogelfänger ein Loch, tief und groß genug für ſeine Perſon und bedeckt es mit grünen Zweigen, wie mit einer Laube. Vor derſelben ſteckt er eine Anzahl Stäbe kreuzweis in den Boden. Aus ſeinem Verſtecke hält er eine dünne Schlinge an langer Rute heraus, beſtändig das Zwitſchern der dortigen Vögel nachahmend. Endlich kommt einer in ſeine Nähe, er wird gefangen, aber nicht getötet, denn er ſoll dem Schwarzen die Mühe des Zwitſcherns erſparen. Er wird angebunden, bald noch einer und ein anderer

und immer mehr Vögel kommen neugierig geflogen, ſodaß, wenn das Glück ihn begünſtigt, mehr als dreihundert dem geſchickten Jäger zufallen. Zu Collins Zeiten pflegten ſich die Eingebornen in der Umgegend von Sydney auf einen kahlen Felſen zu ſtrecken, in der Hand ein Stück Fiſch, als ob ſie ſchliefen. Stieß nun ein Habicht oder eine Krähe gierig auf die erſehnte Beute nieder, ſo packte ſie gewandt die Hand des ſcharf aufmerkenden Schwarzen und briet ſie ſogleich auf dem ſtets bereiten Feuer.

Schildkröten giebt es genug im Murray und andern Flüſſen, ſie ſind nicht groß und werden leicht mit der Hand gefangen; die Seeſchildkröten, welche man im Weſten ſüdlich bis zur Shark's Bai, im Oſten bis Sydney findet, laſſen ſich aber nicht ganz ſo leicht bewältigen. Doch werden die Schwarzen innerhalb der Korallenriffe ihrer ſehr bald Meiſter. Entweder ſchwimmt ein kräftiger Mann an das Tier heran, wirft es auf den Rücken, bricht ihm die Vorderfloſſen und befeſtigt dann mit der Hilfe eines Gefährten ein Seil, an welchem man die Beute ans Land ſchleppt, oder man gebraucht den Saugfiſch, Echineis remora, den man in ruhigen Becken der Korallenriffe antrifft und an deſſen Schwanz man eine ſtarke Angelſchnur befeſtigt. Sobald man eine Schildkröte gewahr wird, ſetzt man den Fiſch ins Waſſer, in wenigen Minuten hat er ſich an der Schale feſtgeſaugt und die Schildkröte wird langſam eingeholt.

Fig. 18.



Maſchen eines Fiſchnetzes vom Yarra Yarrafluß.

Der Fiſchfang iſt in vieler Beziehung unſerer Methode ähnlich; Netze und ſtellenweiſe auch Angelhaken aus ſpitzem Holz oder Vogelklauen gebraucht man ziemlich in derſelben Weiſe wie wir. Auch der Fiſchſpeer, zuweilen mit mehreren Zinken, ſpielt eine wichtige Rolle, bei Port Jackſon gingen zu Phillips Zeit die Schwarzen mit brennenden Rindenſtücken ins Waſſer und fingen die neugierig herbeieilenden Fiſche mühelos mit der Hand.

In Weſtauſtralien baut man Fiſchreuſen aus Zweigen; das Größte haben aber in dieſer Hinſicht die Bewohner des oberen Darling geleiſtet. Es iſt dies zweifellos überhaupt das bedeutendſte Werk, welches die Auſtralier fertiggeſtellt haben und beweiſt nicht nur, daß ſie fähig waren, Arbeiten in großem Maßſtabe auszuführen, daß ſie auch gemeinſam für ein großes Objekt und ausdauernd arbeiten konnten. Etwa 100 Kilometer oberhalb von Bourke erſtreckt ſich auf felſiger Unterlage ein circa 90 Meter langes Wehr quer über den Strom. Von da etwa 100 Meter aufwärts iſt im Strombett ein Labyrinth von Steinmauern erbaut, die kreisförmige Becken von zwei bis vier Fuß im Durchmeſſer bilden, einige durch ſtark gewundene Gänge mit einander verbunden, andere mit nur einem einzigen Zugang. So feſt ſind dieſe Mauern aus mächtigen Felsſtücken gebaut, daß die gewaltigen Fluten, welche zu Zeiten in einer Höhe von zwanzig Fuß darüber hinwegrauſchten, ihnen nichts anzuhaben vermochten und höchſtens die oberſten Lagen der Steine zu verſchieben imſtande waren. Sorgfältig beſſern die Eingebornen jeden angerichteten Schaden aus. Steine in einiger Größe ſind aber nur in bedeutender Entfernung von den Flußufern zu erlangen; die Erbauer müſſen daher vor großen und gemeinſamen Kraftanſtrengungen ſich nicht geſcheut haben. In dieſem Steinlabyrinth zu Breewarner fangen die Schwarzen als Lohn für die aufgewandte Mühe enorme Quantitäten von Fiſchen, mögen dieſelben den Fluß hinauf- oder hinunterziehen.

Fig. 19.

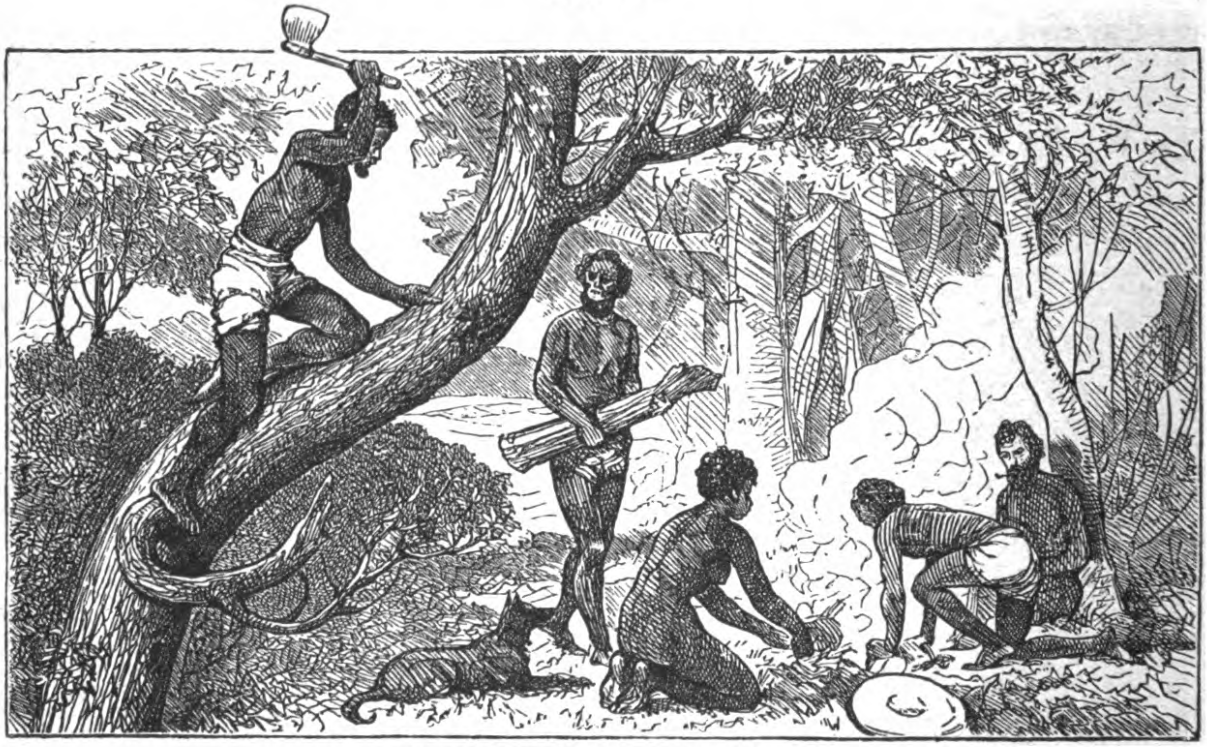


Angelhaken aus Knochen von Gippsland (Victoria).

Süßigkeiten, ganz allgemein und unterſchiedslos Zuckerſack genannt, gehören zu den beſonders beliebten Speiſen der Auſtralier. Die auſtraliſche Biene iſt ihrer europäiſchen Schweſter ſehr unähnlich und gleicht auffallend unſerer gewöhnlichen Stubenfliege. Ihren Honig legt ſie in hohlen Bäumen nieder, aber ohne die

regelmäßigen Wachsſcheiben ihrer Namensſchweſter. Dieſer Honig iſt wie der berühmte Narbonne Honig von beſonderem Wohlgeſchmack, da er wie jener aus den wilden Blumen des Waldes geſammelt wird. Sich ſeiner zu bemächtigen iſt leicht genug, da die auſtraliſche Biene keinen Stachel beſitzt. Wollen die Schwarzen einen ſolchen „Zuckerſack" auffinden, ſo ſuchen ſie auf irgend einer Blume einer Biene habhaft zu werden. Mit ein wenig

Fig. 20.



Eingeborne ein Bienenneſt öffnend.

Wachs kleben ſie nun eine weiße Daunenfeder auf ihre Flügel, und auf dieſe Weiſe leicht erkennbar, zeigt ihnen das kleine und langſam fliegende Inſekt den Weg.

Wir dürfen dieſes Thema nicht verlaſſen, ohne das Tier zu erwähnen, welches dem Auſtralier als Gehilfe bei der Jagd auf kleines und großes Wild dient, ſchließlich aber deſſen Los ſelber teilt und von ſeinem Herrn gebraten wird. Der Dingo, deſſen ſchon an anderer Stelle Erwähnung gethan wurde, iſt dem

Schwarzen ein treuer Diener, obſchon er ſchlecht genug genährt wird. Es beſteht ein großer Unterſchied zwiſchen den wohlgenährten wilden Individuen und dem verhungerten Haufen, welcher ſich um die Lager der Schwarzen herumtreibt. Dennoch ſind die Eingebornen ſehr gütig gegen ihre Hunde; den jungen Tieren iſt die ſchwarze Frau ſehr oft die Amme. Es werden Fälle berichtet, wo ein Vater ſein neugebornes Kind erſchlug und der Mutter ein paar junge Hunde gab, damit ſie für deren verlorene Ernährerin eintrete. Man kann einen Schwarzen kaum ſchwerer beleidigen, als wenn man ſeinen Hund unfreundlich anläßt oder wohl gar ſchlägt. Deſſenungeachtet wird nicht nur ſein wilder Bruder, auch er ſelber gegeſſen. So pflegten die Eingebornen des Tatiaradiſtrikts an der Grenze von Victoria und Südauſtralien fette Hunde als Proviant mit auf ihre Reiſen zu nehmen. Heute ſieht man in den Lagern der Eingebornen, wenigſtens da, wo ſie mit Europäern in Berührung kamen — und das thaten ſie doch jetzt faſt überall — den Dingo faſt gar nicht mehr, wohl aber Scharen meiſt räudiger Kläffer, vornehmlich der Hirſchhundart, welche die Squatter gern bei Känguruhjagden verwenden. Dieſe ausgearteten Tiere nehmen in der Zuneigung der Schwarzen jetzt dieſelbe Stelle ein, wie ihre wilden Vorgänger.

Die Wohnungen der auſtraliſchen Eingebornen ſind ſehr einfach, wenngleich nicht überall von ſo beſcheidener Natur wie in Neuſüdwales, von wo wir die erſten Berichte empfingen, welche man dann vielfach als auf alle Auſtralier anwendbar betrachtete. Die allereinfachſte Form iſt die der aus Zweigen zuſammengeſetzten Windſchirme, welche lebhaften Anklang bei den weißen Anſiedlern gefunden haben, ſodaß der reiſende Buſchmann ſelten verfehlt, ein ſolches Lager herzurichten. Für die beſſer ſchützenden Hütten iſt Grundform das gleichſchenklige Dreieck mit langen Seiten und kurzer Baſis, gebildet durch drei auf den Boden geſtellte Gabeln, welche die erſten beſten Holzſtücke liefern müſſen. Nicht ohne Geſchick wird eine ſolche Hütte durch

angelegte Zweige, Buſchwerk, Gras, beſonders aber durch Rinde und Erde dicht geſchloſſen bis auf den niedrigen Eingang an der Baſis, den man nur kriechend paſſiren kann. Zuweilen, namentlich im Winter, höhlt man auch den Boden aus und baut die nun ſehr niedrigen Hütten darüber. Die faſt überall auftretende Bienenkorb- oder Kegelform wird bei Port Eſſington durch ſtarke und lange Gebäude aus Holzſtücken erſetzt und auf der York-Halbinſel, die, wie wir geſehen haben, papuaniſchen Einflüſſen beſonders zugänglich war, treffen wir ſogar große, zweiſtöckige Häuſer. Dagegen begnügt ſich der Eingeborne des Nordweſtens bei heftigem Regen mit einem Scheiterhaufen, der ihn zwar nicht nach oben, wohl aber gegen die Unannehmlichkeiten des durchnäßten Bodens ſchützt; die ſehr tiefſtehenden Bewohner von Neuſüdwales ſuchen Felshöhlen und hohle Bäume mit Vorliebe auf. Bei der Wahl der Bauplätze richtet man ſich genau nach den örtlichen Verhältniſſen; in der Regel zieht man die Lage in der Nähe des Waſſers vor; trifft man die Hütten aber in größerer Entfernung davon, ſo mag man ſicher ſein, daß der dazwiſchen liegende Boden Überſchwemmungen ausgeſetzt iſt. Auch giebt die Anlage genau die zur Zeit herrſchenden Windrichtungen an; dieſe zu kennen iſt für den Auſtralier höchſt weſentlich, da er vor dem Eingang ſeiner niedrigen und leicht entzündlichen Hütten ſtets ein kleines Feuer unterhält. In dieſer Beziehung iſt der Schwarze häufig der Lehrmeiſter des Weißen geweſen, dem es ſehr wichtig iſt zu wiſſen, welcher Teil der Himmelsgegenden frei von heftigen Stürmen bleibt, da ſeine luftigen Clasthüren ſich in der Regel unvermittelt auf die offene Veranda öffnen. Auch ſind die auſtraliſchen Hütten keineswegs ohne beſtimmten Plan neben einander gebaut. Ereignet es ſich, daß mehrere Stämme an einem beſtimmten Platz zuſammenkommen, ſo wird das Lager regelrecht ausgelegt und man ſorgt dann noch viel ſtrenger als ſonſt auf die Reinhaltung dieſer Lagerplätze, wie denn nach dieſer Seite überhaupt die auſtraliſchen Wohnungen ſich vorteilhaft von ſchon höherſtehenden Völkern,

Fig. 21.



Lager australischer Eingebornen.

wie z. B. den Papuanen Neuguineas unterſcheiden. Gewöhnlich birgt jede Hütte eine Familie, doch giebt es ſolche, welche aneinanderſtoßend ein zuſammenhängendes Ganzes bilden oder als ein einziges großes Gebäude unter einem Dach eine größere Anzahl von Familien beherbergen. Immer aber ſucht man die jungen Männer, welche in beſonderem Lager ſchlafen, von den jungen Mädchen zu trennen und die letzteren unter die Obhut der Familien zu nehmen.

Die Rindenplatten der Eukalypten, welche wir beim Hüttenbau eine ſo wichtige Rolle ſpielen ſahen, ſind auch faſt ausſchließlich das Material für die ſehr rohen Kähne. Und da der Auſtralier der Arbeit nicht überhold iſt und ſich dieſelbe, muß ſie einmal gethan werden, ſo leicht wie möglich zu machen ſucht, ſo wählt er ſolche Stämme aus, welche durch ihre Form ihm die Mühe der beſonderen Geſtaltung erſparen. Iſt die Rinde abgenommen, wobei der Auſtralier eine Geſchicklichkeit zeigt, die ihm vielfache Aufträge weißer Anſiedler verſchafft, denen die großen Tafeln als kühle und ſichere Dachbedeckung wertvoll ſind, ſo ſucht er dieſelbe zuvörderſt durch ſchnelles Reiſigfeuer geſchmeidig zu machen und der Natur in der Formgebung ſeines Fahrzeuges nachzuhelfen, und ſchnürt dann die Enden mit ſtarken Bändern zuſammen. Vielleicht erſcheint ihm auch die letztere Prozedur nicht nötig und eine Anfüllung beider Enden, die ſich übrigens in nichts von einander unterſcheiden, mit Lehm ſorgt für die Fernhaltung des Waſſers. Lehm oder Thon muß auch ſo manchen Riß und manche Aſtöffnung verſchließen und dient ferner dazu, in der Mitte des Kahns einen Herd zu bauen, auf welchem ein paar Holzſcheite brennen, eine bequeme Zugabe beim Fiſchfang, da ſich ſo der ſtets rege Appetit ſchneller befriedigen läßt. Es ſind ſolche Fahrzeuge nicht gerade ſehr ſicher und auch in der Regel nicht groß, wiewohl ſie zuweilen an fünf Perſonen zu halten imſtande ſind, aber obſchon ihre Ränder wenig über das Waſſer ragen und die größte Vorſicht zu beobachten iſt, um ein Umſchlagen zu verhüten, wagen ſich die in ihrer Handhabung

wunderbar geſchickten Eingebornen in den gebrechlichen Nußſchalen ſelbſt auf das Meer. Die Eingebornen der Kap-York-Halbinſel haben in ihrem weichen, ſchwammigen Baumwollbaum, Cochlospermum, ein vorzügliches Material zum Kahnbau; Kähne, aus ſolchen ausgehöhlten Bäumen angefertigt, ſind oft geräumig genug, um 15—20 Perſonen aufzunehmen. Die Ausleger, die Segel, die Ruder erinnern alle an die Nachbarſchaft

Fig. 22.

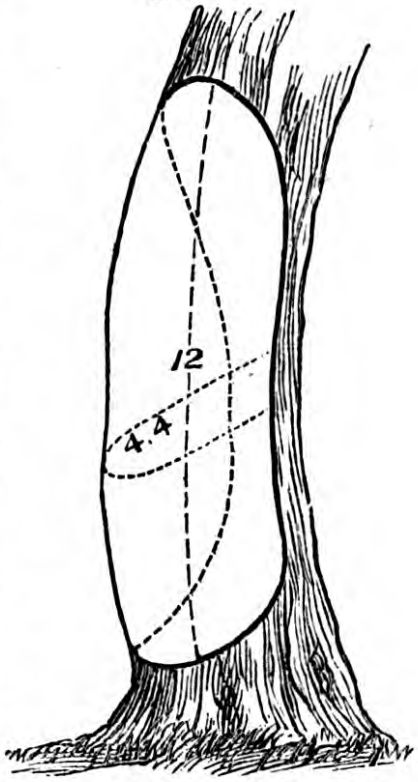


Auſtralier in ihren Rindenkanoes beim Fiſchfang.

Neuguineas; dieſe Dinge kennt man aber ſonſt in Auſtralien nicht, wo überall der Speer das einzige bewegende Inſtrument iſt. Am einfachſten behelfen ſich die Nordweſtauſtralier, welche ein paar Mangrovenſtämme an beiden Enden zuſpitzen, dann durch Keile verbinden, auf dieſen einfachen Flößen aber ſelbſt die benachbarten Inſeln beſuchen, was den Kähne bauenden Auſtraliern nicht gelungen iſt, ſodaß die Känguruhinſel und die Inſeln an

der Südküſte Victorias unbewohnt bleiben mußten. Im Südweſten waren aber Fahrzeuge jeglicher Art völlig unbekannt. Die Tasmanier beſaßen zwar keine Kähne, aber vier bis fünf Fuß breite Flöße aus zwei Stämmen und zahlreichen Querhölzern, welche man mit Rindenſtücken zuſammenband und mit einem Verdeck von Flechtwerk bedeckte. Auf dieſen überſchritten zuweilen fünf Perſonen zu gleicher Zeit die Meerengen, welche die umliegenden Inſeln vom Hauptlande trennten, mit erſtaunlicher Schnelligkeit, aber freilich nicht ohne häufigen Verluſt an Menſchenleben. Bei den Tasmaniern war ebenſo wie bei den Nordauſtraliern das Ruder im Gebrauch.

Fig. 23.

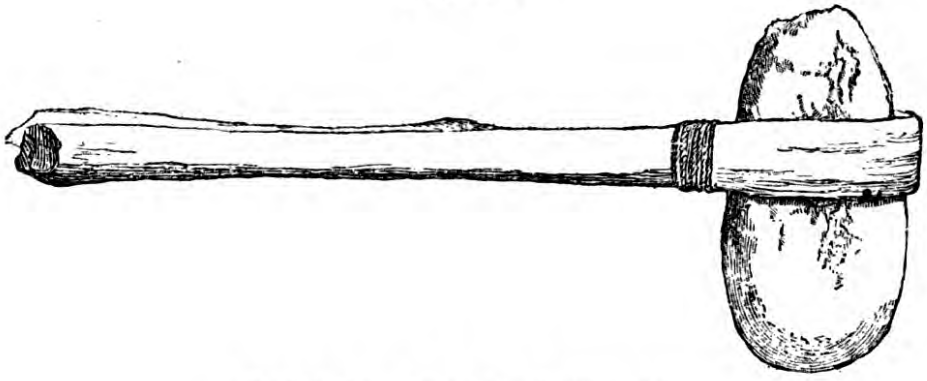


Baum, von welchem Rinde für ein Kanoe genommenwurde, die Maße in engl. Fuß.

Die Auſtralier leben noch in der Steinzeit und zwar noch in den erſten Anfängen derſelben, die meiſten ihrer Geräte und Waffen ſind aus Holz hergeſtellt. Doch ſtehen die Steinwerkzeuge, welche man bei ihnen vorfand, weit über den rohen Produkten unſerer eigenen Vorfahren, wie ſie noch heut ſo oft zu Tage gefördert werden. Die ſteinernen Lanzenſpitzen, welche Kapitän King an der Hannover Bai fand, waren mit erſtaunlicher Sorgfalt gearbeitet und die Zinken, in welche die ſägenartigen Seiten ausliefen, wunderbar ſchön zugeſpitzt und geglättet. Ihre Steinäxte wurden gleichfalls geſchickt zugehauen, ſauber poliert und ſorgfältig geſchärft; einige der in Victoria gefundenen gleichen in ihrer Form auffallend den bekannten amerikaniſchen Äxten. Es ſind durchaus nicht verächtliche Werkzeuge. Die geeigneten Steine: Baſalt, Diorit, Quarz u. a. für die verſchiedenen Waffen und andern Gebrauchsartikel waren begreiflicherweiſe nicht überall

zu haben nnd ſo beſtand die Sitte, daß gewiſſe Steinbrüche, deren lange und ausgedehnte Benutzung ſich noch heute aus den über ein weites Areal verſtreuten Steintrümmern erkennen läßt, einer Anzahl umwohnender Stämme zum Gebrauch offen ſtanden ſtets freilich nur ſo, daß wenige Männer auf kurze Zeit das Gebiet betreten durften. Durchbohrte Steinwerkzeuge finden wir nirgends, kleine Steinfragmente wurden mit Harz an die Handhabe befeſtigt, größere zwiſchen das geſpaltene oder herumgebogene Holz geklemmt und durch Harz und Bänder geſichert. Steinbeil und Steinhammer dienten nicht immer friedlichen Zwecken, ſie

Fig. 24.



Steinbeil von Lake Tyers (Victoria).

erwieſen ſich auch im Kampfe als furchtbare Waffen. Zu Schutz und Trutz lieferte indes vorwiegend das eiſenharte Holz des Landes geeignetes Material.

Die eigentümlichſten der auſtraliſchen Waffen ſind ohne Zweifel der Bumerang und das Wurfbrett. Namentlich der Bumerang, in den verſchiedenſten Gegenden des Kontinents — in Tasmanien kannte man ihn ebenſowenig wie Wurfbrett und Schild — und in Formen wie Namen vielfach variierend gefunden, hat durch ſeine rätſelhafte Flugbahn die Aufmerkſamkeit europäiſcher Gelehrten nicht wenig beſchäftigt. Dieſe Flugbahn iſt nach der Geſchicklichkeit, aber auch nach der Abſicht des Werfenden eine ſehr verſchiedene. Wir ſprechen hier von dem Bumerang, welcher zurückkehrt, nicht von dem einfacheren, welcher die Stelle einer

Wurfkeule vertritt. Dies wunderbare Werkzeug, in andern Gegenden als Wonguin, Barngit, Keili ꝛc. bekannt, beſchreibt einen Kreis, deſſen fernſter Punkt zuweilen vom Werfenden an 150 Meter abſteht. Dieſer Punkt iſt zugleich der höchſte des allmählich ſteigenden und in gleicher Weiſe ſich neigenden Kreiſes, in welchem ſich das Wurfgeſchoß, die Fläche der Erde zugeneigt und fortwährend rotierend, mit großer Geſchwindigkeit bewegt. Der Bumerang mag aber auch ſo geworfen werden, daß er, anfangs am Boden gleich einem Reifen fortrollend, ſich plötzlich ſchwirrend in die Luft hebt und einen weiten Bogen beſchreibt, bis er zu ſeinem Ausgangspunkte zurückkehrt. Er mag neben dem Werfenden oder vor ſeinen Füßen zu Boden fallen, er mag weit hinter ihn fliegen und ſo einen nichts ahnenden Feind, ein Tier treffen. Ein recht geſchickter Mann könnte mit dem ſchwirrenden Bumerang ſtatt eines Kreiſes zwei, ja drei in ununterbrochener Folge durch die Luft ziehen und er könnte denſelben bei ſeiner Rückkehr eine Anzahl ſonderbarer Bewegungen über ſeinem Kopfe beſchreiben laſſen, ehe er, zu dem Werfenden herabſteigend und in unheimlicher Nähe vorüberſchwirrend, ſich auf eine zweite Irrfahrt begiebt. Wenn man behauptet hat, daß der Auſtralier nicht durch eigenes Nachdenken, vielmehr durch Zufall in den Beſitz dieſer wunderbaren Waffe gelangt ſei, ſo dürften wir daran erinnern, daß uns die Erfindung des Pulvers in ähnlicher Weiſe geſchenkt wurde. Daß er aber alle Eigentümlichkeiten dieſes merkwürdigen Wurfgeſchoſſes verſteht, beweiſt das Geſchick, mit welchem er die gewundene Form desſelben — die flache Seite liegt nicht in einer Ebene — für beſtimmte Zwecke durch Hitze und Biegen jedem gegebenen Falle anzupaſſen verſteht. Und will er den Bumerang gebrauchen, ſo verfehlt er

Fig. 25.



Bumerang aus ſchwerem Holz von Victoria.

nicht ihn vorher mit ein paar Schlägen durch die Luft zu prüfen, selbst wenn es sein altes, oft benutztes Geschoß wäre. Diese Erfindung gehört ihm wohl auch allein, denn die auf ägyptischen und assyrischen Denkmälern abgebildeten Instrumente zeigen zwar eine annähernde Form, nirgends aber sehen wir eine Andeutung ihres Fluges, auch werden sie dort in einer Weise gehalten, welche die Zweifel in eine Identität erhöht.

Das zweite merkwürdige Werkzeug der Australier, das Womerah oder Wurfbrett, besitzen neben ihnen die Aléuten, die diesen benachbarten Eskimo, auch kannten es die Altmexikaner. Es vertritt bei dem Speer die Stelle einer Schleuder. Zu-

Fig. 26.



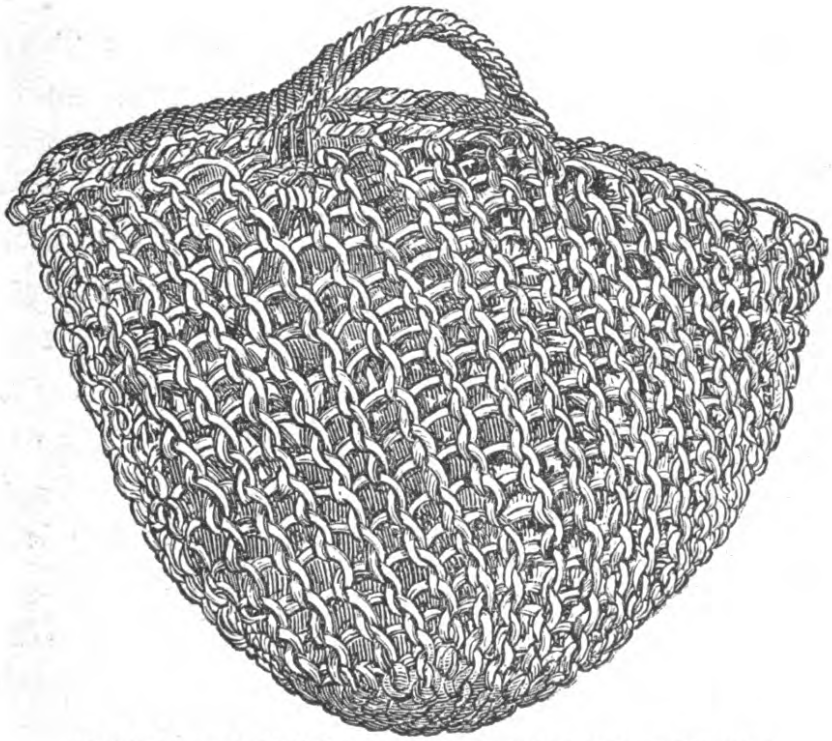
Wurfbrett mit aufgelegtem Speer.

weilen wird der Haken, welcher in die Höhlung am Fuße des Speeres greift, aus dem Holz des Wurfbrettes geschnitzt, in anderen Fällen vertritt ein mit Sehnen und Harz befestigter Zahn seine Stelle. Während die eine Seite sorgfältig geglättet, auch mit einer Rinne versehen wurde, brachte man auf der andern oft sehr reiche Verzierungen an.

Wenn wir schon bei der Herstellung und Ornamentation der Waffen eine nicht geringe Kunstfertigkeit entdeckten, so werden wir noch mehr überrascht durch die gestrickten und geflochtenen Säcke, Körbe und Netze, welche die Australier auf allen ihren Wanderungen begleiten. Diese, zuweilen mit vielem Geschmack und in verschiedenen Maschensystemen, oft in naturfarbigen Mustern hergestellten Behälter pflegen alle die verschiedenen

Sachen aufzunehmen, auf welche der Eingeborne Wert legt. Die kleineren werden in der Hand, die größeren an ſtarkem Bande über der Schulter getragen. Die Arbeit der Anfertigung, wozu man ſich beinerner Nadeln, noch öfters der Finger allein und eines runden harten Steins zur Beſchwerung des zuerſt geſtrickten oder geflochtenen Bodens bedient, fällt in der Regel den Frauen zu, doch zeigen die Männer gleichfalls eine nicht

Fig. 27.

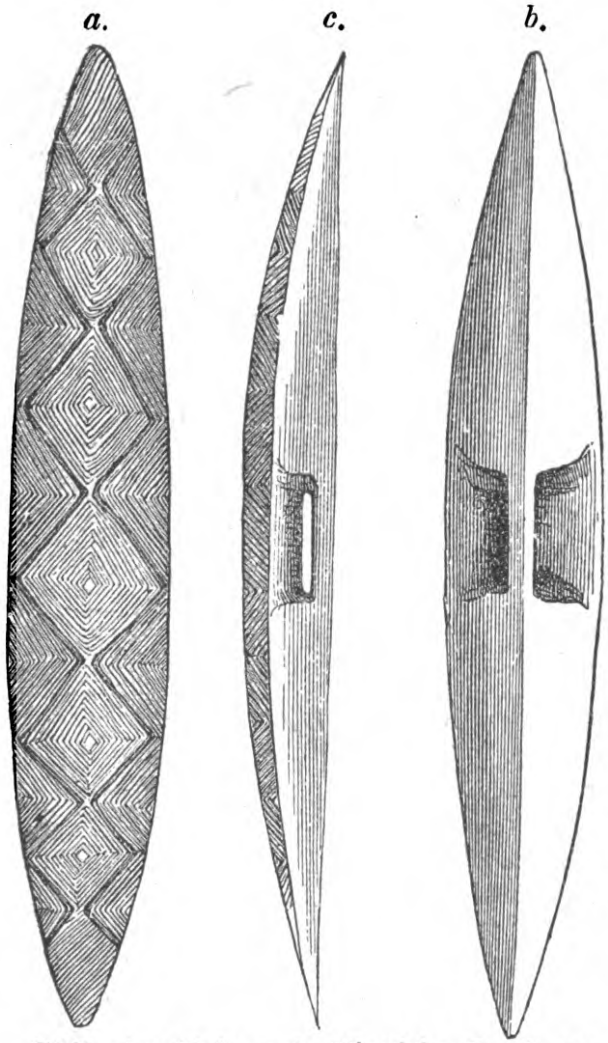


Reiſetaſche aus Rohrblättern (Phragmites communis) vom Goulburn (Victoria), 1/6 der natürlichen Größe.

geringe Geſchicklichkeit. Es wäre leicht genug, einige der ſehr feſt gewebten Gefäße durch Harz genügend zu verdichten, um ſie für die Aufbewahrung von Waſſer tauglich zu machen. Dies hat man aber nie gethan, vielmehr zu dieſem Zweck, gleich den alten Ägyptern, die Felle von Tieren benutzt, welche man möglichſt ohne Verletzungen abzieht, alle Öffnungen aber ſorgfältig zunäht. Dann liefern die großen, rundlichen knorrigen Auswüchſe der größten Eukalypten gut verwendbaren Stoff für

Eimer und Schalen, wenngleich dieſe plumpen und ſchweren Geräte oft und vielfach mit Harz kalfatert werden müſſen. Noch wollen wir an die ſchon an andrer Stelle erwähnten Schädelbecher erinnern.

Fig. 28.



Schild oder Mulga aus Eiſenrinde (Eucalyptus sideroxylon) von Südauſtralien, ein Zehntel der natürlichen Größe. a Vorderſeite. b. Rückſeite. c. Seitenanſicht.

Selten verfehlt der Auſtralier, ſeine Schutz- und Trutzwaffen mit allerlei verſchönernden Zeichnungen zu bedecken, welche den Verzierungen auffallend ähnlich ſind, mit denen unſere Altvordern ihre Aſchenurnen zu ſchmücken pflegten. An den Kreis und die gekrümmte Linie wagt man ſich ſelten, ſolche Verſuche fielen in der Regel nicht vorteilhaft aus. Jeder Stamm hatte ſeine beſtimmte Art der Ornamentation und dieſe Verzierungen haben eine beſtimmte Bedeutung. Es iſt nicht ungewöhnlich, den Schild mit dem Totem des Stammes zu ſchmücken, ein Anklang an unſere Ritterzeiten. Um die Wirkung zu erhöhen, werden auch Farben angewendet: ſchwarz, rot, weiß, nur in einigen Gegenden blau, das ſeit der Übermittelung dieſer Farbe durch die Europäer ſich einer ſteigenden Beliebtheit erfreut. Indes verſchönert man nur aus Holz gefertigte Waffen in dieſer Weiſe, Stein und Knochen genoſſen dieſen Vorzug nie. Von allen

Farben iſt aber rot, aus gebranntem Ocker hergeſtellt, die geſuchteſte, mit ihr bemalt man die Leichen, welche durch Feuer getrocknet und konſerviert werden ſollen. Dieſe gelbe Ockererde iſt überall hochgeſchätzt und um ſie zu erlangen, ſcheuen die Schwarzen keinerlei Mühe. Auch iſt ebenſo wie bei jenen Steinbrüchen, von denen wir ſprachen, fremden Stämmen zu Zeiten geſtattet, ſich einen Vorrat zu holen, wie die Stämme vom Cooper Creek jährlich die weite Strecke bis zu einem Riß in dem mittleren Teile der Flinderskette zurücklegen, dem einzigen ihnen zugänglichen Gebiet, in welchem man dieſe Erde findet.

Fig. 29.



Schlachtkeule von vier verſchiedenen Seiten geſehen.

Wir haben in unſerer Darſtellung mehr als einmal Gelegenheit gehabt, von den religiöſen Vorſtellungen der Auſtralier zu ſprechen. Wollen wir näher auf dieſelben eingehen, ſo erſchweren uns die äußerſt unklaren und verworrenen Mitteilungen den Verſuch einer durchſichtigen Darſtellung ungemein. Was ſich aus den verſchiedenen Angaben der Eingebornen, die ſich ohne Zweifel oft von der Wahrheit ſehr weit entfernten, mit Be-

ſtimmtheit herausfühlen läßt, iſt, daß ſie an ein gutes und an ein böſes Weſen glaubten. Beide wohnten ehemals auf der Erde und zogen ſich erſt ſpäter in ihren jetzigen Aufenthalt, der eine zu den Sternen, der andere in die Tiefe der Erde zurück. Auch Mythen von einer Erſchaffung der Menſchen, einer großen Flut, Verſetzung von einigen Menſchen unter die Geſtirne, von Verwandlungen anderer in Felſen und ähnliches findet ſich in verſchiedenen Gegenden. Sonne und Mond werden verehrt. Die guten Geiſter aber werden wenig beachtet, weit mehr die, welche Furcht und Schrecken verbreiten und namentlich des Nachts ihr Weſen treiben. Dazu kommt nun noch ein tiefgewurzelter Aberglaube, der aber in vielem eine auffallende Verwandtſchaft mit Vorſtellungen zeigt, die auch bei uns zu Hauſe ſind. Wenn wir hören, daß die Auſtralier dem Nieſen eine beſondere Bedeutung beimeſſen, daß Sternſchnuppen wie Kometen großes Unheil prophezeien und der nächtliche Ruf eines Habichts den Tod eines Kindes erwarten läßt, ſo klingt uns das wie Märchen aus den Spinnſtuben unſers Landvolks. Gegen alle böſen Geiſter iſt das Feuer das wirkſamſte Mittel und darum iſt kein Gedanke dem Auſtralier ſchrecklicher, als die unheimlichen Stunden der Nacht, in denen böſe Geiſter vorzugsweiſe umgehen, ohne ein ſolches Feuer zuzubringen. Daher brennt wie im Winter ſo im heißeſten Sommer vor jedem Laubſchirm, jeder Hütte das Feuer, das nie ausgehen darf, und ein Feuerbrand begleitet den wandernden Auſtralier auf allen ſeinen Zügen. Sollte einmal der unliebſame Fall eintreten, daß die Glut völlig erlöſcht, ſo weiß er ſich das

Fig. 30.



Eingeborener aus dem ſüdlichen Victoria
Feuer quirlend.

gewünſchte ſchnell wieder zu verſchaffen. Er hat dazu drei verſchiedene Methoden. Entweder ſetzt er einen trockenen Stab ſenkrecht auf einen zweiten, welchen er mit den Füßen in feſter Lage hält, und quirlt mit dem erſten, bis ſich eine Flamme entwickelt, oder er ſucht einen morſchen, niedergeſtürzten Baumrieſen, in deſſen Riſſe er feines trocknes Gras ſteckt und nun mit einem Stabe ſchnell darüber hin und her fährt, oder endlich er ſtemmt einen Holzſcheit zwiſchen Bruſt und Erde und fährt mit einem andern wie mit einem Schabeiſen ſchnell auf und nieder, bis der Funke hervorſpringt. Jetzt iſt ihm der Wert einer Zunderbüchſe oder eines Streichhölzchens aber ſehr wohl bekannt.

Mit des Auſtraliers Wahnglauben ſteht auch die Furcht, zugleich aber auch das Vertrauen, welches Zauberer einflößen, in engem Zuſammenhange. Denn der Zauberer kann die Geſunden ebenſowohl krank, als die Kranken geſund machen. Die Heilkunſt iſt ſeine Hauptbeſchäftigung d. h. die Entfernung des von andern geübten Zaubers durch die eigene, kräftigere Magie, welche ſich neben Beſprechungen und Streichen durch heilige Steine rationellerer Mittel bedient, wie kalter Waſchungen, der Aderläſſe, des Knetens des Körpers. Dieſe Zauberer ſind in der Regel alte Männer, ſelten Frauen; ihnen iſt dieſe Wundergabe durch den Quarz oder Knochen gekommen, welcher ihnen bei einem Beſuch der Geiſterwelt im ſchlafenden Zuſtande oder während ſie die Nacht auf einem friſchen Grabe zubrachten, in die Hüfte geſteckt wurde. Man glaubt auch an ein Jenſeits, eine ſchattenhafte Exiſtenz, in welcher man ebenſo jagt und fiſcht, wie während des Lebens. Die Geiſter kommen wohl auch von dort zurück und zwar dann als Weiße, ein Glaube, der manchem Europäer, unter anderen dem entlaufenen Sträfling Buckley, das Leben rettete, dem aber auch andere, weil man ſich vor ihnen fürchtete, zum Opfer gefallen ſind. Alle dieſe Anſichten ſind nicht überall gültig, nach den individuellen Anlagen und Vorſtellungen der einzelnen Stämme erſcheinen ſie vielfach modifi-

ziert, ſie mögen aber dazu dienen, den niedrigen Standpunkt der Auſtralier im allgemeinen zu kennzeichnen.

Der Zauberer iſt in der Regel die wichtigſte Perſon im ganzen Stamme, höchſtens macht ihm der hervorragendſte Jäger und Krieger, beide Eigenſchaften wohl meiſt in einer Perſon vereinigt, den Rang ſtreitig. Doch würde man der Organiſation der auſtraliſchen Stämme eine zu hohe Stellung anweiſen, wollte man von Häuptlingen ſprechen, welche eine dauernde Regierungsgewalt ausüben. In der That ſetzt ſich der auſtraliſche Staat, wenn man dieſen Ausdruck auf die höchſtens einige Hunderte zählende Stämme anwenden darf, aus den Familien zuſammen, deren Häupter in ihren Beratungen gemeinſam über die öffentlichen und nicht ſelten auch über die privaten Angelegenheiten entſcheiden. Es iſt natürlich, daß ein hervorragender Mann ſich eine Superiorität erwerben wird und daß der größere Einfluß und das höhere Anſehen, deſſen ſeine Familie genießt, ſowie die ererbte Körperkraft ſeinen Nachkommen eine gleiche Stellung ſichern mag. Ohne beſtimmte allgemein anerkannte Formen ſind aber weder die Verhandlungen der Stammesglieder, noch die der einzelnen Stämme unter einander. Man unterhält eine Art von diplomatiſchem Verkehr und zwar entſendet man entweder, wie im Cooperdelta, ein paar Frauen auf eine ſolche Miſſion, oder betraut mit dergleichen Botſchaften junge Knaben von zehn bis zwölf Jahren, welchen als Weihe für dieſe Würde mit glühenden Knochen die Naſenſcheidewand durchbohrt wird. Übrigens reſpektiert man die Unverletzlichkeit der Boten überall aufs ſtrengſte. Derlei Geſandte haben aber nicht etwa die Befugniſſe, irgendwelche bindende Abmachungen zu treffen, vielmehr überbringen dieſelben nur die Einladungen zu gemeinſamen Zuſammenkünften, in welchen Beratungen über die dem Eingebornen wichtigen Vorkommniſſe: Feſte, Jagden, Krieg und andres gepflogen werden ſollen. Anfangs nicht ohne Würde und Anſtand geführt, endigen dergleichen Konferenzen nicht ſelten in Lärm und Streit und die friedliche Vereinigung wird Anlaß zu

bitterem Zank und Hader. Die meiſten der Feindſeligkeiten entſtehen indes aus Frauenraub und Verletzung des Jagdrechts. Denn jeder Stamm hat, wie wir ſchon anführten, ein ziemlich beſtimmt umſchriebenes Gebiet als ſein eigen, ja wir finden ſogar Fälle, wo innerhalb der Stämme eine Teilung des Grund und Bodens unter die Familien ſtattfindet. Eine Überſchreitung der anerkannten Grenzen wird jedesmal als ein Friedensbruch angeſehen und als ſolcher geächt. Daher ſtammen denn auch die erſten und ſich immer wiederholenden Angriffe der Schwarzen auf die weißen Anſiedler. Es war einesteils natürlich, daß ſie die auf ihrem Grund und Boden weidenden Rinder und Schafe für nicht minder jagdbares Wild anſahen, als ihre von jenen doch beeinträchtigten Känguruhs und Emus. Unverſtändlich mußte es ihnen bleiben, daß der weiße Mann die letzteren, die ihm doch keinen Nutzen gewährten, ohne Zögern niederſchoß und von ſeinen Hunden zerreißen ließ, während er die Todesſtrafe darauf ſetzte, wenn der eingeborne Jäger ein Tier ſeiner Herden erlegte, deren Größe ja ſo weit über ſeine Bedürfniſſe hinausging. Erſchien er das eine Mal unerträglich geizig, ſo zeigte er ſich das andre Mal in abſcheulicher Weiſe verſchwenderiſch und rückſichtslos.

Durch dieſe und andre Urſachen, welche im Verlauf unſerer Darſtellung zu Tage getreten ſind, hat ſich der anfänglich freundliche Verkehr zwiſchen beiden Raſſen nach kurzer Zeit in einen fortdauernden Vernichtungs- und Rachekrieg umgewandelt. Scheußliche Grauſamkeiten wurden auf der einen wie der andern Seite verübt und Menſchenjagden ſind in den außenliegenden Diſtrikten von Queensland noch heute an der Tagesordnung. Die Eingebornen mit Arſenik vergiftet zu haben, deſſen rühmten ſich die Anſiedler in früheren Zeiten offen und Schädel auſtraliſcher Eingebornen, welche man auf jenen Jagden erlegt hatte, bildeten keinen ſeltenen Schmuck der Hütten roher Viehzüchter. Wie geringen Schutz die Regierung der Kolonie den Eingebornen angedeihen ließ, beweiſt eine Beſtimmung, wonach demjenigen, welcher

den ſchwarzen Mörder eines Weißen den Gerichten auslieferte, eine Belohnung von 100 Pfd. Sterling verheißen wurde, während, wo der Fall einer Ermordung eines Schwarzen durch einen Weißen vorlag, nur 25 Pfd. Sterling geboten wurde. Welcher Europäer hätte aber gegen ſeinen Landsmann wegen einer That gezeugt, die den wenigſten als ein Unrecht erſchien? Das Zeugnis eines Eingebornen hatte aber keine Gültigkeit. Umgekehrt war man nur zu ſchnell bereit, auf den leiſeſten Verdachtsgrund hin das Todesurteil auszuſprechen, indem man es ganz offen ſagte, es ſei beſſer, einen Unſchuldigen hinzurichten, als durch eine Freiſprechung die Eingebornen zur Wiederholung ihrer Unthaten zu ermutigen. Von der allgemeinen Stimmung, welche noch im Jahre 1839 in Neuſüdwales herrſchte, zeugt folgende Begebenheit. In Sydney war eine Geſellſchaft von Männern zum Schutz der Eingebornen zuſammengetreten und hatte nach vieler Mühe ein Geſetz durchgebracht, nach welchem die Einſetzung von Kommiſſaren vorgeſehen wurde, denen die Fürſorge für die Aboriginer anvertraut werden ſollte. Dieſe Maßregel, welche die Anſiedler in der willkürlichen Behandlung ihrer ſchwarzen Nachbarn zu beſchränken drohte, genügte, um unter einer gewiſſen Klaſſe eine Erregung hervorzurufen, in welcher eine That begangen wurde, wie ſie ſcheußlicher kaum von dem wildeſten Volke gedacht werden kann. Und hier haben wir es mit Engländern zu thun, welche ſich auf ihre Religioſität etwas einbilden und auf ſtrengſte Heiligung des Sabbaths halten. Gerade an einem ſolchen Sabbath war es, daß ſieben Engländer, aufgebracht durch jenes Schutzgeſetz, ausritten, um zu beweiſen, wie wenig ſie ſich um einen Erlaß kümmerten, welcher ihnen das Recht ſchmälern wollte, die verachtete und verhaßte Raſſe nach Gefallen zu vertilgen. In ihrem Lager verſammelt trafen ſie dreißig Eingeborne: Männer, Weiber und Kinder, trieben dieſelben in eine nahe Hütte, banden ſie hintereinander an einen Strick und ſchlachteten dieſe wehrloſen Menſchen, einen nach dem andern, mit kaltem Blute ab. Und als nun die Aasgeier die ent-

ſetzliche That verrieten und die Mörder vor Gericht geſtellt wurden, da erhob ſich faſt einmütig die Stimme der Kolonie gegen ihre Verurteilung und es bedurfte des ganzen Eintretens der Autorität des Gouverneurs, um die offen bedrohten Zeugen zu ſchützen und die blutbefleckten Mörder ihrem wohlverdienten Schickſal am Galgen zu überliefern. Das war vor mehr als vierzig Jahren, aber ähnliche Ereigniſſe mit allen ſich daran knüpfenden Konſequenzen mögen wir auch heute in den Spalten der Zeitungen Queenslands leſen, wo die Jagd auf ſchwarze Menſchen noch immer kaum weniger ſchwunghaft betrieben wird als ehedem in den Schweſterkolonien. Und welches Verbrechens darf man die ſchwarzen Auſtralier anklagen? Muß man ihnen nicht den Widerſtand gegen die weißen Eindringlinge, den Verteidigungskampf für ihr Vaterland, vielmehr als hohe Tugend anrechnen? Und ſollten nicht Engländer, welche ſich ſo gern die Namen der kühnen Britenhäuptlinge ins Gedächtnis rufen, deren ungleicher Kampf gegen römiſche Kriegskunſt ſo wohl den Vergleich mit Auſtralien aushält, die Männer achten, denen die Liebe zum Vaterland ebenſo hoch ſteht wie ihren eigenen Vorfahren?

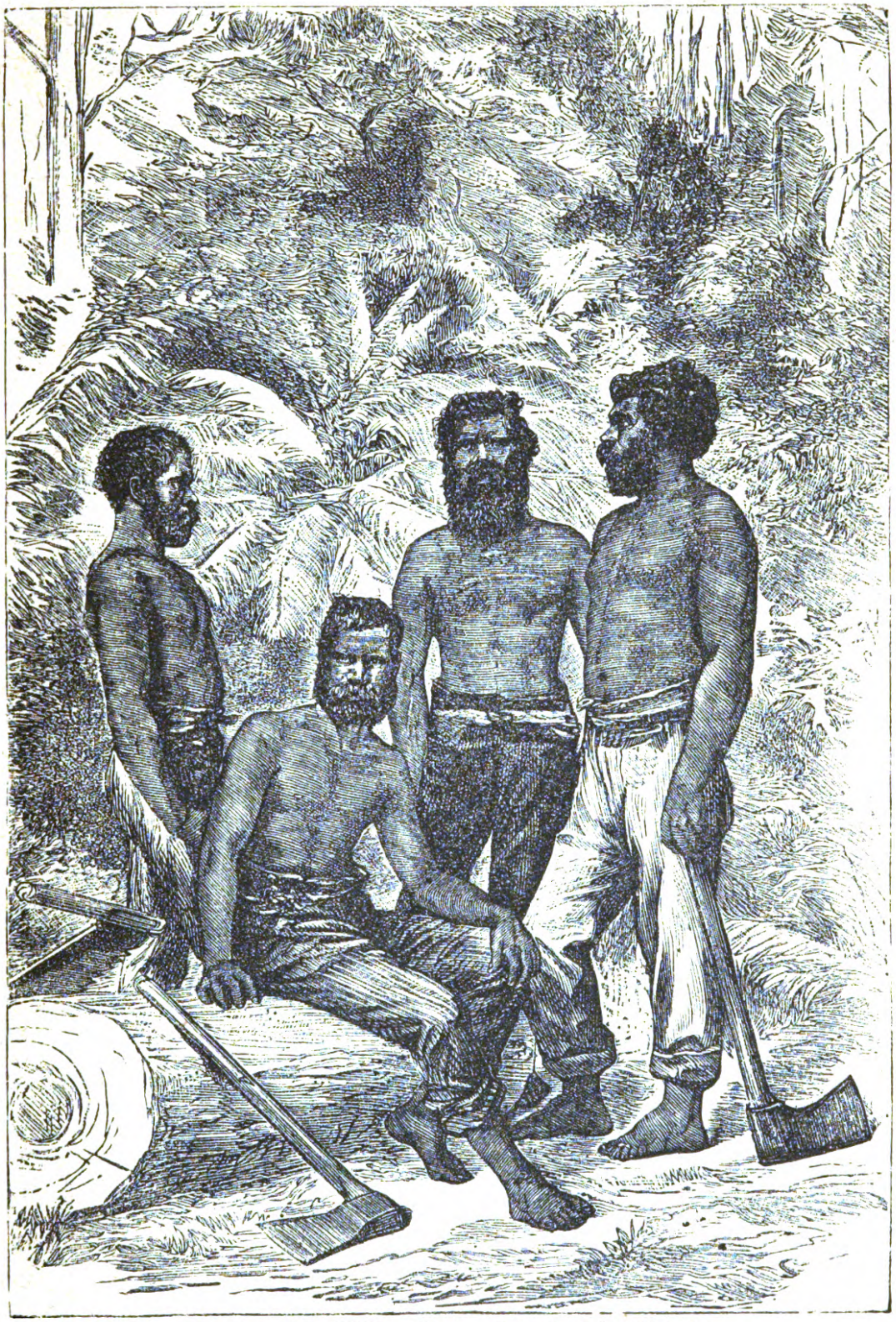
Unter ſolcher Behandlung ſind die Auſtralier ſchnell dahingeſchwunden. Wie groß die Bevölkerung des Feſtlandes war, als die Europäer zuerſt feſten Fuß darauf faßten, wiſſen wir freilich nicht. Freycinet ſchätzte ſie nach Analogie der Bevölkerung von Port Jackſon auf 1 139 400 Seelen, eine durchaus nicht begründete und viel zu hohe Annahme, viel näher kommen andre, wenn ſie von 200 000 oder gar nur 100 000 Einwohnern ſprechen. Alle dieſe Zahlen ſind aber höchſt unſicher und willkürlich. Derſelbe Tadel haftet auch den Berechnungen von Behm und Wagner an, die wir aber deſſenungeachtet, als vielleicht der Wahrheit am nächſten kommend, hier folgen laſſen wollen. Danach lebten 1851 in Südauſtralien 5046, in Victoria 1694, in Neuſüdwales 1750, in Queensland 15 000, in dem ſüdlichen Weſtauſtralien 5000, in dem beſſeren nördlichen Weſtauſtralien 15 000

und im Nordterritorium 12 000 Australier, im ganzen Australien also in runder Summe 55 000 Seelen. Eine sehr kleine Zahl, die in auffallender Weise mit dem wunderbaren Wachstum der europäischen Bevölkerung kontrastiert. Wie diese zunimmt, so schwindet jene dahin. In Neusüdwales sind heute nur etwa Tausend verstreut im Riverinadistrikt, namentlich am oberen Darling zu finden, in Victoria ist die Zahl der Eingebornen in den wenigen Jahren zwischen der ersten Okkupation 1836 und 1881 von 5000 auf 770 gesunken. In Südaustralien ergab der Census von 1876 nur 3953, der von 1881 allerdings 6346 Aboriginer, eine aber nur scheinbare Zunahme, da in dem letzten Jahre ein weit größerer Bezirk als zuvor der Zählung unterworfen wurde. Es ist sicher, daß überall die Eingebornen schnell dahinsterben und dies trotz der Sorge, welche einzelne Männer, die protestantische und die katholische Mission sowie endlich auch die Regierungen verschiedener Kolonien, vornehmlich auf die Weisungen des britischen Kolonialministeriums hin, der ihres Eigentums beraubten und verdrängten Rasse zugewandt haben.

Die Mission unter den Eingebornen.

Schon am Schluß des vorigen Jahrhunderts beschäftigte den in so vielfacher Beziehung um die Entwickelung Australiens hochverdienten Gouverneur Macquarie der Gedanke, daß für die Civilisation der Schwarzen um Sydney etwas gethan werden müsse. Er wandte sich deshalb an den Geistlichen Samuel Marsden, der sich schon in der neuseeländischen Mission außerordentlich thätig gezeigt hatte. Eine Musterfarm wurde bei Parramatta angelegt, auf welcher die Eingebornen von ihrem Wanderleben entwöhnt und zu geregelter Arbeit erzogen werden sollten. Das Unternehmen schlug fehl, Marsden selber berichtet

Fig. 31.



Eingeborne der Miſſionsſtation Coranderk in Victoria.

von zahlreichen Fällen, in welchen die wilden auſtraliſchen Kinder, nachdem ſie für geraume Zeit durch ihre Aufführung in Schule und Haus die beſten Hoffnungen erweckt hatten, ſchließlich doch wieder zu dem geliebten Wald- und Wanderleben zurückkehrten, weil ſie ihre freie unabhängige Exiſtenz trotz aller Entbehrungen jeder Art von Beſchränkung tauſendmal vorzogen. Die Regierung zog ihre Unterſtützung zurück. Marsden wandte ſich nun an die Kirchliche Miſſionsgeſellſchaft in London um Beiſtand und dieſe zeigte ſich gern bereit, eine ordentliche Miſſion unter den Eingebornen Auſtraliens zu unterſtützen, zu welchem Zwecke ſie auch ſofort eine bedeutende Summe zur Verfügung ſtellte.

Ehe aber wirklich Schritte von dieſer Seite gethan wurden, entſandten die Methodiſten Englands nach einander vier Miſſionare nach Auſtralien, von denen indes keiner irgend etwas Nennenswertes ausrichtete, ſodaß 1828 dieſe Miſſion aufgegeben wurde. Im Auftrage der Londoner Miſſionsgeſellſchaft waren aber 1825 drei Miſſionare in Sydney angelangt, unter ihnen Threlkeld, ein ſchon in Raiatea erprobter Mann. Sie fanden zwei von der Regierung begründete Schulen vor, in denen ſieben Knaben und ebenſoviel Mädchen Unterricht empfingen. Glücklicherweiſe intereſſierte ſich der derzeitige Gouverneur lebhaft für die Miſſionsbeſtrebungen, und ſo wurden denn an den Ufern des Macquarieſees unfern der Stadt Newcaſtle, zum Behuf einer feſten Anſiedelung der Eingebornen, 40 000 Hektare angewieſen. Aber nachdem in ſechs Jahren mehr als 60 000 Mark ohne irgendwelche nennenswerte Reſultate ausgegeben waren, zog die Geſellſchaft ihre Hülfe zurück. Dennoch harrte Threlkeld, unterſtützt von der Regierung wie von einigen Freunden, bis 1842 aus; dann gab auch er das fruchtloſe Bemühen auf. Inzwiſchen war 1832 wiederum im Auftrage der Kirchlichen Miſſionsgeſellſchaft zu London durch engliſche und Baſeler Miſſionare eine Station zu Wellington-Dale im Norden von Sydney errichtet worden. Auch dieſe wurde nach elfjähriger Arbeit 1843 ohne Erzielung irgendwelchen Reſultates endlich verlaſſen. Glücklicher

waren die Methodiſten, welche ſeit 1838 Verſuche unter den Eingebornen zuerſt an der Oſtküſte, dann auch in Süd- und Weſtauſtralien anſtellten. Namentlich zu Buntingdale in Victoria erreichte es Tuckfield, daß die dortigen Schwarzen Religonsunterricht und Gottesdienſt beſuchten und von dem in ihre Sprache überſetzten Katechismus Gebrauch machten.

Zu derſelben Zeit waren auch einige deutſche Miſſionare in Südauſtralien erſchienen. Am 11. Juni 1838 gingen Schürmann und Teichelmann als Sendboten der Lutheriſchen Miſſionsgeſellſchaft zu Dresden (ſpäter zu Leipzig) nach Adelaide in Südauſtralien. Zwei Jahre darauf folgten die Miſſionare Kloſe und Meyer. Dieſe errichteten Stationen in der Nähe von Adelaide ſelber, an der Encounterbai und am Port Lincoln. Da aber die Geldſendungen aus Dresden nicht hinreichten, um die Ausgaben zu decken, auch manche Unterſtützungen, welche die Regierung der Kolonie früher gewährt hatte, fortfielen, ſo bildete ſich am 18. Juni 1842 zu Adelaide die Südauſtraliſche Miſſionsgeſellſchaft zur Unterſtützung der deutſchen Miſſion bei den Ureinwohnern. Aber alle Verſuche, die Eingebornen zur Bearbeitung des Landes heranzugewöhnen, ſchlugen fehl; nur die Schulen wurden von einigen Kindern beſucht. So gab man denn nach zehnjährigem Beſtehen auch dieſe Miſſion endgültig auf.

Kein beſſeres Reſultat erzielten die durch den Dr. Lang, einen presbyterianiſchen Geiſtlichen, nach Sydney berufenen Goßnerſchen Miſſionare, welche 23. Januar 1838 dort eintrafen. Sie wurden in einigem Maße erhalten durch die in Sydney gebildete Neuſüdwales-Geſellſchaft für Unterſtützung der deutſchen Miſſion für die Ureinwohner, zum großen Teil aber waren ſie auf ihre eigene Arbeit angewieſen, welche ſie an der $1^1/_2$ deutſche Meilen von Brisbane gelegenen Miſſionsſtation Zionshill betrieben. Die Reſultate waren unter den feindlichen und diebiſchen Schwarzen durchaus ungünſtig. Indes ließ ſich die Brüderunität dadurch nicht abſchrecken; vielmehr entſandte ſie 1850 zwei Brüder aus dem Handwerkerſtande, Jäger und Spieſeke, welche in Melbourne

die freundlichſte Aufnahme ſowohl ſeitens des Gouverneurs als des Publikums fanden. Ende 1851 legten ſie ihre Station am Bogaſee, ſüdlich vom Murray an und fingen, ſpäter durch einen nachgekommenen Bruder verſtärkt, allmählich an, etwas Boden zu gewinnen. Dann kamen aber die Entdeckungen von Gold, welche ihre Beſtrebungen ſtörten, ſpäter Reibereien mit einem benachbarten Anſiedler, welche die Miſſionare endlich bewogen, die Arbeit aufzugeben und 1856 nach Herrnhut zurückzukehren. Aber ſchon im nächſten Jahre wurden wiederum zwei Miſſionare, Spieſeke und Hagenauer, ausgeſandt, welche im Wimmeradiſtrikt von Victoria die Station Ebenezer gründeten. Auf den Wunſch der vereinigten presbyterianiſchen Kirche begab ſich Hagenauer 1861 nach Gippsland, wo er am Avonfluß auf einem dazu von der Regierung bewilligten Grundſtück 1863 die Station Ramahyuck errichtete. Die Miſſion hat an beiden Plätzen gute Fortſchritte gemacht; in Ebenezer werden ſchon mehr als 20 meiſt ſteinerne, reinlich gehaltene Häuſer von den Schwarzen bewohnt, und auch in Ramahyuck ſind Häuſer für die Erziehung elternloſer Kinder und zwar auf Koſten der Regierung erbaut worden. An dem letztgenannten Orte betreiben die Eingebornen hauptſächlich Hopfen- und Arrowrootbau. Dieſe Produkte haben auf mehreren auſtraliſchen Ausſtellungen verdiente Anerkennung gefunden. Außerdem werden Äpfel, Pflaumen, Orangen, Feigen und Gemüſe in Fülle gezogen.

„Der Fortſchritt der Schwarzen in Civiliſation und Induſtrie iſt in die Augen fallend, wenn man nicht nur in verſchiedenen Häuſern Nähmaſchinen im Gang erblickt, ſondern auch die früheren Wilden am Klang der von ihnen ſelbſt in ihren Hütten geſpielten Harmoniums ſich ergötzen ſieht.“ Das Dorf iſt zu beiden Seiten der Straße erbaut, in der Mitte die Kirche, das Miſſions- und das Waiſenhaus. Die Plantagen des ſicher eingehegten Landes bewäſſern reichliche Brunnen, auf den Weiden tummelt ſich ſchönes Vieh. Auf Ebenezer wird beſonders Schafzucht betrieben, man baut aber auch Getreide, Wein und Me-

lonen. Hagenauer übernahm außerdem noch die Leitung der anglikaniſchen Station Carmel am Lake Tyers, etwa 10 Meilen öſtlich von Ramahyuck. Eine presbyterianiſche Station beſteht ferner öſtlich von Melbourne in Evelynſhire am oberen Murray; ein Herr Green legte eine andere am Mitchell in Gippsland an. Noch bedeutender als die letzteren iſt die Anſtalt zu Condah an der Portlandbai, wo ſeit 1854 über 100 Schwarze wohl erzogen worden ſind. Schon liefern auch die Eingebornen durch ihre Arbeit einen anſehnlichen Beitrag zur Erhaltung der Miſſion; 1875 ſchätzte man den Wert der auf den Aboriginalſtationen erzeugten Produkte auf 52 880 Mark. Der lohnendſte Artikel war Hopfen, wovon über $8^1/_2$ Tonnen im Werte von 35 600 Mark auf einer Station geerntet wurden.

In Südauſtralien nahm die anglikaniſche Kirche 1850 das unterbrochene Miſſionswerk wieder auf. Der Archidiakonus von Adelaide, Dr. Hale, errichtete zu Poonindie in der Nähe von Port Lincoln mit Hilfe der Society for the Propagation of the Gospel eine Erziehungsanſtalt für Eingeborne, welche 1859 ſchon 50 Zöglinge zählte. Dieſe Station bedarf jetzt keinerlei Hilfe von außen her, ſie erhält ſich vollſtändig durch die Arbeit ihrer Bewohner und iſt ſogar imſtande, namhafte Summen für Miſſionszwecke in Polyneſien auszuwerfen. Sie beſitzt gegen 5000 Hektaren Landes, wovon ein Teil mit Weizen beſtellt iſt, der übrige aber von 10 000 Schafen beweidet wird. Weizen und Wolle von Poonindie werden in Adelaide ſtets zu guten Preiſen abgeſetzt. Die ſchwarzen Arbeiter bewohnen, jeder mit ſeiner Familie eigene, hübſche Häuschen, das Innere nicht ohne einen gewiſſen Komfort. Sie erhalten außer einem Wochenlohn, der von 15 bis 25 Schilling ſteigt, Rationen von Fleiſch, Mehl, Zucker, Thee und andres und werden in Krankheitsfällen unentgeltlich behandelt und mit Medikamenten verſehen. Für ihre Kleidung und andere Bedürfniſſe haben ſie aber ſelber zu ſorgen. Strenge Ordnung herrſcht durchaus, dabei bemühen ſich aber die Vorſteher der Miſſion, der Neigung zu Erheiterung und Vergnügungen, welche den

australischen Eingebornen eigen ist, Rechnung zu tragen, indem sie die musikalischen Anlagen ihrer Schüler durch den Unterricht im Spiel der Flöte, der Konzertina und der Geige sowie des Gesanges fördern. In dem beliebten englischen Nationalspiel, Cricket, haben die Männer von Poonindie solche Fertigkeit erlangt, daß sie sich mit weißen Gegnern mehrere Male ehrenvoll messen konnten. Allerdings schmelzen die Eingebornen auch hier trotz aller Sorge, welche man ihnen widmet, mehr und mehr zusammen; nach den letzten Nachrichten war ihre Zahl auf 70 gesunken.

Fig. 32.



Civilisirter Australier des Südens.

Eine zweite größere Missionsniederlassung begründete 1861 der Schotte Taplin zu Point Macleay am Alexandrinasee, in den der Murray mündet. Hier wurden unter den Narrinyerie, welche auf der von Europäern noch nicht besetzten Halbinsel ungestört der Jagd und der Fischerei nachgehen können, erfreuliche Fortschritte gemacht, namentlich in der Schule. Die Erwachsenen wohnen in sauberen, von ihnen selbst erbauten Häusern und gewöhnen sich an ein seßhaftes Leben. Aber auch hier zeigen sich die Spuren eines langsamen, aber stetigen Aussterbens. Taplin, welcher sich um das Studium der Sprache wie der Sitten und Gebräuche seiner Pflegebefohlenen große Verdienste erwarb, wurde leider 1879 durch den Tod abgerufen.

Von deutscher Seite wurden 1863 abermals Anstrengungen gemacht, unter die Eingebornen Civilisation und Religion zu tragen. Der Anstoß ging von Victoria aus, wo man in öffentlicher Anerkennung der verdienstvollen Thätigkeit der deutschen

Brüdergemeinde eine Aufforderung an dieſelbe richtete, ihren Wirkungskreis auch auf die Nachbarkolonie auszudehnen, in welcher man ſeit der Durchquerung des Kontinents durch Stuart zur Anſiedelung geeignete Gebiete im Innern aufgefunden zu haben glaubte. Man wählte eine Gegend ſüdlich vom Cooper Creek, öſtlich von dem großen Salzſee Eyre, und berief aus Herrnhut vier Miſſionare, welche Ende 1864 in Melbourne anlangten und im nächſten Jahre am See Kopperamana, etwas weſtlich vom Hopeſee, mitten unter einem Stamm von ca. 1000 ſehr kräftigen, aber auch ſehr wilden Eingebornen ihre Niederlaſſung errichteten. Etwas ſpäter ließen ſich Abgeſandte der Hermannsburger Miſſionsgeſellſchaft an dem etwa 16 Kilometer weſtlich belegenen See Kilalpanina nieder. Aber ſchon nach drei Jahren mußten beide, teils infolge der Feindſchaft der Schwarzen, welche trotz wiederholter vielverſprechender Anfänge immer und immer wieder hervorgebrochen war, teils infolge einer verheerenden Dürre, welche auch die benachbarten Herdenbeſitzer zur Aufgabe ihrer Beſitzungen nötigte, ihre Wohnplätze verlaſſen. Ein zweiter 1867 gemachter Verſuch ſchlug gleichfalls fehl. Mit der Wiederkehr günſtigerer Jahreszeit wuchs indes der Mut, das unterbrochene Werk wieder aufzunehmen. Die Station Kopperamana konnte wieder beſetzt werden und im Herzen des Kontinents, ſüdlich von der Macdonnellkette, wurde der Miſſion von der Regierung Südauſtraliens ein Terrain von 230 400 Hektaren auf alle Zeiten geſchenkt. Dieſer Teil Centralauſtraliens iſt einer der am beſten ausgeſtatteten. In dem breiten Thale zwiſchen der Jameskette und der ſteil aufſtrebenden, wallartigen Macdonnellkette breitet ſich ein wohlbewäſſertes und reichbegraſtes Hügelland aus, das von Herdenbeſitzern ſchon völlig okkupiert iſt. Dieſe Squatter begrüßten das Erſcheinen der Miſſion keineswegs mit großer Freude und die Abneigung wurde auch keineswegs dadurch gemindert, daß die Mitglieder: Heydenreich, Kempe und Schwarz, Deutſche waren. Allein ſelbſt dieſe ziemlich rohen Leute erkennen jetzt bereitwillig den wohlthätigen Einfluß an, welcher ſich bei den Eingebornen gel-

tend gemacht hat. Der am Finkefluß wohnende Stamm zählt zwar nur 100 Seelen, aber fünf Stämme, ein jeder von etwa gleicher Stärke, sind erreichbar. Schon hat man begonnen, die Sprache des nächsten Stammes, Altolinga, schriftlich zu fixieren. Die Mission besitzt nach dem letzten vorliegenden Berichte 2520 Schafe, 100 Ziegen, 32 Rinder und 52 Pferde. Gute feste Gebäude sind errichtet und ein Teil des Landes ist eingefriedigt worden. Auch hat man mit Erfolg Körnerbau begonnen, andre Kulturen sind in Aussicht genommen, sodaß diese Missionsstation zugleich ein wichtiges Versuchsfeld sein wird. Die Einwirkung der drei Missionare auf die Eingebornen ist bisher noch eine geringe gewesen, indes sprechen sich die Berichte des zu Alice Springs stationierten Post- und Telegraphenbeamten sehr hoffnungsvoll über diese deutsche Station aus.

Kopperamana am südlichen Hauptarm des Cooper besitzt 25 600 Hektaren Land, das sich aber, namentlich der herrschenden klimatischen Verhältnisse wegen, für Ackerbau kaum eignen dürfte. Daher betreibt die Station Viehzucht und besaß 1879 gegen 5000 Schafe, 45 Rinder, 49 Pferde und 350 Ziegen. Die Eingebornen, welche kommen und gehen können, wie es ihnen gefällt, scheinen sich mehr und mehr an regelmäßige Beschäftigung zu gewöhnen und schon besuchen 25 Kinder die Schule und entwickeln nach dem vorliegenden Bericht eine besondere Vorliebe für Arithmetik. Die Erwachsenen machen sich als Schäfer, Arbeiter und auch als Jäger nützlich, indem sie im Berichtjahre nicht weniger als 235 wilde Hunde erlegten, auf deren Vertilgung wegen ihrer Gefährlichkeit für die Schafherden Regierung wie Schafzüchter Prämien gesetzt haben. Als ein Beweis für die Schwierigkeiten, mit welchen die Missionare bei ihren Bemühungen um die Hebung der Rasse zu kämpfen haben, sei die bedeutsame Bemerkung des Missionsdirektors angeführt, nach welcher „alle Eingebornen mit wenig Ausnahme an den Folgen syphilitischer Ansteckung leiden."

Auf der Halbinsel Yorke an der Südküste ließ sich der

Missionar Kühn nieder, zuerst um den bisher vernachlässigten Eingebornen in der Nähe der Bergwerkstädte Kadina und Wallaroo seine Aufmerksamkeit zu widmen. Sein Erfolg war ein solcher, daß die Regierung die Bewilligung eines Grundstückes zur Anlegung einer festen Station zusagte, indes wurde ihm dasselbe schließlich nicht in der Nähe jener Orte, vielmehr weiter südlich an der Küste bei Point Pierce am Spencergolf angewiesen. Die Schwarzen folgten ihrem Lehrer aber willig nach dem neuen Wohnplatze, Burkoyanna. Seine kleine Gemeinde ist auf 45 gut erzogene Schwarze herangewachsen, welche in recht gefälligen, selbsterbauten Häusern leben.

Die Mission in Südaustralien wird zum großen Teil erhalten durch die Beiträge religiöser, vornehmlich deutscher evangelischer Gemeinden. Die südaustralische Regierung trug 1878 eine Summe von 105 080 Mark bei, wovon 50 kleine Niederlagen unterhalten werden, auf welchen Schwache und Kranke Nahrung, Kleider, Decken, Arznei empfangen; hier und dort werden auch Netze, Werkzeuge, ja sogar Boote an die Schwarzen vergeben. Der Rest wird an die verschiedenen religiösen Gesellschaften verteilt, welche sich die Sorge um die Eingebornen seit vielen Jahren angelegen sein lassen.

In Westaustralien hatte schon 1840 der methodistische Geistliche Smithies bei Perth sein Missionswerk begonnen, den unfruchtbaren Boden aber 1852 mit einem andern Orte im Yorkdistrikt vertauscht, wo er einige Eingeborne für sich gewann, schließlich aber sehr wenig erreichte. Weit glücklicher waren die Katholiken, welche hier ihre einzige Missionsstation in Australien begründeten. Benediktiner haben seit 1846 zwei Klöster erbaut, deren Genossenschaften die Eingebornen vor allem zu seßhaften Gewohnheiten und zur Kultur des Landes heranziehen wollten. Der Spanier Salvados hat nach jahrelangem Bemühen im Verein mit anderen Priestern auf seiner 130 Kilometer nördlich von Perth gelegenen Station New Norcia sehr günstige Erfolge erzielt. Die Eingebornen leben dort im Anschluß an die An-

ſiedelung der Benediktiner in feſten, von den letzteren erbauten Hütten und ſchon hat der zum Biſchof ernannte Begründer der Miſſion drei junge Schwarze nach Rom entſenden können, um ſie zu Predigern ihrer Landsleute ausbilden zu laſſen. Später legte die anglikaniſche Kirche eine Miſſionsſtation zu Albany am King George's Sund an, doch wurde die Anſtalt 1872 mit 18 Zöglingen nach Perth verlegt.

Sehr wenig iſt dagegen in Neuſüdwales gethan worden. Auf der Station Yelta am Einfluß des Darling in den Murray arbeiteten anglikaniſche Miſſionare, ebenſo presbyterianiſche zu Maloga am oberen Murrayfluſſe, doch werden dieſe Anſtalten teils von victorianiſchen, teils von ſüdauſtraliſchen Gemeinden unterhalten. Am oberen Darling und ſeinen Nebenflüſſen wäre aber noch Raum genug für ſolche Thätigkeit.

In Queensland begann nach den ſchon erwähnten Verſuchen der Goßnerſchen Brüder, welche auch nach Übernahme der Seelſorge deutſcher Gemeinden ihr Intereſſe an den Eingebornen bethätigten, die anglikaniſche Kirche mit Unterſtützung der Propagation Society das Miſſionswerk 1864 zu Somerſet am Kap York und ſpäter auf der Prince of Wales Inſel. Allein nach drei Jahren fruchtloſen Bemühens kehrten die beiden Ausgeſandten nach Brisbane zurück und ſeitdem wurde hier nichts für die Civiliſierung und Chriſtianiſierung der Urbewohner gethan. Was man in früheren Zeiten an Ländereien für die Eingebornen reſervierte, iſt wieder eingezogen worden und ein Verſuch durch Anſtellung von Beamten, Errichtung von Schulen u. a. für die Civiliſation der Schwarzen zu ſorgen, hat einer völligen Gleichgültigkeit Platz gemacht.

Werfen wir einen Rückblick auf die Thätigkeit der Miſſion in dieſem Gebiete, ſo gewahren wir faſt überall ein reges Beſtreben, die Eingebornen von der niederen Stufe, auf welcher der Europäer ſie vorfand, emporzuheben. Wir ſehen dies Bemühen auch unterſtützt durch die freigebige Teilnahme auſtraliſcher Regierungen und Koloniſten. Und dennoch ſtehen die Reſultate

nur in geringem Verhältnis zu den gemachten Anſtrengungen. Dürfen wir aber bei dem niedrigen Zuſtande des Auſtraliers mehr erwarten? Und haben nicht die Beiſpiele der Miſſionsſtationen in Victoria ſowie mehrerer in Südauſtralien bewieſen, daß die auf die Eingebornen verwandte Mühe nicht verloren iſt und daß ſie ſehr wohl imſtande ſind, die einfachen Wahrheiten des Chriſtentums zu begreifen und ſich auf eine beſcheidene Kulturſtufe emporzuarbeiten? Wenn die Miſſion ſoviel erreicht hat, ſo iſt dies nicht hoch genug anzuſchlagen, bedenken wir die vielfachen verderblichen Einflüſſe, welche auf die Eingebornen ſeit der Ankunft weißer Anſiedler hemmend und ſtörend entgegenwirken, und gerade dieſen Einflüſſen iſt es zum größten Teile zuzuſchreiben, wenn das Miſſionswerk in anderen Gegenden vereitelt wurde. Den ſchlichten und uneigennützigen Männern, welche ſich der mühevollen und oftmals undankbaren Arbeit widmeten, gebührt aber die wärmſte Anerkennung für ihren entſagungsfreudigen Mut und ihre treue Menſchenliebe, die ausdauernden Triebfedern, denen ihre ſo vielfach rühmenswerte Thätigkeit den erſten Anſtoß und die beharrliche Fortſetzung verdankt.

Die Koloniſten.

Die Gründe, welche England beſtimmten, an den Geſtaden des Stillen Ozeans eine Niederlaſſung zu gründen, ſind genugſam bekannt. Die nordamerikaniſchen Kolonien hatten ſich von dem Mutterlande losgeriſſen und die Möglichkeit, den Inhalt britiſcher Gefängniſſe auf dieſem Boden zu entleeren, hatte aufgehört zu exiſtieren. Man mochte dort, wie auch heute, keine andern Verbrecher aufnehmen als ſolche, die entkommen waren, ohne verurteilt zu ſein. Und auch die Pflanzer Weſtindiens zeigten ſich, ſeitdem ſie die Arbeitskraft und Zähigkeit des Afrikaners kennen gelernt hatten, weniger geneigt, den früher von

englischen Richtern, Hofbeamten und Edelfräulein schwungvoll betriebenen Handel mit weißem Fleische ferner fortzusetzen. Die englischen Gefängnisse füllten sich und die Frage entstand, wie man sich der jährlichen Anhäufung von Verbrechern entledigen könne.

Die Ankunft Cooks von seiner zweiten großen Reise und sein Bericht über das große Land, an dessen Gestade er die britische Flagge aufpflanzte, beantworteten diese Frage. Genügend wenigstens für die damaligen Leiter britischer Geschicke, welche, wie es uns heute erscheinen muß, mit unbegreiflichem Leichtsinn das wichtige Unternehmen beschlossen und ausführten. Denn man dachte schon damals keineswegs an die Gründung eines überseeischen Zuchthauses allein, englische Staatsmänner, wie Canning, beabsichtigten, eine neue Welt ins Dasein zu rufen, um das Gleichgewicht der alten wiederherzustellen. Und als Phillip, der erste Gouverneur der australischen Verbrecherkolonie, die britische Flagge am Hafen von Sydney aufhißte, sah er mit prophetischem Auge die glänzende Zukunft, welche in der That zur Wahrheit geworden ist.

Leider waren die getroffenen Maßnahmen keineswegs geeignet, diese Hoffnungen zu verwirklichen. Ohne Auswahl, ohne Rücksicht auf die Anforderungen, welche an die Gründer eines neuen und so fern entlegenen Gemeinwesens herantreten mußten, wurde eine Anzahl von Sträflingen zusammengebracht und eingeschifft. Unter den 565 Männern befanden sich nur wenig Zimmerleute und nur ein einziger Maurer und von den 192 Weibern waren die meisten von den Straßen der Großstädte zusammengelesen, viele alt, schwach und blödsinnig. Mit der begleitenden Abteilung von Soldaten, ihren Offizieren und einigen Beamten bestand die ganze Gesellschaft, welche nach achtmonatlicher Fahrt am 26. Januar 1788 an den Ufern der Sydneybucht landete, aus 1030 Seelen. Zuerst war die kleine Flotte von elf Fahrzeugen in die von Cook und seinen Naturforschern als so günstig geschilderte Botany Bai eingelaufen, hatte dieselbe aber als völlig ungeeignet sofort wieder verlassen und den nahen Port Jackson aufgesucht. Botany Bai

etwa acht Kilometer von Sydney gelegen, blieb lange völlig unbewohnt und ist auch heute nur als gern gewähltes Ziel von Piknikpartien bekannt, dennoch hat es geraume Zeit lang der Sträflingskolonie den Namen gegeben und oft als übelberüchtigtes Synonym für den ganzen Erdteil gegolten.

Eine Sträflingskolonie blieb die Ansiedelung am Port Jackson für eine geraume Zeit. Der ersten Sendung folgten frische Nachschübe; schon 1790 langten abermals vier Schiffe an, welche 1000 männliche und 250 weibliche Sträflinge ans Land setzten. Dabei waren unterwegs 261 gestorben und von den 200 Kranken, welche infolge von Ruhr, Skorbut, Fieber und andern Übeln im elendesten Zustande anlangten, fanden die meisten bald nach ihrer Ankunft in der neuen Welt ein frühes Ende, um das mancher der Überlebenden sie vielleicht beneiden mochte. So enorm die Höhe solcher Mortalität auch erscheint, so wenig darf sie uns wunder nehmen, wenn wir erfahren, in welcher Weise man die Gefangenen behandelte. So elend war die Beköstigung während der Überfahrt und so nachlässig die Beaufsichtigung, daß man den Tod manches Gefangenen erst durch den entsetzlichen Geruch erfuhr, mit dem sein seit Tagen abgestorbener Körper den engen Schiffsraum verpestete, denn die Gefangenen verheimlichten solche Fälle so lange als thunlich, um die Portionen der Gestorbenen selber zu genießen. Die abgefeimtesten Schurken und besserungsfähige Sträflinge wurden zusammengekettet, so diente die lange Reise zur traurigsten Vorschule für die Arbeitszeit in der Kolonie. Hier aber geschah nichts, um die Sträflinge zu bessern. Ja eine Erleichterung der Strafe war nicht sowohl abhängig von guter Führung, als von der Arbeitsfähigkeit und Körperkraft der einzelnen, die einzigen Qualifikationen, nach welchen man bei Besetzung der Aufseherposten fragte. Was Wunder denn, wenn solche oft zu unbeschränkter Gewalt über ihre Genossen beförderten Verbrecher den unerhörtesten Mißbrauch mit ihrer Autorität trieben und die bis aufs Blut gepeinigten Arbeiter zu Exzessen hinrissen, welche ein drakonisches Gesetz dann unerbittlich mit dem

Strange bestrafte! Liest man die Berichte glaubwürdiger Zeugen, selbst der dieses System billigenden Beamten, von Aufsehern, welche von der Last des halbaufgerichteten Baumes einen Arbeiter nach dem andern hinwegriefen, bis der gewaltige Stamm die übrigbleibenden, zu schwachen Träger erdrückte, von aufreibender Arbeit bei der ungenügendsten Kost, sodaß innerhalb sechs Monaten nicht weniger als 1300 den übermäßigen Anstrengungen erlagen, von den rücksichtslosesten Eingriffen in die heiligsten Rechte des Mannes und den schwersten körperlichen Züchtigungen, wenn auch nur ein Blick sich gegen solche Despotie auflehnte, während absolut nichts für die geistige und sittliche Hebung der Verbrecher gethan wurde, so erscheint es nahezu unglaublich, daß eine solche Verwaltung unter der Regierung eines Herrschers möglich gewesen sein könne, welcher den Titel des allerchristlichsten Königs führte. Erst fünf Jahre nach Gouverneur Phillips Landung wurde eine provisorische Kirche gebaut und am 25. August 1793 eingeweiht. Der Geistliche aber, welcher für die Seelen der Verbrechergemeinde zu sorgen hatte, gehörte der anglikanischen Kirche an, obschon ein sehr großer Teil der Verbannten aus römischen Katholiken bestand, und mehr als dreißig Jahre verflossen, ehe man einem katholischen Priester gestattete, unter seinen Glaubensgenossen das Amt eines Seelsorgers zu verwalten.

Eine der fruchtbarsten Quellen verabscheuungswürdigster Verbrechen war die von Anfang an bestehende Disparität der Geschlechter, welche sich in der Folge so steigerte, daß die Zahl der Männer zu der der Frauen sich wie sechs zu eins verhielt. Das Beispiel, welches die Beamten gaben, war ein nichts weniger als gutes und verbrecherische Angriffe auf Frauen waren so häufig, daß die unglücklichen Opfer wegen der erlittenen Schmach durch eine besondere Benennung bezeichnet wurden. Freilich gehörte ja für lange Zeit fast die gesamte weibliche Bevölkerung zur recht eigentlichen Hefe der englischen Bevölkerung und anstatt bessernd und veredelnd zu wirken, war die ganze Umgebung nur dazu angethan, die sittlichen Anschauungen herabzudrücken und zu ver

gröbern. So sehr war 1806 die allgemeine Moralität gesunken, daß zwei Drittel der in diesem Jahre geborenen Kinder uneheliche waren.

Nicht am wenigsten zu dieser alle Schichten der Gesellschaft durchseuchenden Demoralisation trug die immer mehr um sich greifende Herrschaft geistiger Getränke bei. In Ermangelung baren Geldes wurde Rum der Haupttauschartikel der Kolonie. Alle Arbeit wurde damit soviel wie möglich bezahlt. Der Gouverneur erteilte an drei Herren das Monopol, Rum zu importieren und zu verkaufen und elendere und gemeinere Wirtshäuser, als sie die Kolonie von Neusüdwales in den ersten Jahrzehnten besaß, kannten selbst die verrufensten Plätze Großbritanniens nicht. Regierungsbeamte, Ansiedler, Soldaten, Freigelassene, selbst Sträflinge betrieben das schmutzige, aber einträgliche Gewerbe und die unter den bestehenden Verhältnissen sich schnell einnistende, Geist und Körper zerstörende Vorliebe für den Genuß starker, geistiger Getränke hat sich von jenen Anfängen bis auf die heutigen Tage gleich einer unheilbaren Krankheit fortgeerbt, sodaß wohl kein Land einen Konsum von Spirituosen aufweist, der nach Verhältnis der Bevölkerungsziffer dem Australiens gleichkäme.

Übrigens hatten sich nicht alle hierher Deportierten entehrender Verbrechen schuldig gemacht. Es klingt befremdend, daß zu einer Zeit, wo englische Offiziere wie englische Staatsmänner, selbst der eiserne Herzog von Wellington ihre angegriffene Ehre im Duell verteidigen zu müssen glaubten, ein Arzt wegen keines größeren Vergehens gegen die Gesetze zu der schimpflichen Strafe der Deportation nach Botany Bai verurteilt wurde. Man schickte hierher ebenso den politischen Verbrecher, welcher wie der Irländer durch die willkürlichste Mißwirtschaft zum Widerstande gegen eine ihm in ihrer Nationalität wie Religion widerwillige Regierung angestachelt war, als den Taschendieb und den Straßenräuber. Und in den ersten Jahren lag die Wahrscheinlichkeit nahe, daß der gemeine, aus den niedrigsten Schichten der Gesellschaft stammende Schurke vermöge seiner größeren Körperkraft, Widerstands-

fähigkeit und Brauchbarkeit ein erträglicheres Los haben werde, als der mit geringer Schuld belastete, aber weder an Arbeit noch Entbehrungen gewöhnte Mann der besseren Klassen. Ein Unterschied wurde nicht gemacht, sodaß die Strafe in der Regel den am schwersten traf, der sie am wenigsten verdiente.

Dennoch hat die Deportation selbst unter diesen, ihr doch nicht mit Notwendigkeit anhaftenden Nachteilen das zweifache segensreiche Resultat gehabt, einmal durch Entfernung des Verbrechers den gesunden Teil der Bevölkerung vor der Gefahr der Ansteckung zu schützen, andernteils aber auch den Verbrecher selber in eine Lage zu versetzen, welche ihm nach verbüßter Strafzeit das Betreten des Pfades der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit möglich machte. Nach Neusüdwales wurden von 1787 bis 1839, in welchem Jahre die Deportation hierher aufhörte, 59 788 Sträflinge gesendet und 1850 befanden sich 38 000 von diesen entweder in geachteten Stellungen oder verdienten sich doch ihr Brot auf ehrliche Weise. Die übrigen waren zum größten Teile gestorben oder hatten die Kolonie wieder verlassen, nur 370 hatten noch ihre Strafe abzubüßen.

Von Anfang an bildete sich in den Köpfen freier Kolonisten die Vorstellung, daß Verbrecher nur hinübergeschickt würden, um den Ansiedlern als Sklaven zu dienen. Offiziere konnten über zehn Sträflinge zum Feldbau und über drei zu häuslichen Dienstleistungen verfügen und so ging es abwärts bis zum Emanzipierten, der nur einen Sträfling zum Bearbeiten seines Grund und Bodens beanspruchen durfte. Als aber der weitersehende Gouverneur Macquarie 1809 an die Spitze der Regierung trat, änderte sich die Sachlage völlig zu gunsten der Sträflinge, welche nach seiner Ansicht alle Vorteile und Ehren der Kolonie genießen sollten, wenn sie keine Verbrechen begingen und durch ihren Fleiß sich zu Unabhängigkeit und Wohlstand emporarbeiteten. Dabei sah er die Kolonie als eine Niederlassung an, in der freie Kolonisten nichts zu thun hätten. So unterstützte er den gebesserten und strebsamen Sträfling auf alle Weise,

belohnte ihn durch Ämter und sah trotz aller Vorstellungen der freien Einwohner und der Offiziere des in Sydney stationierten Regimentes und ohne sich um die Winke des Kolonialministers in London zu kümmern, solche Freigelassene, die sich durch ihre Umsicht und Thätigkeit eine angesehene Stellung erobert hatten, häufig an seiner Tafel.

Und in der That suchten die entlassenen Sträflinge solche Auszeichnung zu verdienen. Sie, die sich aufs äußerste bemühen mußten, das verlorene Zutrauen wieder zu gewinnen und auch den geringsten Schein von Unzuverlässigkeit zu meiden, übertrafen die freien Einwanderer in Unternehmungsgeist und Ausdauer oft sehr bedeutend. Von den letzteren hatte Macquarie übrigens keine sehr günstige Meinung, denn er charakterisiert die Kolonisten seiner Zeit als solche, welche deportiert worden wären und solche, welche hätten deportiert werden sollen. Leider verfiel er aber in den großen Fehler, in seinen Depeschen zu verlangen, daß soviel männliche Verbrecher wie möglich herausgeschickt werden sollten, Frauen aber sowenig wie möglich, er sah also gar nicht die aus solchem sexuellen Mißverhältnis mit Notwendigkeit resultierende Gefahr einer totalen Demoralisation.

Glücklicherweise wurden seine sonst vortrefflichen Ratschläge von dem britischen Kolonialministerium nicht unbedingt acceptiert und der Kolonie die Schreckniſſe eines populus virorum erspart, aber noch im Jahre 1833 setzte sich die 60 794 starke Bevölkerung aus 44 643 Männern und aus 16 151 Frauen zusammen. Unter der Gesamtbevölkerung befanden sich 24 543 Sträflinge, wovon nur 2698 Frauen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß von den 36 251 Freien die bei weitem überwiegende Majorität früher ebenfalls zur Klasse der Verbrecher gehört hatte. In Vandiemensland, das von 1803 bis 1853 nicht weniger als 67 655 Sträflinge empfing, wovon 11 613 Frauen waren, betrug die Bevölkerung 1861 nur 85 968 Seelen; hier hatte sich aber durch eine stärkere Deportation weiblicher Verbrecher ein etwas geringeres Mißverhältnis der Geschlechter herausgestellt, denn man zählte

dort 37 892 Frauen. Allerdings hatte ein ſtarkes Abſtrömen von Freigelaſſenen nach den Weidediſtrikten und Goldfeldern Victorias nicht wenig zu dieſer Annäherung zum Gleichgewicht beigetragen. Dieſe durch den Volksmund nicht immer mit Unrecht als „Vandemonians“ bezeichneten Einwanderer waren indes gerade nicht gern geſehene Gäſte, auch ſetzten ſie ſich der Gefahr aus, auf die Inſel, welche ihrem Scheiden wohl keine zu ſchwer überwindlichen Hinderniſſe entgegenſetzte, zu erneuerter und langwieriger Strafarbeit zurücktransportiert zu werden.

Die Anſiedelung auf Vandiemensland war begründet worden, weil man die Anhäufung von Verbrechern an einem Platze und die daraus entſpringenden Gefahren vermeiden wollte. Man hatte ſchon früher für die Unverbeſſerlichſten eine Strafkolonie auf der Norfolkinſel, eine andere an der Moretonbai angelegt und auch zum King George's Sund an der Südweſtküſte wurde mit einem Detachement Soldaten eine Anzahl Verbrecher abgeſandt, weniger allerdings, um hier eine Korrektionsanſtalt zu errichten, als um durch Beſetzung dieſer äußerſten Ecke den ganzen Kontinent als britiſches Eigentum auch faktiſch zu reklamieren. Die eigentliche Deportation nach Weſtauſtralien begann aber erſt, nachdem dieſelbe in den übrigen Teilen Auſtraliens aufgehört hatte.

Mit dem allmählichen Emporblühen der Kolonien hatte ſich die Zahl freier Einwanderer in Auſtralien vermehrt und dieſe zeigten immer weniger Neigung, den ſozialen Kehricht Englands ferner aufnehmen zu wollen. Für Neuſüdwales wurde die Deportation 1839 unterbrochen. Diejenigen, welche ſich für eine Fortſetzung derſelben ausſprachen, forderten, daß mit der Transportation männlicher Verbrecher gleichzeitig die Einführung einer gleichen Anzahl von Frauen ſtattfinde und daß als Simultanmaßregel die Einführung einer ebenſo großen Anzahl von freien Einwanderern nebenhergehe. Die Zahl der jährlich zu deportierenden Verbrecher ſetzte man auf 5000 feſt. Im Jahre 1846 weilten noch 1500 alte unverbeſſerliche Sträflinge in den Gefängniſſen und 13 400 befanden ſich im Beſitz von Entlaſſungsſcheinen.

Aber das britiſche Miniſterium wollte ſolche Verpflichtungen wie die obigen nicht eingehen und gegen eine Wiederaufnahme der Deportation unter den alten Verhältniſſen ſträubte ſich Neuſüdwales mit Hand und Fuß. Nun wurde die Klaſſe der Sträflinge, welche früher auf Neuſüdwales und Vandiemensland verteilt worden waren, ſamt und ſonders auf Vandiemensland geworfen und häufte ſich dort furchtbar an. Die dortigen Anſiedler konnten keine genügende Beſchäftigung für eine ſo große Zahl von Arbeitern finden und ſo hielt man die Verbrecher auf Pönalſtationen, in einſamer Wildnis gelegenen Verbannungsörtern, wo ſie in zuchthausähnlicher Abgeſchloſſenheit leben mußten. Dieſes Pönalſyſtem führte einen Zuſtand herbei, welcher für die Fortſchritte der Kolonie verhängnisvoll zu werden drohte; Abhilfe erſchien dringend geboten. Nach langen Kämpfen zwiſchen den Koloniſten und der engliſchen Regierung gab letztere auch hier nach und auch für Vandiemensland hörte mit dem Jahre 1853 die Deportation auf. Einen Plan, den Gladſtone als Kolonialminiſter gefaßt hatte, Nordauſtralien durch Sträflinge zu koloniſieren, ließen ſeine Nachfolger im Amte unausgeführt.

Mit dem Aufgeben der Deportation verſiegte aber zugleich eine nicht unbedeutende Einnahmequelle für die beiden Kolonien. Das Mutterland zahlte für den Unterhalt der Sträflinge und der nötigen Beamten, es lieferte ferner den freien Koloniſten auch die ihnen unentbehrlichen Arbeitskräfte und zwar nicht nur umſonſt, es belohnte die Arbeitgeber noch außerdem für die Übernahme einer läſtigen Aufgabe. Die jährlichen Koſten eines Sträflings betrugen in Neuſüdwales in verſchiedenen Perioden 504, 324 und 450 Mark, durchſchnittlich 480 Mark. Dieſe Koſten beſtritt das Mutterland ausſchließlich. Dabei führten die Sträflinge öffentliche Bauten aus, welche, wie die Straße über die Blauen Berge und die von Hobart nach Launceſton, von den Koloniſten aus eigenen Mitteln unmöglich hätten ausgeführt werden können. Der Gewinn war unverkennbar, dennoch zogen beide Kolonien es vor, dieſen Gewinn zu opfern und dem

Verbrechen, soweit das möglich war, ihre Thore zu schließen. Überdies wäre nach der wenige Jahre später erfolgenden Entdeckung von Gold die Deportation nichts weniger als eine Strafe gewesen.

In andern Teilen Australiens war man sich der Vorteile, welche aus der Deportation erwuchsen, wohl bewußt, aber in Südaustralien verschmähte man dieselben und in Westaustralien entschloß man sich erst dann dazu, als alle Versuche, die Ansiedelung am Schwanenfluß aus eigener Kraft vor dem Zusammenbruch zu bewahren, hoffnungslos scheiterten. Die Gründer hatten sich um ein Privilegium bemüht, welches die Kolonie vor der Einführung von Sträflingen schützte, und es war ihnen bewilligt worden. Jetzt, nachdem das ganze übrige Australien energischen Protest gegen eine fernere Zufuhr verbrecherischer Existenzen eingelegt hatte, bewarb man sich um das früher Verachtete wie um eine Gunst. Sie wurde gern gewährt; und so empfing die Kolonie von 1849 bis 1860 über 9700 Sträflinge und zwar ausschließlich Männer, ein Zeichen, daß man hier ebensowenig wie in England die Gefahren erkannte, die man dadurch notwendig schaffen mußte. Auch hier erwiesen sich die Sträflinge als Arbeiter nützlich und sie halfen außerdem die Einkünfte der kleinen Kolonie schwellen, denn die englische Regierung zahlte 840 Mark jährlich für den Unterhalt jedes Verbrechers. Allein die Fortsetzung des Systems wurde durch den Widerstand der übrigen Kolonien unmöglich. Obschon man durch strenge Paßverordnungen, sonst in Australien ebensowenig üblich wie in England, das Entweichen von Verbrechern oder die Übersiedelung von Freigelassenen nach dem übrigen Australien zu hindern suchte und, da dies ja nur auf dem Seewege möglich war, diese Absicht auch wohl erreichte, so sahen doch Südaustralien und Victoria eine beständige Gefahr in dem Bestehen der Sträflingskolonie und die britische Regierung hob endlich 1868 die Deportation für Westaustralien und damit für den ganzen Kontinent für immer auf. So waren denn von dem Jahre der Gründung der

ersten Ansiedelung 1788 bis 1868 nicht weniger als 137161 Sträflinge und zwar 116 842 Männer und 20 319 Frauen, nach Neusüdwales, Vandiemensland und Westaustralien deportiert worden. Es ist nicht zu verwundern, daß diese drei Kolonien und zwar in der umgekehrten Ordnung, in welcher wir sie eben aufführten, allen übrigen australischen Kolonien nach der Zahl der in ihrem Bereich verübten Verbrechen unvorteilhaft voranstehen.

Und wenn die Sicherheit der Zustände sich auch heute nicht mit den in England herrschenden messen kann, wenn das Verhältnis der Verbrechen sich in Australien wie acht gegen die fünf des Mutterlandes stellt, so müssen wir schon ein solches Ergebnis als höchst erfreulich und überraschend gelten lassen, zumal wenn wir bedenken, daß auch die freie Einwanderung nicht wenige problematische Elemente in sich schloß und die Schranken, welche in der Heimat Gesellschaft und Verwandtschaft zog, auf dem neuen Boden für den Fremdling fortfielen. In der That waren es gerade freigelassene Verbrecher, welche sich durch die Rechtlichkeit ihres Benehmens hervorthaten; sie gerade hatten ein ganz besonderes Interesse daran, auch den Schein der Unzuverlässigkeit von sich fern zu halten. Darum bevorzugte auch der kaufmännische Kredit diese Klasse der Gesellschaft für lange Zeit. Die Nachkommen jener ersten Generation von Missethätern, welche im Jahre 1788 nach der Antipodenkolonie verbannt waren, hatten nicht mehr den Vergleich mit den redlichsten freien Einwanderern zu scheuen. Die Deportation nach Australien lieferte den Beweis, wie „die für unbrauchbar gehaltenen Granitmassen verbrecherischer Bestandteile so weit verwittern können, daß eine reife Kultur auf ihnen Wurzel schlägt."

Allein es wäre ungereimt, anzunehmen, daß eine Versetzung aus den alten in neue Umgebungen, eine Losreißung aus verbrecherischen Assoziationen und eine Eröffnung gesetzmäßiger Bahnen für alle zum genügenden Anlaß hätte werden können, ein neues, reines Blatt in dem Buche ihres Lebens aufzuschlagen, um auf ihm die Thaten eines gebesserten Menschen zu verzeichnen.

Fig. 33.



Ein Polizist im Kampf mit Buschräubern.



Das coelum non animam mutant, qui trans mare currunt des römiſchen Dichters hat auch in Auſtralien ſeine Gültigkeit für die menſchliche Natur bewährt. Von den erſten Anfängen bis auf unſere Tage iſt die Geſchichte Auſtraliens voll geweſen von den verbrecheriſchen Thaten ſolcher, welche teils auf eigene Fauſt, teils in Banden vereint den ordnungliebenden Teil der Bevölkerung brandſchatzten und ſelbſt vor einem Morde nicht zurückſchreckten. Zur rechten, gewinnbringenden Blüte gelangte dieſes Räuberunweſen erſt, als die Goldentdeckungen den Koloniſten ein leichtverwertbares, nicht zu umfangreiches und der Identificierung ſich entziehendes Wertobjekt in die Hände gaben. Die alten, nur aus mangelnder Anregung eingeſchlummerten Inſtinkte des deportierten Straßenräubers erwachten und teilten ſich ſchnell einer jüngeren Generation mit, welche in ſolcher Beſchäftigung weit eher Ruhm als Schande zu ernten erhoffte. Und in der That haben ſich die Sympathien eines ſehr großen, namentlich des iriſchen Teiles der auſtraliſchen Bevölkerung ganz beſonders den zahlreichen Rittern von der Straße zugewendet, ſolange dieſe ihren Revolver nur auf die Bruſt der Reichen ſetzten. Und aus ſolchen weitverbreiteten Sympathien iſt es allein erklärlich, wenn dieſe in engliſch-auſtraliſcher Sprache als Buſhranger bezeichneten Räuber zur rechten Zeit auf ihre Beute niederſtoßen und den Nachſtellungen der Polizei lange mit Erfolg entgehen konnten. Erſt in den letzten Jahren hat man zwei Banden, welche aus den unwegſamen, dichtbewaldeten Gebirgsgegenden des öſtlichen Victoria heraus ihre Streifzüge über weite Striche auch der Nachbarkolonie machten, glücklich aufgehoben, aber nicht, bevor eine Anzahl von Banken und Privatperſonen um große Summen beraubt und mancher Tropfen Blut vergoſſen worden war. Diejenigen aber, welche die blutbefleckten Banditen in die Hände der Polizei lieferten, hielten es für beſſer, mit der Belohnung, welche die Regierungen wie die Banken von Victoria und Neuſüdwales ausgeſetzt hatten, ihre bisherigen Wohnſitze zu verlaſſen, um dem Zorn der Bewunderer jener Räuber zu entgehen. Gerade in

den letzten zwanzig Jahren ist es fast ausnahmslos die Regel gewesen, daß, sobald einer jener Schurken vor den Schranken des Gerichts erschien, um sein wohlverdientes Urteil zu empfangen, ellenlange Petitionen aus den verschiedensten Teilen des Landes einliefen, um den Gouverneur zu bestimmen, die Prärogative der Gnade zu üben und dem Galgen seine ihm von Rechts wegen zukommende Last zu entziehen. Solche Glorie schien dem jungen Australier um das Haupt eines Bushrangers zu schweben, daß Angehörige guter Familien es für rühmlichen Sport hielten, mit geschwärzten Gesichtern Wegelagerer zu spielen, bis Zwangsjacke und Zuchthaus die Thoren ernüchterte und dem gefährlichen Treiben ein Ende machte.

Dennoch können heute, wie es Holtzendorff ausspricht, die Erben eines anfangs aus Verbrechern gebildeten Gemeinwesens den Vergleich kühn aufnehmen mit den Abkömmlingen jener Puritaner, deren Sittenstrenge den Weg über das Meer einschlug, um nicht Zeuge der lockeren Sitten zu sein, welche in den höchsten Schichten der Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts herrschend waren. Die australischen Deportationen beweisen den unberechenbaren Einfluß, welchen die staatswirtschaftlichen Verhältnisse auf den Zustand öffentlicher Gesittung ausüben. Heute gehört die Zeit der Verbrecher, wie im alten Rom, schon fast zur Legende, an die wenig Dinge mehr erinnern.

Blickt man auf die ersten Jahrzehnte zurück, in welchen sich die neue Ansiedelung durch die größten Schwierigkeiten hindurchzuarbeiten hatte, so muß man erstaunen über die Planlosigkeit, mit der man bei der Auswahl der Sträflinge verfuhr, über den Mangel an Interesse, den man in England zeigte, sodaß die Kolonie mehrmals in die drohendste Gefahr kam, durch Hungersnot ihren Abschluß zu finden, über die beispiellos willkürliche und oft korrupte Verwaltung, welche nur zu oft der naturgemäßen Entwickelung des jungen Gemeinwesens entgegenarbeitete, aber man kann auch die Geschichte jener Zeit nicht lesen, ohne von aufrichtigster Bewunderung erfüllt zu werden für den kühnen Wage-

mut und die zähe Arbeitskraft einer Handvoll von Männern, welche, alle entgegenstehenden Hindernisse überwindend, schließlich dennoch das vorgesteckte Ziel erreichten.

Ohne die billige Sträflingsarbeit wäre die glückliche Entwickelung der Kolonie zu jener Zeit und von dem Platze aus, an welchem man sie gründete, freilich eine Unmöglichkeit gewesen. Die Gestade in der Umgebung von Port Jackson sind von der Natur keineswegs verschwenderisch ausgestattet und sie befinden sich auch jetzt noch in kurzer Entfernung von der See in dem primitiven Zustand tiefster Unkultur. Hartes und unschönes Gestrüpp bedeckt überall den ärmlichen Boden. Wenige Meilen vom Gestade erhebt sich jäh eine steile Felswand, welche den Kolonisten lange Zeit unüberschreitbar schien. So war man denn auf einen schmalen Streifen Landes beschränkt, welches, obschon von mächtigen Eukalypten bestanden, aber auch gerade darum der Kultur so widerstrebend, wenig Aussicht gewährte, etwaige darauf gewandte Mühen zu lohnen. Wie schwierig es war, anfangs den Lebensunterhalt in dieser Region zu gewinnen, beweist ein Akt Phillips in seinem letzten Regierungsjahre. Damals verlieh er einem Ansiedler 140 Morgen Land als Belohnung dafür, daß er als der erste Kolonist auf einer Farm, welche er fünfzehn Monate im Besitz gehabt hatte, sich allein ernähren zu können und der Unterstützung von Seiten des Gouverneurs nicht mehr zu bedürfen erklärte.

Solche Unterstützung der Regierung wurde jedem freien oder emanzipierten Ansiedler in ausgedehntester Weise zu teil. Man schenkte ihm das Land, baute ihm auf öffentliche Kosten eine Hütte auf seiner Farm, ernährte und kleidete ihn achtzehn Monate lang, versah ihn mit Korn zur Aussaat, mit dem nötigen Vieh und Ackergerät; er durfte ferner über so viele Verbrecher verfügen, als er kleiden, speisen und beschäftigen konnte. Und dennoch herrschte noch fünf Jahre nach der Gründung und trotz wiederholter Verproviantierung durch englische Schiffssendungen ein entsetzlicher Nahrungsmangel, welcher aus der kleinen Bevölkerung nicht weniger als 585 Menschen dahinraffte.

Die unentgeltliche Verteilung des Bodens hörte 1831 auf und damit änderte ſich ſofort der Charakter der freien Einwanderung. An die Stelle von Familienvätern, welche, im Beſitz von einem Kapital zwiſchen 50 und 500 Pfund Sterling, den Wunſch hatten, auf ihrem eigenen Grund und Boden zu leben, traten nun Arbeiter, meiſt unverheiratete Männer, ſolche, wie ſie die Weidebeſitzer für ihre, ſich ſchnell vermehrenden und ausbreitenden Herden bedurften. Denn Viehzucht war ſowohl in Neuſüdwales als in Tasmanien für geraume Zeit die einzige bedeutende Beſchäftigung. In Südauſtralien freilich, das nach andern Grundſätzen koloniſiert wurde, bevorzugte man verheiratete Leute mit Familien, dort wurde auch zuerſt Ackerbau in ausgedehnterem Maße betrieben. Gegen die ernſten ſozialen und moraliſchen Gebrechen, welche eine Einführung ſo vieler Männer als dauernde Maßregel haben mußte, verſchloß man die Augen. Das Ideal eines Einwanderers war dem begüterten Squatter immer ein Mann aus irgend einem ländlichen Bezirk, nicht über vierzig Jahre alt, demütig, unwiſſend und kräftig. Und zu dieſer Klaſſe gehörten für lange Jahre die Einwanderer, welche man auf Koſten der Kolonien ſelber zu importieren anfing.

Die Goldentdeckungen ſchufen hierin wie in vielem andern eine völlige Wandlung. Leute aller Stände und aller Länder ſtrömten zu dem neuen Eldorado. Zunächſt kamen die Engländer, Iren und Schotten, die Deutſchen, Amerikaner und Franzoſen ꝛc. allerdings, um Gold zu graben, allein ſehr bald ſtellte es ſich heraus, daß es vielleicht vorteilhafter, jedenfalls ſicherer war, für die Bedürfniſſe der enorm anſchwellenden Menſchenmenge zu ſorgen. Handwerker und Händler fanden ein ergiebiges Feld für ihre Operationen. Der Landbau ſelber empfing einen neuen Stimulus und auch die Viehzüchter empfanden durch die auf das Zehnfache ſteigenden Fleiſchpreiſe etwas von den allgemeinen Vorteilen, obſchon die Wolle auf den Rücken ihrer Schafe vielleicht ungeſchoren blieb.

Die Auswanderung nach der auſtraliſchen Kolonie betrug

1838: 14 021 Seelen, ſtieg bis 1841 auf 32 625 Seelen, fiel dann bis 1845 wieder auf 830 und wuchs plötzlich in enorm ſteigenden Verhältniſſen bis 1852 auf 87 881 Seelen, wovon der Löwenanteil von 63 719 auf die Goldkolonie Victoria fiel, und erhielt ſich für eine Reihe von ſechs Jahren auf einer annähernd gleichen Höhe. Mancher verließ freilich wiederum das Land, ſei es daß er mit glücklichem Funde in die Heimat zurückkehrte, ſei es daß er nach vergeblichem harten Mühen an die Fleiſchtöpfe des Vaterlandes dachte, allein die Mehrzahl blieb, und war auch viel wenig brauchbares Material unter dieſer Flut von Einwanderern, hier, wo Hände überall fehlten, fand ſich immer eine nutzbringende Beſchäftigung, wäre es auch nur die leichte eines Schäfers oder eines Kochs geweſen. Von 1825 bis Ende 1879 empfing der auſtraliſche Kontinent nebſt Tasmanien 1 064 034 Einwanderer, ohne die aus nichtengliſchen Häfen abgehenden.

Die Phyſiognomie der Bevölkerung iſt durchaus eine engliſche, die wenigen fremden Zuthaten können wohl lokalen Verhältniſſen ein beſonderes Gepräge aufdrücken, der allgemeine Charakter wird dadurch kaum affiziert. Nach der letzten Zählung vom 3. April 1881 war der Stand der Bevölkerung auf dem Auſtralkontinent 2 148 516 Seelen, wovon wohl kaum 150 000 andern Nationalitäten angehören dürften. Von Nichtengländern ſchätzen wir die Deutſchen auf 70—80 000, die Chineſen auf 40 000, die Polyneſier auf 5—6000, die übrigen Nationalitäten: Europäer, Amerikaner, Aſiaten und Afrikaner ſind in zahlreiche kleine Fragmente zerſtückelt. Bisher haben wir auch weder Chineſen noch Polyneſier als bleibende Faktoren bei der Bevölkerung Auſtraliens anſehen können. Als eigentliche Koloniſten dürfen wir ſie ſchwerlich betrachten.

Es bleiben alſo nach Abrechnung aller nichtengliſchen Elemente mindeſtens 95 Prozent für die ehemaligen Bewohner britiſcher Inſeln und ihrer Nachkommen auf auſtraliſchem Lande, die letzteren ſchon nahezu die Hälfte der geſamten Bevölkerung ausmachend und bei der abnehmenden Einwanderung und dem

außerordentlich ſtarken Zuwachs durch Geburten in erſtaunlicher Weiſe ſich mehrend. Seit einer Reihe von Jahren konnten in Auſtralien Prozentſätze beobachtet werden, welche weit über das Doppelte des in europäiſchen Ländern Erreichten hinausgehen. Gewahrten wir in dem Zeitraum von 1853 bis 1875 einen durchſchnittlichen jährlichen Geburtenüberſchuß für Preußen von 40, für England, Dänemark und Schweden von 57 Prozent, ſo haben wir in den auſtraliſchen Kolonien mit ganz andern Sätzen zu rechnen: in Tasmanien 78, in Weſtauſtralien und Queensland 99, in Victoria 101, in Südauſtralien 134 und in Neuſüdwales 136 Prozent.

Leider iſt das auſtraliſche Klima für zarte Kinderkonſtitutionen nicht ohne Gefahr. Es ſind die im Sommer herrſchenden heißen Winde, welche mit den ſich dann einſtellenden katarrhaliſchen Affectionen des Unterleibes nahezu die Hälfte aller der im erſten Lebensjahre ſterbenden Kinder hinwegraffen. In dieſer Periode iſt die Sterblichkeit eine verhältnismäßig ſehr große. Mit Recht werden wir in Erſtaunen verſetzt, wenn wir gewahren, daß Melbourne mit meiſt breiten, offenen Straßen, großen, wohlangelegten Squares, noch im Bereich der Seebriſe gelegen, deſſen Bevölkerung ſich nach engliſch-auſtraliſcher Sitte in kleineren und größeren, von Gärten umringten Landhäuſern über ein weites, leichtgewelltes Terrain verbreitet, alſo die beſten geſundheitlichen Verhältniſſe bieten ſollte, eine größere Kinderſterblichkeit zeigt als Portsmouth, Plymouth, Briſtol oder ſogar London. Die ſich über die letzten zehn Jahre erſtreckenden Beobachtungen liefern uns aber leider den Beweis, daß in der engliſchen Rieſenſtadt mit ihren unabänderlichen Nachteilen nur 16,1 Prozent, in der Hauptſtadt Victorias aber 16,88 Prozent aller Kinder im Alter von weniger als einem Jahre ſtarben. Noch gefährlicher für die Säuglinge erſcheint das Klima von Südauſtralien.

Iſt aber der Körper widerſtandsfähiger geworden gegen äußere Einflüſſe, ſo erweiſt ſich die milde und trockene auſtraliſche Luft dem Gedeihen des heranwachſenden Geſchlechtes ebenſo günſtig

wie der Verlängerung des Lebens der in die Kolonien Eingewanderten. Iſt doch die Zahl derer, welche das achtzigſte Lebensjahr überſchreiten, eine verhältnismäßig ſehr große, und ſehen wir doch in der Totenliſte ſo manchen, welcher bis über hundert hinausgelangt iſt. Dabei dürfen wir nicht vergeſſen, daß nicht wenige der nach Auſtralien Ausgewanderten und dort Gealterten in die Heimat zurückkehren, um dort ihre Tage zu beſchließen.

Einer völligen Immunität von den Übeln, welche dem menſchlichen Organismus anhaften, erfreut ſich Auſtralien aber ebenſowenig wie irgend ein andrer Teil unſerer Erde. Lange meinte man, daß Schwindſucht eine Krankheit ſei, welche in den auſtraliſchen Kolonien niemals entſtehe, wie dieſelben vortreffliche klimatiſche Kurorte ſeien für alle, an welche ſie ſich in andern Ländern geheftet habe. Leider haben genauere Beobachtungen dieſe Theorie vollſtändig zerſtört, die ſo wenig auf Thatſachen beruht, daß von den 1879 in Victoria dieſem Leiden Erlegenen nicht weniger als 97,2 Prozent den Keim dazu in der Kolonie ſelber gelegt hatten. Am verderblichſten tritt dieſe Krankheit unter den Eingebornen auf. So berichtet der Vorſtand für die Verſorgung der Ureinwohner Victorias, daß Schwindſucht die Haupturſache der Todesfälle unter den Schwarzen iſt; ſo behauptet Richard Bennet, daß auch in Centralauſtralien neun Zehntel aller Eingebornen an dieſem Übel ſterben. Unter den polyneſiſchen Arbeitern in Queensland tritt die Schwindſucht in kaum minder tödlicher Weiſe auf. Dennoch ſind Todesfälle, als Folgen dieſer Krankheit, weit weniger zahlreich als in dem alten Europa.

Unter der jüngeren Generation haben Scharlachfieber, Diphtheritis, Stickhuſten und Maſern in manchen Jahren große und ſchmerzliche Opfer gefordert. Und wenig erfreulich, zugleich auch Bedenken erregend für ein geſundes, natürliches Wachstum iſt die hohe Zahl der Mütter, welche ihren Tod im Wochenbette fanden. Allein bei alledem iſt Auſtralien ſo glücklich geſtellt, daß bei Todesfällen das Verhältnis zu England, welches nach 25jähriger Beobachtung jetzt wie 1667 zu 2228 pro Hundert-

tauſend der Bevölkerung ſteht, ſich noch weit günſtiger geſtalten würde, beanſpruchte die Rubrik „gewaltſamer Tod“ nicht einen ſo bedeutenden Anteil. Gegenwärtig noch faſt doppelt ſo hoch als in England, iſt die Zahl ſolcher Fälle aber im ſtetigem Abnehmen und wird bei geordneteren Verhältniſſen ſich ohne Zweifel ſtetig verringern.

Noch mehr zum Vorteil Auſtraliens würde ein Vergleich mit Europa ſicherlich ausfallen, wollte die Bevölkerung der Kolonien ihre Lebensweiſe mehr den herrſchenden klimatiſchen Verhältniſſen anpaſſen. Der außerordentlich ſtarke Fleiſchkonſum, der enorme Verbrauch von Spirituoſen und noch dazu von ſolchen der allerſchlimmſten Art iſt ein in hohem Grade Befremden erregender und müßte noch weit unheilvoller wirken, käme nicht das ſo wenig unterbrochene Leben in friſcher Luft als Korrektiv mildernd zu Hilfe. Hoffnungerweckend für die Zukunft des fünften Weltteils iſt es, daß die im Lande geborene und heranwachſende Generation weit weniger Neigung zu Exzeſſen im Genuſſe von Speiſen und Getränken zeigt als die aus Europa Eingewanderten.

So wird das Übergewicht der eigentlichen Auſtralier immer ſtärker; ſchon bilden ſie nahezu dreiviertel der geſamten Bevölkerung. Und dieſes Wachſen wird in geſteigerten Proportionen zunehmen, denn noch beſteht ein unverhältnismäßig großer Teil der Auſtralier aus Perſonen ſehr jugendlichen Alters. Dabei nimmt die Einwanderung aus Europa ab. So fortwährend erſtarkend und ſich erweiternd, dabei weniger durch fremde Eingriffe geſtört, bildet ſich mehr und mehr ein Nationalitäten-Typus heraus, welcher freilich den Stempel britiſcher Paternität ſtets auf der Stirn tragen, dennoch aber, den Einflüſſen des Landes und des Klimas ausgeſetzt, ſich in der Folge nicht weniger von demſelben unterſcheiden wird, als es jetzt der amerikaniſche thut. Die Blutmiſchung mit andern Nationalitäten wird freilich auf dem Auſtralkontinente keinen ſo bedeutenden Einfluß erlangen als in der Union, wo neben den Angelſachſen die Deutſchen und die Neger

zwei so hervorragende Elemente in der Zusammensetzung der Bevölkerung bilden.

Welche Form dieser Typus annehmen wird, läßt sich schon jetzt an der jungen Generation erkennen. Die Gestalten erscheinen zwar immer noch recht kräftig, wie man es von den Nachkommen zumeist auserlesener Einwanderer erwarten mag, aber sie sind schlanker und die frische, englische Gesichtsfarbe geht mehr und mehr verloren. Dabei ist der Charakter fröhlicher, heiterer; von dem kühlen Berechnen des Amerikaners findet sich weniger. Zugleich bildet sich auch eine besondere Spielart der englischen Sprache, welche in den vokalischen Lauten schon erheblich von der Muttersprache abweicht, dieselbe auch mit mancher neuen, nicht immer schönen Zugabe bereichert hat. Dennoch wünscht der Australier keineswegs, sich von Altengland zu entfernen, wie es der Amerikaner thut.

Denn die Lebensformen sind durchaus solche, wie sie der Brite in seiner kühlen und feuchten Inselheimat gewöhnt war. Kaum daß er durch den Bau von Verandas an seinen Häusern, durch Adoption indischer Korkhelme und leichter Sommerkleider eine Konzession an das Klima macht. Mit der ungestörten Ruhe gewissenstreuer Märtyrer legen Richter und Advokaten an den heißesten Sommertagen die schweren Perücken an, welche von dem Amte unzertrennlich scheinen, und der schwarze Anzug mit der unschönen hohen Kopfbedeckung erfreut sich in Australien einer fast noch größeren Beliebtheit als in Europa. Mit einem Konservatismus, wie er nur den Briten eigen ist, hängt der Einwanderer an den alten Gewohnheiten, für welche ihm ja auch das neue Land nicht, wie in Indien, irgendein Substitut zu gewähren vermochte. Daher ist das australische Leben mit allen Vorzügen und allen Fehlern ein fast bis ins kleinste Detail getreues Abbild britischer Gewohnheiten, ein Beweis für die feste Anhänglichkeit seiner Bewohner an das alte Stammland, das immer noch bei ihnen als Home, als die Heimat gilt. Going home nennt die Fahrt nach den britischen Gestaden nicht nur

der Mann, welcher als Knabe oder als Jüngling seinen englischen Geburtsort verließ, auch dem gebornen Australier ist dieser Ausdruck geläufig, damit deutlich die Zugehörigkeit zu dem Lande seiner Väter bekundend. Welche hohe politische und wirtschaftliche Bedeutung liegt aber nicht für das industrielle England in diesem zähen Festhalten seiner Kolonien an britischem Brauch und britischer Sitte!

Die Bevölkerung Australiens besteht zum Teil aus dem besten Blut Altenglands, wie auch Deutschland so manchen in diesen Weltteil hat gehen lassen, der eine Zierde seines Vaterlandes hätte sein können. Und so hat sich denn hier, wo man schon weniger begierig nach Besitz ringt, als in dem Lande des allmächtigen Dollars, frühzeitig ein Streben bekundet, den geistigen Interessen die gebührende Rechnung zu tragen. Neben dem ernstlichen Wunsche nach Verbesserung des Schulwesens und der freigebigen Unterstützung der höheren Lehranstalten durch reiche Privatleute haben sich in fast allen Kolonien seit geraumer Zeit Gesellschaften gebildet, deren Programm die Pflege und Unterstützung der verschiedenen Zweige der Wissenschaft und die Verbreitung des Wissens unter ihren Mitgliedern ist. Ihre Publikationen enthalten manchen wertvollen Beitrag zur Kenntnis des Landes. Die älteste dieser Gesellschaften ist die Royal Society in Neusüdwales. Am gründlichsten vielleicht von allen Wissenszweigen wird in Australien die Botanik gepflegt durch solche Männer wie unsere Landsleute Baron von Müller in Melbourne und Richard Schomburgk in Adelaide sowie durch die Direktoren der Botanischen Gärten in Sydney und Brisbane: Moore und Bailey. Unter den Museen, welche in den größeren Städten meist aus staatlichen, zuweilen auch aus städtischen Mitteln erhalten werden, sind die von Melbourne und Sydney bedeutend durch ihre geologischen, mineralogischen und zoologischen Sammlungen. Die Sorge für diese Institute ist Männern von umfassendem Wissen übertragen.

Astronomie und Meteorologie werden keineswegs vernach-

läſſigt. In Melbourne, Sydney und Adelaide werden Obſervatorien durch die betreffenden Regierungen unterhalten, welche mit allem Apparat zu wiſſenſchaftlicher Beobachtung und Forſchung ausgerüſtet ſind; Brisbane beſitzt wenigſtens ein kleineres Inſtitut. Die Sternwarten von Melbourne und Sydney ſind mit Inſtrumenten verſehen, welche bei wenigen andern ähnlichen Anſtalten in größerer Vollkommenheit zu finden ſind; ſo beſitzt Melbourne eine Rieſenteleſkop mit einer Öffnung von vier Fuß. Zwiſchen Melbourne, Sydney und Adelaide beſteht ſchon ſeit Jahren ein täglicher telegraphiſcher Austauſch meteorologiſcher Beobachtungen, welche in Sydney durch eine Wetterkarte, in Melbourne durch ein Wetterbulletin und in Adelaide durch eine Kombination beider Syſteme veröffentlicht werden. Kürzlich hat ſich auch Weſtauſtralien angeſchloſſen, ſodaß man in allen angeſiedelten Teilen Auſtraliens täglich über den Stand des Wetters in den verſchiedenſten Strichen des Kontinents unterrichtet wird.

Über 500 Zeitungen erſcheinen in den verſchiedenen Kolonien außer Magazinen und andern kleineren Publikationen, und die großen Tagesblätter der Hauptſtädte halten in Form und Inhalt den Vergleich wohl mit den beſſeren Produktionen der engliſchen Preſſe aus und ſtehen weit über ſo vielen journaliſtiſchen Leiſtungen der Vereinigten Staaten, denen Auſtralien in dieſer Richtung nachzuſtreben glücklicherweiſe durchaus nicht gewillt iſt. In der Intenſität ſeines Briefverkehrs wird der Weltteil nur von Nordamerika übertroffen, aber kein Land der Erde, auch die Union nicht, hat eine ſo außerordentliche Thätigkeit im Eiſenbahnbau entwickelt, ſodaß in Queensland auf 10 000 Einwohner nicht weniger als 43 Kilometer Eiſenbahnen entfallen, während wir auf dieſelbe Zahl in Nordamerika nur 30, in unſerm Deutſchland nur etwas über 7 Kilometer rechnen. Die Leiſtungsfähigkeit der auſtraliſchen Handelsmarine rangiert gleich hinter der Öſterreichs und erreicht letztere nahezu. Welche Errungenſchaften in ſo kurzer Zeit, die uns zu den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen!

Die Deutſchen.

Die Zahl unſerer Landsleute, welche im fünften Weltteil ihren Wohnſitz aufgeſchlagen haben, iſt nicht groß. Sie wird 80 000 ſicherlich nicht überſteigen und Auſtralien zählt mit Tasmanien jetzt mehr als zwei und eine halbe Million Einwohner. Dennoch ſind die Deutſchen unter den nichtengliſchen Nationalitäten weitaus die zahlreichſten und ihre Bedeutung für das wirtſchaftliche Gedeihen des Landes geht weit über die Bevölkerungsziffer hinaus.

Als ſich Deutſche zuerſt zu der weiten Reiſe über den Ozean nach dem fernen und kaum gekannten Lande entſchloſſen, hatte ſich aus der kleinen Sträflingskolonie am Port Jackſon ſchon eine Anzahl von größeren Gemeinweſen herausgearbeitet. Einzelne deutſche Landeskinder waren ja ſchon früh hierher gezogen. Wir dürften den erſten Gouverneur und Begründer von Neuſüdwales als Landsmann reklamieren, denn Phillip war ein geborner Frankfurter. Noch andere könnten aufgeführt werden, welche gleich ihm im Dienſte der engliſchen Regierung kamen. Aber von Geſellſchaften deutſcher Auswanderer hören wir nichts, nicht einmal von ganzen Familien bis zum Jahre 1837, wo Winzer aus Hattenheim im Rheingau mit Weib und Kind nach Neuſüdwales überſiedelten und dort die erſten Weinpflanzungen anlegten. Aber im größerem Maßſtabe fand eine deutſche Auswanderung nach Auſtralien erſt 1838 ſtatt.

Die Kolonie Südauſtralien war gegründet worden durch eine engliſche Geſellſchaft, an deren Spitze George Fife Angas ſtand, ein Mann, welcher durch ſeine Verbindung mit einer Deutſchen deren Landsleute kennen und ſchätzen gelernt hatte. Er wußte, welchen Wert ſolche Koloniſten für ſeine neue Schöpfung haben mußten und er ſuchte ſie für ſich zu gewinnen, denn

die großen, von ihm erworbenen Ländereien bedurften fleißiger Hände, um sie zu nutzbringenden, fruchtbaren Gefilden umzugestalten. Seine Anerbietungen fanden willige Aufnahme.

Zu jener Zeit war die protestantische Bevölkerung Preußens durch die Gewaltschritte der geistlichen Behörde in zwei feindliche Lager gespalten. Die einen, und zwar die größere Hälfte, hatten die von Friedrich Wilhelm III oktroyierte Union und Agende acceptiert, die andern bezeichneten eine solche Annahme als schmählichen Verrat am protestantischen Glauben. Nicht wenige von diesen letzteren wurden durch die Verfolgungen, die man ihnen keineswegs ersparte, ins Ausland getrieben, oder richteten verlangend die Blicke nach duldsameren Gebieten jenseits des Meeres. Auch der Pastor Kavel zu Klemzig in der Uckermark fühlte sich mit seiner Gemeinde in der freien Ausübung alter und liebgewordener, ehrwürdiger Formen behindert und gern folgten sie der Einladung des Herrn Angas, der, selbst ein Dissenter, allen durch die Staatskirche bedrückten Protestanten die lebhaftesten Sympathien entgegenbrachte. Angas bot ihnen ein Heim in der kürzlich gegründeten Kolonie und, ihr Vaterland 1838 verlassend, erbauten sie unweit der jungen Hauptstadt Adelaide am Fuße des Mount Lofty ein neues Klemzig.

Diese erste deutsche Niederlassung auf australischem Boden ist ein kleines unscheinbares Dorf geblieben, weil es ihr an Raum, sich auszudehnen, gebrach, aber die schnell folgenden Nachschübe gründeten eine Reihe von Ortschaften, von denen einige zu ziemlicher Bedeutung herangewachsen sind. So entstand Hahndorf am östlichen Abhang der Mount Lofty-Kette, nicht weit davon im Thale des oberen Onkaparinga Grünthal und Lobethal, so entstanden am Fuße des Kaiserstuhls, des höchsten Gipfels der Barossakette, Bethanien und Langmeil, so die nach dem eifrigen und freigebigen Förderer australischer Kolonisation benannten Angaspark und Angaston.

Alle diese anfänglich rein deutschen, jetzt aber schon teilweise mit englischen Elementen durchsetzten Gemeinwesen wurden vor-

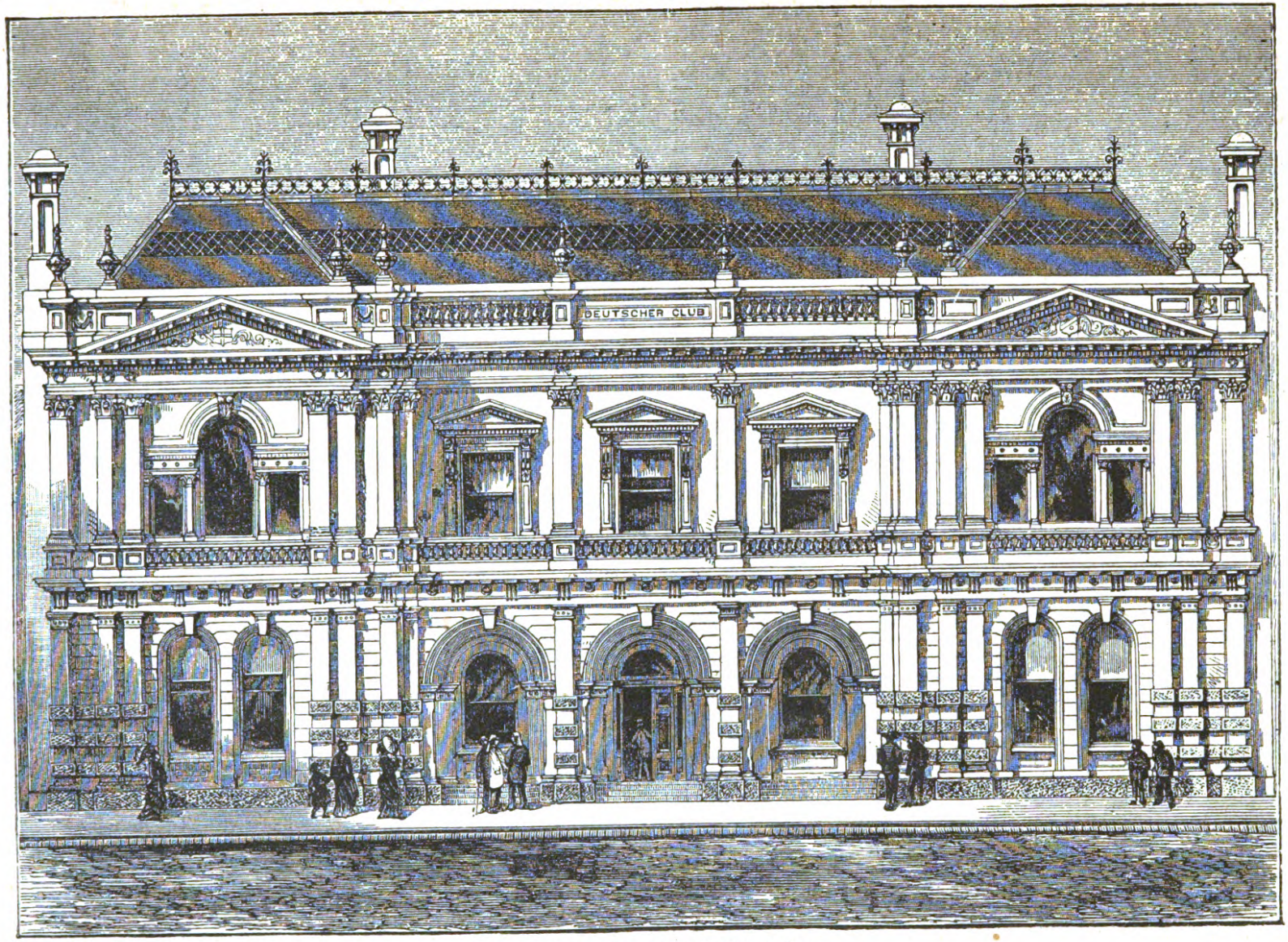
nehmlich zuſammengehalten durch den tiefernſten, religiöſen Sinn, welcher dieſe Männer und Frauen zum Wanderſtabe greifen hieß. Ganz andere Motive waren es aber, welche zu ſpäterer Einwanderung Veranlaſſung gaben. Es war nicht mehr der Wunſch, nach eigener Façon ſelig zu werden, welcher den Deutſchen von der Scholle losriß, nun trieb das Streben nach Verbeſſerung der materiellen Lage, die Unzufriedenheit mit der herrſchenden politiſchen Strömung unſere Landsleute über das Meer.

Geſchloſſene Geſellſchaften verließen Bremen unter Eduard Delius und Berlin unter Führung des Dr. Karl Mücke in der ausgeſprochenen Abſicht, auf auſtraliſchem Boden zuſammenzuſtehen. Sie hielten dies Verſprechen ebenſowenig wie andere größere und kleinere Vereinigungen, welche ihnen folgten; ſie alle zerſtreuten ſich über das Land und büßten inmitten einer engliſchredenden Bevölkerung ſehr oft ihre eigene Nationalität ein. Dieſes Aufgeben des Deutſchtums iſt, auch wo Deutſche in größerer Stärke unter Engländern zuſammenwohnen, in der zweiten Generation faſt immer die Regel; auf dem Lande aber, wo deutſche Landsleute ihre aus eigenen Mitteln errichteten Schulen ſelbſtändig unterhalten, wo die Glocken deutſcher Kirchen allſonntäglich die Gemeindeglieder zu deutſchem Gottesdienſt verſammeln, da iſt Sprache und Sitte noch heute echtdeutſch und wird es noch für lange Zeit verbleiben.

Deutſche Dörfer und einzelne deutſche Gehöfte finden wir in allen angeſiedelten Diſtrikten der Kolonie; wo immer der Pflug ſeine Kulturarbeit auf dem jungfräulichen Boden verrichtet, da ſind wir ſicher, auch den Deutſchen zu treffen. So breiten ſich deutſche Niederlaſſungen inmitten britiſcher Townſhips von der ſüdöſtlichen, an Victoria ſtoßenden Ecke bis weſtlich zur Yorke und Eyria Halbinſel; deutſche Miſſionare tragen mit deutſchen Gehilfen deutſche Kultur unter die Eingebornen am Cooper Creek und bis zur Macdonnellkette, recht im Herzen des Kontinents.

Deutſche Namen begegnen uns überall auf der Karte Süd-

Fig. 34.



Das deutsche Klubhaus in Adelaide.

auſtraliens: hier klingen Erinnerungen an verlaſſene Heimatsdörfer in ſolchen wie Karlsruhe, Blumberg, Roſenthal und Lobethal heraus, dort hat die ſtolze Freude an den Kämpfen und Kämpen der deutſchen Nation neugegründete Ortſchaften als Sedan und Bismarck getauft, andere wie Emmaus, Bethel, Sichem und Nain beweiſen den noch nicht ausgeſtorbenen kirchlichen Sinn ihrer Erbauer. Es ſind dies meiſt kleine Gemeinweſen, die Häuſer nach Art auſtraliſcher Anſiedelungen über eine weite Fläche verſtreut; nur an zwei Punkten ſchließen ſich unſere Landsleute zu bedeutenderen Gruppen zuſammen.

In der jetzt mit den Vorſtädten mehr als 60 000 Einwohner zählenden Hauptſtadt Adelaide wohnen gegen 5000 Deutſche aller Stände: Gärtner, Handwerker, Kaufleute, Fabrikanten, Beamte, Gelehrte. Hier hat deutſcher Geſelligkeitstrieb eine Reihe von Vereinen gegründet: Geſangvereine, Bildungsvereine, Turnvereine, Krankenkaſſen ꝛc., die einen auf geiſtige Bildung und Hebung, die andern auf materielles Gedeihen hinſtrebend. Obenan unter allen ſteht der deutſche Klub, welcher ſämtliche hervorragende Deutſche zu ſeinen Mitgliedern zählt und ſich vor wenigen Jahren in einer der beſten Straßen der Stadt ein eigenes, ſchönes Vereinshaus errichtet hat.

Faſt rein deutſch iſt aber das am Fuße der Baroſſakette, mitten inne zwiſchen jenen beiden ſtrenglutheriſchen Dörfern: Langmeil und Bethanien gelegene, den Namen der Urbewohner führende Tanunda, das Centrum einer, in zahlreichen, im weiten Kreiſe umherliegenden Ortſchaften angeſeſſenen, deutſchen Bevölkerung, in welche ſich nur vereinzelte britiſche Beſtandteile hineingedrängt haben. Wenngleich die Gebäude mit ihren abgeflachten Dächern und weitvorſpringenden Verandas das Abweichen von dem Einheimiſchen und das Anpaſſen an die vorgefundenen klimatiſchen Verhältniſſe anzeigen, ſo iſt doch bei den Bewohnern noch alles deutſch geblieben. Selten vernimmt man in den Straßen des Städtchens andere Laute als die der alten Heimat, vielleicht entſtellt durch einige engliſch-auſtraliſche Zuthaten, die fremdartig

und unverſtändlich an des Neuangekommenen Ohr klingen, im ganzen aber umweht uns hier unter unſern antipodaliſchen Landsleuten eine recht heimatliche Luft, gemütlich anſprechend inmitten einer etwas langweiligen engliſchen Atmoſphäre.

Am lebhafteſten markierten ſich die Gegenſätze in früheren Jahren an Sonntagsnachmittagen. Gegen die engliſche Auffaſſung der Sabbathheiligung haben ſich die Deutſchen von jeher geſtemmt. In dem genannten Tanunda blieben anfangs auch an Sonntagen die Wirtshäuſer und Läden ebenſo geöffnet, wie es deren Beſitzer im alten Vaterlande gewöhnt waren und ein ganz eigentümliches Gefühl überkam den Reiſenden, welcher ſich in wenigen Minuten aus der rigoröſen Stille eines engliſchen Dorfes in dieſe von Geſang und Spiel durchtönte deutſche Ortſchaft verſetzt ſah. Allerdings hat ein ſolches ſabbathſchänderiſches Treiben aufgehört. Eine durch engliſche Anſichten geleitete Regierung konnte es nicht länger dulden und es wurde verboten. Nur ein Überbleibſel beſteht: ein Kaffee- und Kuchengarten mit geisblattbeſchatteter Kegelbahn an den Ufern des munter über Kieſelgeröll dahinſchlüpfenden Para, in welchem ſich an Sonntagsnachmittagen nicht allein die lebensfrohe Bevölkerung des kleinen Städtchens, auch mancher deutſche und nichtdeutſche Gaſt aus den Nachbardörfern einfindet. Derartige Etabliſſements erwähnt das engliſche Geſetz nicht, das ſich nur gegen den Verkauf von gegorenen und deſtillierten Getränken richtet, und ſo beſteht die anomale Inſtitution ungeſtört fort. Früher erſchien in Tanunda auch eine deutſche Zeitung, welche einem andern, in Adelaide erſcheinenden deutſchen Blatte lebhafte Konkurrenz machte. Später verſchmolzen beide in die „Auſtraliſche Deutſche Zeitung“, welche mit dem Hauptquartier in der Hauptſtadt ſich einen Leſerkreis in allen auſtraliſchen Kolonien, wo Deutſche wohnen, erworben hat. Gut redigiert, trägt ſie nicht wenig dazu bei, das deutſche Gefühl zu erhalten und zu ſtärken.

Südauſtralien mag in allen ſeinen Teilen jetzt 30 000 Deutſche zählen, keine allzuhohe Ziffer bei einer Geſamtbevölkerung ,welche

der Census von 1881 auf 286 211 angab. Dennoch ist hier das Deutschtum sowohl absolut als relativ am kräftigsten vertreten. In der Nachbarkolonie Victoria stand die Zahl unserer Landsleute ehemals sehr bedeutend höher; sie ist aber schon seit vielen Jahren, seit dem Rückgang der Goldgräbereien auf ein ziemlich bescheidenes Maß geschwunden. Als die Alluvialgoldfelder noch große Ergiebigkeit zeigten, kamen natürlich viele Deutsche hierher, direkt aus ihrem Heimatslande oder aus den Nachbarkolonien, namentlich aus dem schon stark mit Deutschen besetzten Südaustralien. Weib und Kind daheimlassend, zogen die kleinen deutschen Farmer über die Grenze in der Absicht, sofort zurückzukehren, wenn ihnen das Glück ein hübsches Sümmchen zugeworfen haben würde. Einige wenige trugen den oft mühsam erlangten Gewinn in die Heimat; minder glückliche wandten sich anderen Kolonien zu, um dort ihr Heil zu versuchen. Man hat in früheren Jahren die deutsche Bevölkerung Victorias auf 30 000 Seelen geschätzt, heut wird sie schwerlich mehr als die Hälfte betragen. Aber Spuren ihrer Anwesenheit hat sie in den Namen vieler Ortschaften hinterlassen, von denen manche heute fast ausschließlich von englisch-redenden Personen bewohnt werden. Wir finden hier ein durch die dort gefundenen Goldklumpen berühmtes Berlin, ein Heidelberg, das Ziel Melbourner Picnicpartien, Karlsruhe, Hochkirch, Steiglitz, und das in allen Kolonien wiederkehrende Germantown, in dem englischen Namen deutlich die Nationalität seiner Bewohner verratend. Deutsche Zeitungen sind wiederholt in Melbourne erschienen, indes der Boden erwies sich nicht günstig und sie sind stets nach kurzem Kampfe ums Dasein schnell wieder eingegangen. Das nach kolonialer deutscher Zeitungslektüre begierige Publikum abonniert jetzt in Adelaide. Doch mag sich Melbourne nächst Adelaide und den vorwiegend deutschen Ortschaften Südaustraliens von allen Städten des Kontinents der größten deutschen Kolonie rühmen. Es besteht hier seit lange ein Klub, ein Krankenverein, zwei Liedertafeln und ein Turnverein. In Melbourne wird auch deutscher Gottesdienst in deutscher

Kirche von einem deutſchen Paſtor abgehalten, in der ganzen Kolonie dienen aber 37 Plätze allein der evangeliſch-lutheriſchen Konfeſſion, welche zwölf Paſtoren unterhält. Zum Vergleich ſei hier angeführt, daß die Deutſchen in Südauſtralien gegen 70 ausſchließlich oder zeitweilig gottesdienſtlichen Zwecken gewidmete Gebäude beſitzen und außer 20 Geiſtlichen in den angeſiedelten Diſtrikten drei Miſſionare unter den Eingebornen des Landes im hohen Norden am Cooper Creek und nahe dem Centrum des Kontinents an der Macdonnellkette erhalten.

In Neuſüdwales ſind deutſche Namen äußerſt ſelten zu finden. In der Nähe von Albury am oberen Murray giebt es eine kleine deutſche Ackerbaukolonie, zahlreiche Weinzüchter leben am Hunterfluß und am Clarencefluß um Grafton herum wird von deutſchen Pflanzern Zuckerrohr gebaut. In Sydney iſt eine Anzahl recht anſehnlicher Firmen, nicht immer mit deutſchen Namen, in den Händen unſerer Landsleute. Auch hier beſteht ein Klub und ein Krankenverein. Die drei evangeliſchen Bekenntniſſe beſitzen in der ganzen Kolonie zuſammen 7 Gotteshäuſer, in welchen 3 Prediger amtieren. Die geſamte deutſche Bevölkerung wurde Anfang 1880 auf 6623 Perſonen angegeben, wobei indes nach auſtraliſchem Modus nur die in Deutſchland Gebornen als Deutſche gerechnet ſind. Da aber hier ſehr zahlreiche Ehen zwiſchen Deutſchen und engliſchredenden Frauen geſchloſſen wurden, wonach dann die Sprache des Hauſes die der Frau wird, ſo dürfen wir die obige Ziffer wohl nicht über 9000 erhöhen. Große Lebensfähigkeit beweiſen die Deutſchen in dieſer Kolonie keineswegs, Sydneyer Korreſpondenzen klagten in früherer Zeit ſehr häufig über den Mangel an deutſch-nationalem Sinn, trotz des häufigen Beſuchs deutſcher Kriegsſchiffe, welche in den Gewäſſern der Südſee kreuzend dieſen bequemen Hafen anlaufen, um ihre Vorräte zu ergänzen oder in den dortigen Docks notwendige Reparaturen vornehmen zu laſſen. Seit der Ausſtellung mag der etwas abgeſtorbene Heimatsſinn wieder erwacht ſein, die Bildung eines Zweigvereins für Handels-

geographie, des einzigen in Australien, scheint darauf hinzudeuten.

Von den 218 159 Einwohnern Queenslands sind gewiß 18—20 000 deutsch. Nach der letzten amtlichen Erhebung von 1876 sind freilich nur 9889 als Deutsche aufgeführt, wenn wir aber zu gleicher Zeit 12 174 Lutheraner aufgezählt finden, dann erwägen, daß die im Lande geborenen Kinder nicht zur Nationalität ihrer Eltern gerechnet werden und daß es hier wie überall auch Deutsche anderer Konfessionen giebt, daß ferner in den letzten Jahren neue Züge deutscher Einwanderer sich hierher gewendet haben, so wird unsere oben angegebene Schätzung nicht als zu hoch erscheinen. Trotz ihrer numerischen Stärke nehmen die Deutschen aber hier nicht die geachtete Stellung ein, welche sie in anderen Kolonien beanspruchen. Spezifisch deutsche Distrikte giebt es hier nirgends, obschon die Bevölkerung von Toowoomba fast zur Hälfte deutsch ist und an einigen andern Orten vielleicht ein Drittel der Einwohner aus unsern Landsleuten besteht. Sie gehören aber meist den untersten Schichten der Gesellschaft an; sie bauen auf ihren kleinen Besitzungen Zuckerrohr für die umliegenden Fabriken oder sind als Handwerker und Arbeiter thätig. Große deutsche Kaufleute, wie in Sydney, Melbourne und Adelaide sehen wir in Brisbane gar nicht. Weil aber die Zahl der deutschen Wahlmänner in einigen Distrikten ansehnlich genug ist, um bei Parlamentswahlen ausschlaggebend sein zu können, hat man mit englischem Gelde in Brisbane eine deutsche Wochenschrift gegründet, die „Nordaustralische Zeitung", welche sich indes, ungleich dem über ganz Australien verbreiteten südaustralischen Blatte, einer nur lokalen Beliebtheit erfreut.

Eines großen politischen Einflusses können sich die Deutschen Australiens trotz ihrer Zahl nicht rühmen; daher steht die Anzahl derer, welche sie aus ihrer Mitte in das koloniale Parlament schicken, keineswegs im Verhältnis zu ihrer numerischen Stärke. In Queensland sitzt ein Deutscher im Oberhaus, zwei im Unterhaus. Neusüdwales hat nur einen Deutschen im Par-

lament, einen Besitzer reicher Goldbergwerke, und in Victoria ist ebenfalls nur ein Deutscher in's Parlament gewählt worden. Selbst in Südaustralien mit seiner verhältnismäßig starken deutschen Bevölkerung hat man nur drei Deutsche ins Unterhaus gebracht, wovon der eine kaum mehr als Landsmann zu rechnen ist. Allerdings haben Deutsche hier zu zwei Malen den Posten eines Ministers bekleidet, allein die außerordentlich kurze Zeit (nur wenige Monate), in welcher sie diese Ehre genossen, beweist den ungenügenden Einfluß, welchen sie als Deutsche besitzen. Dafür lassen sich mehrere Gründe anführen. Einmal verfügt der Deutsche selten über bedeutende Kapitalien, eigentlich reiche Deutsche giebt es in Australien nirgends. Großkaufleute wie in China, Japan und Südamerika trifft man weder in Sydney noch auch in Melbourne, die Majorität unserer in den Städten ansässigen Landsleute rekrutiert sich aus dem Stande der Handwerker. Als Goldschmiede, als Optiker, als Uhrmacher genießen sie eines besondern Rufes, die Bäckerei, namentlich der feinsten Arten, haben sie stellenweise geradezu monopolisiert und sie wenden sich gern der Gastwirtschaft und dem Schankgewerbe zu. Der weitaus größte Teil lebt aber auf dem Lande als Ackerbauer und Weinzüchter und diese mühevolleren Beschäftigungen hat man stets der mehr Unternehmungsgeist wie Entsagung fordernden Herdenwirtschaft vorgezogen. Unter den Tausenden australischer Squatter dürften wir wohl höchstens zwei bis drei deutsche Namen finden und keiner ihrer Träger gebietet über großes Vermögen. Der englische Geschäftsmann investiert sein überflüssiges Kapital gern in Schaf- und Rinderherden; ein Deutscher würde ein solches Unternehmen für viel zu waghalsig ansehen. Diese Squatter bilden aber durch ihren oft kolossalen Reichtum die Aristokratie des Landes.

Wenn nun aber die politische und soziale Stellung der Deutschen in Australien teils infolge ihres geringeren materiellen Besitzes, teils aber auch als natürliche Konsequenz ihrer allzugroßen Teilnahmlosigkeit und mangelnden Regsamkeit keine

ſolche iſt, wie wir nach dem Beiſpiele der Vereinigten Staaten erhoffen dürften, ſo zieht doch, beſchäftigen wir uns mit den mehr geiſtigen Intereſſen des Landes, eine ſtattliche Reihe von Männern an uns vorüber, deren Namen auch in weiteren Kreiſen bekannt ſind. Da iſt zuerſt Ludwig Leichhardt, der kühne Forſcher, welcher nach ſeinem glänzenden Zuge von der Moretonbai zum Port Eſſington die große Reiſe antrat, auf der er bis zum Weſtufer des Kontinents vorzudringen hoffte. Er iſt ſeitdem verſchollen, wir wiſſen nicht, wo und wie er endete, obſchon uns in jüngſter Zeit Klarheit verſprochen wurde. Das Dunkel zu erhellen, das über dem tragiſchen Geſchick unſers berühmten Landsmannes laſtet, daran hat ein anderer, als Erforſcher wie als Pflanzengeograph Auſtraliens hochbedeutender Mann unermüdlich gearbeitet. Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne, durch ſeine Verdienſte zum Baron des Deutſchen Reichs und in den engliſchen Ritterſtand erhoben, verwaltet jetzt das botaniſche Muſeum der Univerſität zu Melbourne und hat die Reſultate ſeiner Reiſen in faſt allen Teilen Auſtraliens in einem großartigen botaniſchen Werke niedergelegt. Durch ihn wurde der prächtige botaniſche Garten zu Melbourne begründet, dem er viele Jahre vorſtand, wie auch in Adelaide durch unſern Landsmann Dr. Richard Schomburgk, den Begleiter ſeines Bruders Robert auf deſſen Reiſen in Guiana, der botaniſche Garten zu einem Inſtitut herangebildet wurde, auf deſſen Schönheit die Bewohner der Kolonie mit nicht geringem, wohlberechtigtem Stolze hinweiſen. Dieſe Männer wirken noch jetzt in dem Lande ihrer Adoption. Zurückgekehrt in ſeine Heimat iſt der wohlbekannte Profeſſor Neumayer, der hochgerühmte Organiſator des Melbourner Obſervatoriums, deſſen Beobachtungen noch heute für dortige Verhältniſſe maßgebend ſind. Jetzt leitet er mit nicht weniger Geſchick die kaiſerlich deutſche Seewarte zu Hamburg.

An dieſe Namen, welche auch weit über Auſtralien hinaus einen guten Klang haben, reihen wir einige andere an, auf welche der Deutſche gleichfalls mit Recht ſtolz ſein darf. Wir müſſen hier eines

Mücke und eines Baſedow gedenken, tüchtiger Schulmänner, welche leider vergeblich in Wort und Schrift für eine Reform der beſtehenden Mängel gekämpft haben, eines Krichauff, welchem die weiſe Maßregel der Anforſtung kahler Prärien und Erhaltung vorhandener Waldbeſtände zu danken iſt, eines Treuer, welcher neben der würdigen Vertretung deutſcher Intereſſen als Konſul des Reichs, auch als eifriger Förderer auſtraliſcher Forſchung wirkte, eines Guerard, des Direktors der Gemäldegallerie zu Melbourne, dem ſich dort noch einige andere deutſche Maler anſchließen. Es ſind dies nur einige der hervorragendſten Namen, es ließe ſich aber noch manch anderer nennen, deſſen Träger das Deutſchtum in Auſtralien zu Ehren gebracht hat. Denn nicht immer hat es ſolche Ehre genoſſen. In Anbetracht der Zerſplitterung des deutſchen Reiches, in Anbetracht auch des geringen Beſitzes und der durchſchnittlich niedrigen Bildung, mit welchen unſere Landsleute ausgerüſtet waren, als ſie das Land betraten, ſchätzte man den deutſchen Namen lange Zeit nicht gerade hoch. Zugleich ſtanden dem Deutſchen als Fremdem mancherlei Hinderniſſe der Geſetzgebung entgegen, wie z. B. in Victoria die Erſchwerung des Landerwerbs durch Nichtengländer, Hinderniſſe, die indes mit der Zeit hinweggeräumt worden ſind, ſodaß der Deutſche dem Engländer bürgerlich vollkommen gleichſteht, wenn er ein Jahr nach ſeiner Ankunft im Lande ſeine Aufnahme in den engliſchen Unterthanenverband erwirkt hat. Allerdings ſind in den meiſten Kolonien diejenigen, welche nicht als Unterthanen der Königin geboren wurden, von jeder miniſteriellen Stellung, in Victoria auch vom Oberhaus ausgeſchloſſen.

Wenn aber der engliſche Auſtralier den Deutſchen nicht allzu hoch achtete, ſo lag dies weniger an dem Auftreten des Deutſchen in Auſtralien, als an der geringen Meinung, welche man ſich ſeit langen Jahren in England über Deutſchland und deutſche Verhältniſſe gebildet hatte. Hauptſächlich war die unſelige Kleinſtaaterei und die daraus reſultierende politiſche Ohnmacht an dieſer Mißachtung ſchuld. Eine ganz andere Stellung aber nahm

das neuerstandene Reich ein, als es die bisher für unüberwindlich gehaltene Heeresmacht des gefürchteten Frankreich mit schnellen, wuchtigen Schlägen niederwarf und vernichtete. Das Wort German, bisher von englischen Lippen meist mit Geringschätzung, oft mit Verachtung ausgesprochen, hatte jetzt einen ganz andern Klang. Der deutsche Name stieg mächtig in der Achtung anderer Nationen und auch in Australien fühlte man diese Wirkung und bekannte sich stolz und freudig zu einer Angehörigkeit, die man früher zu oft verleugnet hatte. Wenn wir bedenken, daß damals noch keine telegraphische Verbindung zwischen Australien und Europa bestand, daß alle europäischen Nachrichten in vierwöchentlichen Zwischenräumen anlangten, so können wir die Spannung begreifen, mit welcher die Ankunft des Postdampfers erwartet wurde, und den Jubel, welcher regelmäßig seine überbrachten Nachrichten begrüßte. Natürlich ließen es unsere Landsleute an Friedens- und Freudenfesten nicht fehlen; aber unter allen den zahlreichen Beweisen patriotischer Begeisterung wurde namentlich das von den südaustralischen Deutschen zu Tanunda veranstaltete große Fest mit einer Reihe historischer und symbolischer Aufzüge in besonders glänzender Weise gefeiert.

Von seiten des Deutschen Reichs ist in jüngster Zeit nicht wenig gethan worden, um sein eigenes Ansehen und damit das seiner Angehörigen in Australien zu stützen und zu heben. Deutsche Kriegsschiffe verfehlen nicht, die schwarz-weiß-rote Flagge in den Häfen von Sydney, Melbourne und Adelaide zu zeigen. Die bisher durch Handelskonsuln in diesen Städten wie in Brisbane und Hobart ausgeübte Vertretung wurde durch Ernennung eines berufsmäßig durchgebildeten Generalkonsuls ergänzt und verbessert und deutschen Industriellen ist auf den Weltausstellungen zu Sydney und Melbourne die liberale und thatkräftige Unterstützung der Reichsregierung zu teil geworden. Das alles kann nicht verfehlen, das deutsche Bewußtsein unsrer Landsleute zu stärken und die Bande, welche sie an das alte Vaterland knüpfen, zu festigen. Dennoch wird da, wo es, wie in Victoria und Neu-

ſüdwales, an friſchen, größeren Nachſchüben fehlt, das deutſche Element in den Städten ſicher ſchon in der zweiten Generation aufhören zu exiſtieren, es wird ſich ſelbſt auf dem Lande nur unter beſonders günſtigen Verhältniſſen vor engliſchen Einflüſſen erhalten können. In Südauſtralien aber mag ſich durch die geſchloſſenen deutſchen Ortſchaften inmitten einer engliſch redenden Bevölkerung ein Zuſtand herausbilden, den ein neuerer Beobachter nicht unpaſſend mit der Stellung der keltiſchen Bewohner von Wales verglichen hat.

An die Zugehörigen des Reichs ſchließen ſich naturgemäß die Einwanderer aus dem ſtammverwandten Öſterreich. Freilich iſt ihre Zahl nur klein; 1871 zählte man ihrer in Victoria nur 269 und allein in Sydney und Melbourne ſind die Intereſſen des Kaiſerreichs durch Handelskonſuln vertreten. Aber auch Öſterreich hat bei den Ausſtellungen in den beiden vornehmſten auſtraliſchen Städten durch die Vorführung der Produkte deutſch-öſterreichiſcher Provinzen ſich wohlverdientes Lob errungen und ſo das Anſehen des deutſchen Stammes wacker zu mehren gewußt.

Gelbe und Braune.

Die erwerbsluſtige und überſtrömende Bevölkerung des himmliſchen Reiches hat ſtets aufmerkſam nach allen Gebieten geſpäht, welche ihr günſtigere Lebensbedingungen zu bieten vermöchten, als das übervölkerte Heimatsland ſie gewähren kann. Daher lenkte ſich der Strom chineſiſcher Auswanderung, welcher jetzt Amerika, Indien und den malayiſchen Archipel, Afrika und die ozeaniſche Inſelflur überflutet, ſehr ſchnell nach Auſtralien, ſobald dieſer bislang wenig verſprechende Erdteil die Mittel ſchnellen und reichen Erwerbs in Ausſicht ſtellte. Wie die Goldgruben Kaliforniens ſofort nach ihrer Entdeckung ganze Scharen von Chineſen über das Meer riefen — während des Gold-Excitements

von 1848 bis 1851 wanderten 10 000, im Jahre 1852 ſogar 20 026 dort ein —, ſo waren die Nachrichten von den erſten glücklichen Entdeckungen von Gold in Neuſüdwales und Victoria kaum über die Grenzen Auſtraliens hinausgedrungen, als auch ſchon Schiff auf Schiff große Trupps dieſer wenig begehrten Mitarbeiter in die Häfen von Sydney und Melbourne brachte.

Es waren dies meiſt Männer der allerniedrigſten Klaſſe, herbeigeführt durch ſpekulierende Landsleute, welche die Überfahrt bezahlten, denen faſt der ganze Ertrag der mühſamen Arbeit an den Diggings zufiel. Nur Chineſen war es möglich, nicht allein eine Exiſtenz mit dem Erworbenen zu friſten, auch noch Erſparniſſe zu machen, mit denen in der Heimat ein Geſchäft begonnen werden konnte. Mit der größten Genügſamkeit machten ſie ſich an Plätze, welche der Europäer verſchmähte oder verließ, ſie durchſuchten aufmerkſam die von jenen beiſeite geworfenen Schutthaufen, ſelten ohne Gold und zuweilen viel Gold zu finden. Aber der Chineſe verſtand ſich auch zu einer Zeit, wo alles die gewohnte Beſchäftigung verließ, um zu Picke und Schaufel zu greifen, ohne Zögern zu Arbeiten, welche der Europäer als ſeiner unwürdig betrachtete. Er ſorgte für die Verproviantierung, indem er, wie in der Heimat, Gemüſe zog oder den Koch und Bäcker ſpielte. Er war für den hohen gebotenen Lohn gern bereit, ſeine Geſchicklichkeit als Waſchmann zu zeigen; keine Beſchäftigung war ihm zu gering oder beſchwerlich, ſolange ſie nur Geld brachte. In ſeinem Fleiß, ſeiner Mäßigkeit und ſeiner Sparſamkeit war er ein Muſter für alle Digger.

Aber gerade dieſe letzte Eigenſchaft machte ihn ſowohl dieſem, als den zahlreichen Händlern, welche ſich auf Koſten des Leichtſinns und der Verſchwendungsſucht der Goldgräber bereicherten, in hohem Grade verhaßt. Von Worten ſchritt man ſehr bald zu Gewaltthätigkeiten und wenn eine neue Ladung Chineſen den Goldfeldern im Gänſemarſch zutrabte, ein jeder die mitgebrachte Habe an den Enden ſtarker Bambusſtäbe auf den Schultern balancierend, empfing man ſie mit Verwünſchungen und bewarf

ſie mit Kot. In brutaler Weiſe wurden ſie, waren ſie bei ihrem Goldgraben glücklich, oftmals von den Europäern behandelt; man verbrannte ihre Zelte, zerſtörte ihre Habe und beſchimpfte und entehrte ſie durch das Abſchneiden ihres Zopfes. Nicht wenige fielen den Ausbrüchen ſolcher Wut zum Opfer und mehr als einmal war die Requiſition von Militär nötig, um die Ruhe wiederherzuſtellen. Solche Scenen wiederholten ſich in Victoria wie in Neuſüdwales und Queensland.

Indes ließen ſich die Chineſen keineswegs abſchrecken. Wenn die chineſiſche Bevölkerung der Goldfelder in Victoria jetzt außerordentlich abgenommen hat, wenn man 1861 in dieſer Kolonie noch 24 732 Chineſen und 1881 nur 11 835 zählte, ſo iſt der Grund dafür in Abnahme der Ergiebigkeit der Alluvialgoldfelder zu ſuchen, an denen die Chineſen ja faſt ausſchließlich arbeiten. Sobald ſolche in Queensland eröffnet wurden, ſtrömten ſie alles Widerſtandes der Europäer ungeachtet dorthin und noch heute ſind die dort ſchnell entſtandenen Goldſtädte Cooktown und Palmer faſt ausſchließlich von Chineſen bewohnt. Der chineſiſche Dolmetſch Hodge ſchätzt die Zahl ſämtlicher in Auſtralien wohnenden Chineſen auf 40 400, wovon auf Queensland 14 500, auf Neuſüdwales 9500, auf Victoria 11 800, auf Südauſtralien d. h. das Nordterritorium 3800, auf Tasmanien 800 kommen ſollen.

Nicht alle von dieſen Leuten wollen Goldgräber ſein. Manche ſind als Gärtner, andere als Fiſcher beſchäftigt. Sie betreiben Handel, namentlich mit Opium, ſie halten Läden offen oder ziehen hauſierend im Lande umher, ſie verdienen ſich ihr Brot als Köche oder Fleiſcher, ſie eröffnen Spielhöllen in der Stadt oder hüten im fernen Buſch die Schafe des Squatters. Was ſie aber auch thun mögen und wie behutſam und vorſichtig ſie auch auftreten mögen, nichts ſchützt ſie vor dem Haß und der Verfolgung der Weißen.

Man macht dem Chineſen allerlei Vorwürfe, viele freilich wohl mit vollem Recht, allein der, welcher ſie erhebt, iſt in der Regel nicht um ein Haar beſſer. Die Frauen, die der Chineſe

kauft und verkauft, ſind nicht ſeines Stammes, es ſind Weiber britiſcher Nationalität, meiſt Irländerinnen, welche er von Engländern erhandelt, die dieſe von den Straßen Londons, Liverpools und Glasgows zuſammengeleſenen Subjekte zu den Goldfeldern Auſtraliens brachten. Der Chineſe iſt kein Trinker und darin unterſcheidet er ſich ſehr vorteilhaft von ſeinen weißen Verfolgern, von welchen wenige frei von dem Laſter des Trunkes ſein möchten. Freilich raucht er Opium, damit ſchadet er jedoch weniger der übrigen Geſellſchaft als ſich ſelber und ſeine Feinde möchten ihn dabei gewähren laſſen.

Der Kernpunkt aller vorgebrachten Einwendungen gipfelt von ſeiten der Kaufleute immer darin, daß der Chineſe keine oder faſt keine Waren verbraucht, während der europäiſche Arbeiter in ihm einen gefährlichen Konkurrenten ſieht, welcher die Löhne herunterzubringen geneigt iſt. Es iſt allerdings richtig, daß die Chineſen die meiſten ihrer Bedürfniſſe von der Heimat mitbringen oder dieſelben durch ihre ſchon anſäſſigen Landsleute von dort beziehen, wohin ſie mit ihrer Goldausbeute zurückkehren, während das von den Europäern gewonnene Gold in der Kolonie bleibt und deren fernere Entwickelung befördert. Eine ſolche Bevölkerung, welche wie ein unerſättlicher Blutegel an der Subſtanz des Landes zehrt — die abziehenden Horden werden ſtets durch neue Ankömmlinge erſetzt —, kann der Regierung keiner Kolonie erwünſcht ſein. Vergebens aber hat man den Influx durch eine Kopfſteuer, durch höhere Abgaben zu hindern geſucht. Queensland, welches nach Entdeckung ſeiner nördlichſten Goldfelder mit Chineſen nahezu überſchwemmt wurde, ahmte das Beiſpiel Victorias nach, welches ſich früher durch eine auf jeden ankommenden Chineſen geſetzte Steuer von zehn Schilling gegen dieſe, ſehr wenig gern geſehene Einwanderung zu ſchützen ſuchte. Es ging aber noch weiter und erhöhte die Konzeſſion zum Goldgraben, welche für andere zehn Schilling koſtete, für die Chineſen auf drei Pfd. Sterling und während der Weiße für eine Geſchäftskonzeſſion vier Pfd. Sterl. zahlte, hatte der Chineſe zehn Pfd. Sterl. zu

erlegen. Außerdem zwang man jeden Kapitän, welcher eine Ladung Chineſen nach Auſtralien herüberführte, für jeden derſelben eine Summe von zehn Pfd. Sterl. in der Regierungskaſſe zu deponieren, welche erſt nach drei Jahren zurückgezahlt wurde, falls die Regierung während dieſer Zeit nicht zur Unterſtützung der Betreffenden herangezogen worden war. Endlich hat man noch in allerneueſter Zeit eine Beſtimmung getroffen, welche Schiffseignern verbietet, mehr als einen Chineſen für je zehn Tonnen Ladungsfähigkeit ihrer Fahrzeuge nach Auſtralien einzuführen. Die Parlamentsbeſchlüſſe Queenslonds ſind allerdings von der britiſchen Regierung als den Geſetzen Englands, welche keine Unterſchiede zwiſchen den Angehörigen verſchiedener Nationen ziehen, widerſprechend und darum für ungültig erklärt worden; ſie beſtehen aber deſſenungeachtet ruhig fort und ſowohl Neuſüdwales als Victoria haben das gegebene Beiſpiel nachgeahmt. Indeſſen hat Südauſtralien in ſeine Beſitzung am Indiſchen Ozean, das Nordterritorium, mehrere Tauſend Chineſen auf öffentliche Koſten eingeführt, um dort die tropiſchen Kulturen, für welche ſich Klima und Boden vorzüglich eignen, ins Leben zu rufen. Allein bisher hat man von ihnen ſehr wenig Gebrauch gemacht und die meiſten ſind auf den Goldfeldern beſchäftigt. Es iſt aber ſicher, daß dort andere Kräfte als europäiſche verwandt werden müſſen, wenn man die Hilfsquellen des Landes in richtiger Weiſe entfalten will. Darum hat man ſich in neueſter Zeit nach Indien gewandt, um dort unter den ſtets bedürftigen und willigen Kulis geeignete Arbeitskräfte zu gewinnen. In Neuſüdwales und in Queensland, wo tropiſche Kulturen wirklich ſchon in nicht unbeträchtlichem und wachſendem Maße betrieben werden, hat man dieſe Notwendigkeit längſt eingeſehen, aber man iſt dennoch nicht geneigt, Chineſen zu beſchäftigen. Wenn man ſie aber dort zurückweiſt und andere Menſchenkräfte ins Land zieht, ſo iſt es vornehmlich die Geldfrage, welche die Entſcheidung giebt. Der Chineſe iſt zu teuer, er verlangt höheren Lohn und er will dieſen Lohn in barem

Gelde mit ſich nehmen, während der Kanake der Südſeeinſeln geringere Anſprüche ſtellt und ſeinen Verdienſt regelmäßig in ſolche Waren umſetzt, wie er ſie in ſeine Inſelheimat mit ſich zu nehmen geneigt iſt.

Neuſüdwales hat den Anbau von Zuckerrohr und Baumwolle ſchon früh verſucht und die gewonnenen Reſultate berechtigten zu großen Hoffnungen. Als K. von Scherzer in ſeinem Bericht über die Novarareiſe die den Koloniſten eröffneten Ausſichten als ſehr vielverſprechend darſtellte, waren ſeine Anführungen nur der Wiederhall von Erwartungen, denen ſpäter leider eine Enttäuſchung folgte. Wenn die gemachten Unternehmungen auch in den ſüdlichen Teilen der Kolonie an weniger günſtigen Verhältniſſen des Bodens und Klimas ſcheiterten, ſo hätte man doch in den nördlichen Gegenden, namentlich in dem Clarencediſtrikt, ein Gelingen erwarten ſollen. Die entſcheidende Rolle ſpielte hier die Arbeiterfrage. Dieſe iſt in Queensland dahin gelöſt worden, daß man den zu teuren, auch bei dieſer Kultur weniger leiſtungsfähigen, europäiſchen Arbeiter durch importierte Südſeeinſulaner erſetzte.

Die Inſeln der Südſee, welche ſich im weſtlichen Teile des Stillen Ozeans über ein ungeheures Areal verbreiten, ſind bevölkert von der melaneſiſchen Menſchenraſſe, an die ſich weiter öſtlich die braunen Polyneſier anſchließen. Beide werden periodiſch und nicht gar ſelten durch Nahrungsmangel heimgeſucht, wenn die Kokospalme, auf den Lagunenriffen oft die einzige Nahrungspflanze, in Jahren von Miswachs ihre Früchte verſagt. Sonſt gern dem holden Nichtsthun ergeben, bequemt ſich durch Not gezwungen der Südſeeinſulaner dann zur wenig geliebten Arbeit.

In ſolcher Notlage hörte man gern auf die Schilderungen der Schiffer, welche des Tauſchhandels wegen auf den Gewäſſern dieſer Inſelgruppen verkehrten: von reichlicher Nahrung, leichter Arbeit und gutem Lohn, genug um den glücklichen Erwerbern die Mittel zum Ankauf aller der Herrlichkeiten in die Hand zu geben, mit denen die europäiſchen Händler ihre Begierde weckten.

Man führte bald einige Trupps dieſer ſchwarzen oder braunen Menſchen auf die Zuckerfelder Queenslands und man fühlte ſich durch ihre Leiſtungen ſehr befriedigt. Wer ſolche Arbeiter erlangt hatte, wünſchte ihrer mehrere zu haben, wer ſie noch nicht beſaß, war begierig, den Verſuch zu machen. In kurzer Zeit waren einige Tauſende von Melaneſiern und Polyneſiern in die Kolonie geführt worden. Leider nicht immer in zu rechtfertigender Weiſe.

Wollte der gewünſchte Arbeiter nicht willig kommen, ſo wurde nicht ſelten Gewalt gebraucht. Durch die Vorzeigung von allerlei Tand auf das Schiff gelockt, ſah er ſich plötzlich zum Gefangenen gemacht und ſeiner Inſelheimat entführt. Ein ſolches Kidnapping lief allerdings den engliſchen Geſetzen ſtracks zuwider, aber wie ſollte ſich der arme, der Sprache des Landes unkundige Wilde beklagen und welche Gerechtigkeit konnte ihm ſpäter zu teil werden, wenn er ſeinen Beſchwerden Ausdruck zu geben vermochte, da die Angeklagten zugleich als Richter entſchieden? So wurde dieſer moderne Sklavenhandel immer rückſichtsloſer und ſchwunghafter betrieben.

Es darf nicht verwundern, wenn dadurch in den Inſulanern eine tiefe Erbitterung gegen den weißen Mann genährt wurde. Zu der natürlichen Feindſeligkeit des Melaneſiers gegen alles Fremde, zu ſeiner Wildheit, am ſchärfſten ausgeſprochen in ſeiner Neigung zur Anthropophagie, trat nun noch das Rachegefühl, welches er gegen den empfand, der ihn des teuerſten aller Güter, der Freiheit, beraubte und ihn mitten aus ſeinem Volke, ſeiner Familie losriß, um ihn zur verhaßten Arbeit im fremden Lande Jahre lang zu zwingen.

Die Südſeeinſulaner übten ſehr bald Repreſſalien. Gelang es ihnen, eine Bootsmannſchaft durch geheuchelte Freundſchaftsbezeigungen auf ihre Inſeln zu locken, ſo machten ſie dieſelbe zuweilen zu Gefangenen und Sklaven, wie man es mit ihren Landsleuten gethan, in der Regel aber wurde der Weiße getötet und verſpeiſt. So wurde Rachegefühl und Genußſucht zu gleicher Zeit befriedigt. Daß der Unſchuldige mit dem Schuldigen leiden

mußte, wen darf das wunder nehmen? Commodore Goodenough der Befehlshaber der auſtraliſchen Flotte, machte es ſich zur Aufgabe, die Eingebornen gegen die Übergriffe ſeiner Landsleute zu ſchützen, aber die Bewohner der Santacruzinſeln wußten nur, daß gerade ſolche Schiffe, wie er eins kommandierte, ihre Dörfer und Pflanzungen durch Kanonen und Soldaten zerſtört hatten, und in einem gerechtfertigten, nach ihren Anſchauungen gebotenen Racheakt wurde der das Beſte wollende Mann erſchlagen. Biſchof Patteſon, welchen man den Bonifacius der Südſee zu nennen beliebte, hatte dem Unweſen des Preſſens der Arbeiter zu ſteuern geſucht, ſeine humanen Beſtrebungen waren auf vielen Inſeln wohlbekannt, und doch wurde er auf denſelben Santacruzinſeln ermordet, weil die Eingebornen von Nukapu Blutrache nehmen wollten für die Unbilden, die ſie kurz zuvor von den auſtraliſchen Sklavenſchiffen erfahren hatten.

Es iſt richtig, daß die engliſche Regierung, ſehr bald auf dieſe Übelſtände aufmerkſam gemacht, die Kolonialregierung aufforderte, Abhilfe zu ſchaffen. Die Förderer der Ausbreitung chriſtlicher Religion in jenen Gewäſſern ſahen ihre Beſtrebungen aufs äußerſte gefährdet und die von ihnen in ihrem Verſammlungsort, Exeter Hall, gefaßten Beſchlüſſe legten lauten Proteſt ein gegen eine Politik, welche den Sklavenhandel in fremden Ländern mit viel Aufwand von Geld und Menſchenleben unterdrückt habe und noch zu verhindern ſtrebe, dabei aber im eigenen Hauſe nicht Ordnung halte.

Der britiſche Miniſter für die Kolonien richtete daher an die Regierung von Queensland ein Schreiben, worin er den Erlaß von genau gefaßten Geſetzen über Anwerbung, Bezahlung und Beköſtigung polyneſiſcher Arbeiter ſowie über die Zeitdauer des zu ſchließenden Kontraktes und die Zurückführung der Inſulaner in ihre Heimat als dringendes Bedürfnis hinſtellte. Eine ſolche Mahnung erregte den höchſten Unwillen der Koloniſten, nicht weil man die geforderte Geſetzgebung für unnötig oder ſchädlich hielt, weil man vielmehr in dem Rate des britiſchen

Miniſters einen indirekten, kränkenden Vorwurf erblickte. Dieſen Vorwurf als völlig unverdient zurückzuweiſen, bemühten ſich Parlament und Preſſe mit vielem Aufwand von Beredſamkeit und das Kolonialminiſterium lud England ein, ſich durch eine Kommiſſion von der völlig befriedigenden Lage der in Queensland beſchäftigten polyneſiſchen Arbeiter zu überzeugen. Der Vorſchlag blieb in London unbeachtet; das Parlament von Queensland aber beeilte ſich, durch ein umfaſſendes und die kleinſten Details berührendes Geſetz den Polyneſier ſowohl bei ſeinem Verlaſſen der Heimat als während ſeines Aufenthalts auf den auſtraliſchen Plantagen zu ſchützen. Die Höhe des zu zahlenden Lohnes, die Art der Verpflegung, Kleidung und Wohnung, die Rückbeförderung auf die betreffende Inſel, alles dies und noch mehr wurde geſetzlich genau beſtimmt. Um das Wegſchleppen der Eingebornen gegen ihren Willen unmöglich zu machen, wurde jedem, Arbeiter werbenden Schiffe ein von der Regierung beſtellter Beamter beigegeben.

Man hätte glauben ſollen, daß nun alle Gründe zur Erhebung von Klage verſchwinden müßten. Selbſt die auſtraliſche Preſſe, welche die Intereſſen des unmündigen Polyneſiers ſehr warm vertrat, meinte, daß Übertretungen der gegebenen Vorſchriften höchſtens auf entlegenen Stationen im Binnenlande denkbar ſeien, deren große Entfernung ſie aus dem Geſichtskreiſe des Geſetzes entrücke. Man freute ſich über dieſen Zuſtand, welcher Angriffe unmöglich machte, und man war ſtolz auf ihn.

Allein dieſe Illuſionen ſind in allerneueſter Zeit mit rauher Hand durch nackte Thatſachen zerſtört worden. Eine Sterblichkeit, welche unter den polyneſiſchen Arbeitern des nördlich von Brisbane gelegenen Maryboroughdiſtriktes innerhalb des jüngſtverfloſſenen Quinquenniums nicht weniger als 10 Prozent betrug, und dies unter einer, im beſten Mannesalter ſtehenden Bevölkerung, war im höchſten Grade überraſchend. Dabei iſt das Klima jenes, in der Nähe des Meeres belegenen Diſtriktes durchaus geſund, namentlich für polyneſiſche Naturen vortrefflich

geeignet, und die Kolonie war zur Zeit gänzlich frei von epidemiſchen Krankheiten, die Mortalitätsziffer bei der weißen Bevölkerung eine ſehr niedrige. Welche Umſtände waren es denn, durch deren verderbliche Wirkungen der Tod, während er den weniger acclimatiſierten Briten verſchonte, ſo zahlreiche Opfer unter den faſt unter gleichen Breitegraden aufgewachſenen Südſeeinſulanern forderte?

Eine Enquête, welche die Regierung von Queensland vor kurzem anſtellte, legte die Urſachen ſchnell dar und lieferte den dortigen Geſetzgebern den ſchlagenden Beweis, daß ihre Thätigkeit keineswegs genügt hatte, den Inſulaner gegen die Übergriffe des weißen Pflanzers zu ſchützen. Überraſchend konnten aber die zu Tage geförderten Reſultate für viele der Legislatoren keineswegs ſein, da ſie ja ſelber ſeit Jahren Inhaber von Beſitzungen waren, auf welchen polyneſiſche Arbeiter Verwendung fanden. Die Unregelmäßigkeiten bei der Anwerbung der Arbeiter ſind vielleicht verſchwunden, auch ſind wohl die ſtipulierte Kleidung, Nahrung und Wohnung ſowie der ausbedungene Lohn verabfolgt worden. Das Quantum war beſtimmt und es iſt, wie es ſcheint, faſt überall eingehalten worden, für die Qualität war aber ein weiter Spielraum gelaſſen und gerade hier wurden die ernſteſten Klagen erhoben. Bei oft faſt ungenießbarer, ungenügender Nahrung ſtellte man Anforderungen, welchen dieſe nicht an ſtetige Arbeit gewöhnten Leute ſelbſt bei der beſten Verpflegung kaum gewachſen ſein konnten.

Das Geſetz fordert, daß die anzuwerbenden Arbeiter das ſechzehnte Lebensalter mindeſtens erreicht haben, aber die Zahl derer, welche die Regierungskommiſſare auf weit niedrigeren Lebensſtufen fanden, war keine kleine. Eine mehr als zwölfſtündige Arbeitszeit war für ſolche Knaben zu lang und ſie wurde im Verein mit der mangelhaften Beköſtigung geradezu verhängnisvoll. Glücklicherweiſe hat die Legislative, angeſpornt durch die ſehr achtungswerte queensländer Preſſe, die nötigen Schritte gethan, um dieſer ſchmählichen Sklavenwirtſchaft ein Ende zu machen und die poly-

neſiſchen Arbeiter in wirkungsvollerer Weiſe als zuvor gegen ihre gewiſſenloſen Herren zu ſchützen, denen ihr Tod, trat er nur nicht zu früh ein vor abgelaufener dreijähriger Dienſtzeit, gar ſo unerwünſcht nicht kommen konnte, da er ihnen die Koſten der Rückfahrt, wohl auch die Auszahlung des zu Buch ſtehenden Lohnes erſparte. Der Erlaß wirkſamer Schutzgeſetze liegt im eigenſten Intereſſe der kurzſichtigen Pflanzer wie der ganzen Kolonie. Denn ohne Zweifel würde England, wollte man nicht Abhilfe ſchaffen, den ferneren Anwerbungen durch ſelbſtgetroffene Maßnahmen die größten Schwierigkeiten bereiten. Und eine Erſetzung der polyneſiſchen Arbeiter durch oſtindiſche oder chineſiſche Kulis müßte den finanziellen Gewinn der kaum erſtarkten Kulturen ſehr erheblich ſchmälern. Mit ſo niedrigen Lohnſätzen und ſo beſcheidener Verpflegung, wie ſie die Polyneſier empfangen, dürfte ſich kein Kuli befriedigt finden. Jetzt berechnet man die Geſamtkoſten, welche der Pflanzer während der kontraktmäßigen drei Jahre für Herbeiholen, Verpflegung, Kleidung, Lohn, Rückfahrt ꝛc. zu tragen hat, auf durchſchnittlich 1500 Mark, wovon 360 Mark auf Erſparniſſe des Arbeiters entfallen. Dieſe Erſparniſſe nimmt der Polyneſier aber nicht in barem Gelde in ſeine Heimat, er kauft ſich dafür vielmehr allerlei Gegenſtände: Werkzeuge, Baumwollſtoffe, Schmuckſachen ꝛc., mit denen er zum Teil die alten Bekannten in der Heimat zu erfreuen gedenkt. Der entſtehende Handelsvorteil, welcher ſo, wenn nicht dem Pflanzer ſelbſt, doch der Kolonie erwächſt, fällt bei dem Kuli fort, deſſen Beſtreben dahin gerichtet iſt, ſoviel Kapital wie möglich mit ſich zu nehmen. Es iſt daher in mehr als einer Hinſicht erwünſcht, daß der Polyneſier fortfahre, die Plantagen Queenslands zu bebauen.

Leider macht man ihm den Aufenthalt auch in anderer Beziehung nicht ſo angenehm, wie es beiſpielsweiſe die deutſchen Pflanzer auf Samoa thun, welche ihre Arbeiter mit Kind und Kegel auf die Pflanzungen führen. Gern verweilen ſolche Leute dann auch länger. In Queensland gab es 1880 unter 5109 Polyneſiern nur 171 weiblichen Geſchlechts, darunter eine Anzahl Kinder.

Muß man ſich da nicht wundern über den Ruf der Entrüſtung, welcher ſich ſofort in der auſtraliſchen Preſſe erhebt, wenn der Südſeeinſulaner ſich zur Befriedigung ſeiner ungezähmten Leidenſchaften zu Exceſſen hinreißen läßt, welche ihre zahlreichen Parallelen doch auch unter der weißen Bevölkerung haben? Sollte man nicht vielmehr erwarten, daß ſolche Ausſchreitungen weit häufiger wären?

Seine Vergehen werden kaum weniger ſtark zu Verbrechen aufgebauſcht, als die des noch beſſer gehaßten Chineſen. Der auſtraliſche Arbeiter erblickt in jedem, um geringeren Lohn Arbeitenden einen gefährlichen, mit allen Mitteln zu bekämpfenden Konkurrenten. Und er iſt im Beſitz ſehr weſentlicher Mittel. Eine zahlreiche, gutbezahlte Klaſſe der Bevölkerung, welche das Gewonnene gern in allerlei Genüſſe umſetzt, darf ſich der Unterſtützung der vielen Händler ſicher fühlen. Ihre Intereſſen findet ſie daher ausgiebig im koloniellen Parlamente vertreten.

Wenn nun doch der Polyneſier nicht dem weißen Manne weichen mußte, ſo liegt der Grund eben darin, daß ohne die Arbeit des erſteren die von ihm gepflegten Kulturen in Queensland keine Exiſtenz haben könnten; die Kolonie würde eine ſehr wichtige und immer reichlicher fließende Hilfsquelle verſiegen ſehen. Und darauf ſtützt ſich die Exiſtenz des Polyneſiers inmitten einer europäiſchen Arbeiterklaſſe, welche ihn ſcheelſüchtig betrachtet, ohne ihn erſetzen zu können.

Die evangeliſche Miſſion hat ihre Thätigkeit beiden, den Chineſen ſowohl als den Südſeeinſulanern zugewandt. Als die Chineſen in hellen Haufen nach Victoria ſtrömten, faßte Dr. Legge in Hongkong den Gedanken, zwei chineſiſche Evangeliſten, Hua-lau und Tſchua-luck, die zehn Jahre lang unter ſeiner Leitung geſtanden hatten, nach Melbourne zu entſenden. Dort bildete ſich ſofort aus Geiſtlichen faſt aller chriſtlichen Religionsgemeinſchaften ein chineſiſches Miſſionskomitee, welches den früher in Amoy ſtationierten Miſſionar Young zur Mitwirkung einlud und 2000 chineſiſche Neue Teſtamente zur Verfügung ſtellte.

Chineſiſche Miſſionare wurden in Caſtlemaine und Sandhurſt, den Centren der Golddiſtrikte, wo ſich Chineſen hauptſächlich anſammelten, ſowie im Chineſenviertel zu Melbourne angeſtellt und eigene Kirchen und Kapellen konnten bei der wachſenden Zahl der Bekehrten erbaut werden. In Queensland traf der uns ſchon aus der Miſſion unter den Ureinwohnern Südauſtraliens bekannte Biſchof Hale 1878 Schritte zur Eröffnung einer Miſſion. Ein in Melbourne als Katechet ausgebildeter Chineſe Ah Chi wurde 1879 nach Brisbane berufen, wo er wenigſtens einige Hörer um ſich verſammelte. Sehr empfindlich ſind indes dieſe Beſtrebungen geſtört worden durch die in allen auſtraliſchen Kolonien entſtandene Bewegung gegen die Chineſen, welche ſeitens der weißen Bevölkerung zuweilen in empörender Weiſe behandelt wurden.

Von den nach Queensland von ihren Inſeln herübergebrachten Melaneſiern und Polyneſiern hatten einige jedenfalls ſchon in ihrer Heimat in Verkehr mit den Miſſionaren ihrer Gruppen geſtanden. Daraus bildete ſich dann in Maryborough und Umgegend eine kleine anglikaniſche Gemeinde, der ſich bald andere anſchloſſen, ſodaß die Anzahl der dort lebenden polyneſiſchen Chriſten 1880 ſchon eine recht anſehnliche war. Auch in der Diöceſe Nordqueensland, deren Biſchof ſeinen Sitz in Bowen hat, ſcheint man ſich mit der Chriſtianiſierung der Polyneſier ſowohl als der Chineſen zu beſchäftigen.

Farmer und Pflanzer.

Die große Gleichförmigkeit, welche die Pflanzenwelt Auſtraliens charakteriſiert, ſodaß wir denſelben Vegetationsformen, welche wir im Süden antreffen, auch im höchſten Norden begegnen, ließe darauf ſchließen, daß auch für außerauſtraliſche Gewächſe ziemlich gleichmäßige Bedingungen vorliegen. Allein die Ausdehnung

des Kontinentes von Norden nach Süden ist doch eine zu große, um andern als so genügsamen Pflanzentypen, wie die australischen es sind, überall eine Heimat zu bieten. Bei der Frage über die Zulässigkeit fremder Kulturen entscheidet nicht allein die Höhe der Temperatur, mehr noch die der flüssigen Niederschläge und ihre Regelmäßigkeit. Die große Unsicherheit des Regenfalles und seine ungleichmäßige Verteilung werden den Ackerbau für viele Gegenden wahrscheinlich für immer verbieten, denn selbst wenn in nicht absehbarer Zeit eine Kultur nötig werden sollte, wie sie Chinas dichtgedrängte Bevölkerung betreibt, so wird doch vermutlich auch die Erde aus ihren Tiefen nicht überall genügendes oder doch nicht immer geeignetes Wasser zur Befruchtung der Äcker herzugeben vermögen. Große Strecken Landes dürften daher kaum je, wenn überhaupt, für etwas andres als Viehzucht nutzbar sein, während weite Striche, sandig, steinig, oder salzig wohl nie ihren jetzigen Wüstencharakter verlieren werden. Aber selbst nach allen solchen Abzügen verbleiben große ausgedehnte Strecken, welche teils die Erzeugnisse gemäßigter Zonen, teils die zahlreichen Produkte der Tropen zu erzeugen vermögen, und erst in den letzten Jahren ist ein solches fruchtbares Areal erschlossen worden und zwar in einer Richtung, in der man nur dürre, wasserlose Wüsten vorhergesagt hatte.

Australiens Bodenreichtum ist bisher noch wenig ausgenutzt worden. Und dennoch begann der Pflug schon mit der Gründung der ersten Kolonie seine Thätigkeit und freigebig gewährte die Regierung einem jeden, welcher das Land bebauen wollte, den unentgeltlichen Besitz desselben, ja sie förderte die Versuche des Ackersmanns in ausgedehntester Weise durch Bewilligung von Haus und Hof, von Vorräten und Werkzeugen, selbst durch die kostenlose Arbeit des überlassenen Sträflings. Wenn trotzdem der Ackerbau in Neusüdwales niemals einen besonderen Aufschwung nahm, so darf die sterile Umgebung von Port Jackson dafür keineswegs als Entschuldigung gelten, denn früh schon entdeckte man die überaus fruchtbaren Uferlandschaften des Hunter und

Hawkesbury und die für den Anbau von Körnerfrüchten vortrefflich geeigneten Thalgründe in den Einsenkungen des großen Berglandes sowie die welligen Ebenen an seiner westlichen Abdachung, jetzt der Hauptsitz des Landbaus der Kolonie. Es wurde vielmehr sehr bald die vorwiegende Richtung der Beschäftigung der Kolonisten eine andere. Die Viehzucht, welche nach kurzer Zeit des Bestehens der Ansiedelung, als alle andern Erwerbszweige beherrschend in den Vordergrund trat, ist es auch bis heute geblieben, obschon für einige Jahre die Goldgräberei ihr die nötigen Kräfte zu entziehen drohte. In der Nachbarkolonie Victoria trat diese Eventualität wirklich ein und lange Zeit wurde der fruchtbare Boden nur wegen seiner darin liegenden Metallschätze beachtet oder er diente den schon im Anbeginn von Tasmanien herübergezogenen Herdenbesitzern als freilich vorzügliche Weide. Erst mit dem Nachlassen der Ergiebigkeit der leicht auszubeutenden Oberflächengoldfelder hat sich die Bevölkerung, nicht am wenigsten durch einen starken Zuzug deutscher Familien aus dem benachbarten Südaustralien, dem Ackerbau zugewandt, aber nun auch mit einer solchen Energie und mit so großem Erfolg, daß Victoria, statt, wie noch vor wenigen Jahren, für seinen Brotbedarf von andern abhängig zu sein, jetzt schon mit namhaften Exporten nicht nur in den zufuhrbedürftigen australischen Kolonien auftritt, sondern auch auf dem englischen Markte als ein nicht ganz verächtlicher Lieferant erscheint. Victoria ist damit ein nicht gering zu schätzender Konkurrent von Südaustralien geworden, das für lange Zeit ein Monopol im Getreidebau und Getreidehandel zu haben schien. Gleich von vornherein gegründet, um kleinen bäuerlichen Grundbesitzern eine Existenz zu verschaffen, eine Ackerbaukolonie in erster Linie im Gegensatz zu den Weidekolonien des Ostens, hat Südaustralien ungeachtet seiner keineswegs günstigen Kulturbedingungen, im Getreidebau, namentlich in der Produktion eines vorzüglichen, mehlreichen Weizens stets die erste Stellung unter allen australischen Kolonien behauptet, und wenn heute australischer Weizen sich durch seine Güte in Europa einen Markt erobert hat, so ist

dies Resultat fast ausschließlich den Verschiffungen zu danken, welche von dieser Kolonie entsandt wurden. Westaustraliens Landbau hat stets mit der Ungunst zu kämpfen gehabt, welche die inselartige Zerstreutheit des anbauwürdigen Bodens über weite nutzlose Flächen naturgemäß im Gefolge hatte. So ist es denn gekommen, daß diese schon so früh gegründete und mit so vielen Privilegien ausgestattete Kolonie geraume Zeit sich selbst nicht zu erhalten vermochte, vielmehr zu der Nachbarkolonie ihre Zuflucht nehmen mußte, die dem Australkontinent stets als die eigentliche Kornkammer gegolten hat. Und doch ist gerade Südaustraliens Boden keineswegs durch große Ergiebigkeit ausgezeichnet, vielmehr sind die Ernten in keiner der übrigen australischen Kolonien geringer als gerade hier. Im Durchschnitt der letztverflossenen zehn Jahre war der Weizenertrag pro Acre (0,4 Hektar) in Südaustralien nur 8,64 Bushel (zu 36 Liter), in Westaustralien 11,57, in Queensland 12,09, in Victoria 12,99 und in Neusüdwales 14,33 Bushel. Aber dabei sind pro Kopf der Bevölkerung unter Kultur in Südaustralien 7,01 Acres, in Westaustralien dagegen, das zunächst im Range steht, nur 1,80 Acres, in Victoria 1,46, in Neusüdwales 0,81 und in Queensland gar nur 0,46 Acre. In diesen beiden letzten Kolonien dominiert die Maiskultur, deren jährlicher Ertrag von sechs Millionen Bushel oder 2,2 Millionen Hektoliter fast ausschließlich auf sie entfällt, in Südaustralien und Victoria baut man aber vorzugsweise Weizen, welcher in der ersten der beiden genannten Kolonien zwei Drittel, in der zweiten über die Hälfte des gesammten bestellten Areals beansprucht. Auf dem ganzen Kontinent standen aber Anfang 1881 erst 5 459 687 Acres unter Kultur, also nur soviel wie in der preußischen Provinz Schlesien oder in Bayern rechts des Rheines, wovon nahe an drei Fünftel mit Weizen besäet waren.

Diese Vorliebe für den Weizenbau hat ihren Grund allein in der größeren Marktfähigkeit des Artikels. Für andere Bodenprodukte ein lohnendes Absatzgebiet zu finden, würde weit

ſchwieriger ſein. Und auch jetzt ſchon iſt es nicht immer ganz leicht für Auſtralien, ſeinen Weizen und ſein Mehl vorteilhaft anzubringen. Allerdings hat es das Glück, daß ſeine Ernten gerade in unſern Winter fallen, Ende December und Januar, und die Verſchiffungen alſo auf den Londoner Markt kommen, wenn die aus den Vereinigten Staaten, Rußland u. a. erhaltenen Vorräte zur Neige gehen; ſind aber die Ernten in Europa und in Amerika gut geweſen, ſo fällt es Auſtralien ſehr ſchwer, mit jenen Gebieten zu konkurrieren. Man hat daher in Auſtralien ſelbſt ſchon oftmals daran gedacht, ſich andern Kulturen zuzuwenden, zumal der Körnerbau zuweilen ſehr empfindlich von den ihm ſtets drohenden Gefahren zu leiden hat. Der Landmann hat in Auſtralien nicht wenige Widerſacher.

Zuerſt waren ihm die einheimiſchen Vögel, namentlich die Papageien, außerordentlich läſtig. Sie wurden daher ausgerottet und jetzt ſind ſie in der Nähe von Farmen ſelten genug zu finden. Dann fand man aber nach kurzer Zeit heraus, daß die Natur dieſe Vögel in die Landſchaft geſetzt habe, um Ordnung in derſelben zu halten und die Pflanzenwelt vor ihren gefährlichen Feinden, den Inſekten und Würmern, zu ſchützen. Nun führte man die Sperlinge ein. Allein dieſe vermehrten ſich in ſolcher Weiſe, daß ſie dem Landmann bald mehr ſchadeten als nützten und endlich zu einer wirklichen Gefahr wurden. Nun hat man zu ihrer Vertilgung ſchreiten müſſen und zwar zahlt die Regierung einiger Kolonien Prämien für jeden eingelieferten Sperlingskopf. Welche Verwüſtungen die Kaninchen anrichten, wie ſie faktiſch manchem Ackerbauer die Exiſtenz völlig unmöglich machten, bis Regierungen und Privatperſonen anfingen, ihre Ausrottung zu beſchließen und koloſſale Summen dafür aufwandten, haben wir an anderm Orte erwähnt. Und dieſe Gefahr iſt keineswegs beſeitigt, höchſtens iſt ſie wohl in ihrem weiteren Anwachſen gehemmt worden. Dann haben ſich Getreidekrankheiten eingeſtellt, welche zuweilen den Ertrag ganzer Felder vernichteten oder doch die Frucht ſo ſchädigten, daß ſie enorm im Werte verlor. Aber

aller dieſer Gefahren könnte man doch wohl ſchließlich Herr werden. Die ſchädlichen Tiere werden bei ſyſtematiſcher und unausgeſetzter Bekriegung wohl endlich dem Menſchen weichen müſſen und gegen die Getreidekrankheiten vermag man ſich durch zweckentſprechende Auswahl und Behandlung des Saatkorns zu ſchützen. Allein es giebt Gefahren, die faſt regelmäßig in jedem Jahre wiederkehren, und welche die menſchliche Macht nicht zu bannen vermag.

Da ſind in erſter Linie die heißen Winde. Sie erſcheinen gewöhnlich ſchon früh im Jahre, ſo früh, daß ſie auf die Körnerbildung, welche dann gerade vor ſich geht, die verderblichſte Wirkung haben können. Und in der That ſchrumpft unter dem glühenden Hauch dieſer auſtraliſchen Scirroccos das weiche Korn in der Ähre ſo ſchnell und ſo ſtark zuſammen, daß damit alle Hoffnungen des Landmannes auf eine erträgliche Ernte völlig zerſtört werden. Eine andere Gefahr ſind die ſich jährlich einſtellenden Heuſchrecken, welche die Ähren von den Halmen beißen, um ſie dann am Boden zu verzehren. Hagelſchlag und zwar von einer ganz außerordentlichen Heftigkeit iſt auch nicht ſelten. Rechnen wir nun noch die am Oſtrande die Uferlandſchaften verheerenden Überſchwemmungen und den Regenmangel an der Südküſte hinzu, ſo werden wir geſtehen müſſen, daß des auſtraliſchen Farmers Beruf kein dornenloſer iſt. Freilich iſt der Landmann nicht von aller Schuld an manchem Mißerfolge freizuſprechen. Wenn er darauf beſteht, aus der meiſt doch nur dünnen Ackerkrume Ernte um Ernte zu ziehen, ohne darauf bedacht zu ſein, dem Boden wiederzugeben, was er ihm nahm, ſo darf er ſich über den ſtetigen Rückgang der Erträge nicht wundern. Allerdings iſt noch viel Land vorhanden, auf welchem er ſeinen Pflug einſetzen kann; noch vermag er ſeinen ausgeraubten Acker an den Viehzüchter zu verkaufen; der Erlös wird ihm zu einer größeren Farm mit jungfräulichem Boden verhelfen. Es geht hier wie in Amerika. Das Land wird beſtellt, bis ſich die Erträge zu niedrig ſtellen, um den Anforderungen zu genügen; dann zieht man weiter, tiefer ins Innere, um das

Spiel von neuem zu beginnen. Aber schon jetzt sieht man ein, daß in Australien dies Verfahren sich ebensowohl rächt wie anderwärts und daß es in den südlichen Gegenden wenigstens weit eher seinen Abschluß finden wird als in den Vereinigten Staaten.

Körnerbau ist bisher die einzige nennenswerte Leistung des Landmannes. Für Südaustralien und Victoria kommt allerdings noch der Anbau von Kartoffeln in Betracht, welche namentlich in der letztgenannten Kolonie vorzüglich gedeihen. Und für das trockne, wiesenlose Südaustralien ist die Produktion eines eigentümlichen Heus zu erwähnen, welches man aus dem grün gemähten Weizen und Hafer gewinnt. Allein wir würden in einem Lande, dessen großes Drittel innerhalb des südlichen Wendekreises liegt, also unter denselben Breitegraden wie Rio de Janeiro und Bahia, Kulturen erwarten, wie sie tropischen Gegenden eigen sind. Und ein Anfang ist in dieser Richtung auch wirklich gemacht worden. Zucker und Baumwolle werden im östlichen Australien schon seit geraumer Zeit gepflanzt. Aber im nördlichen Neusüdwales an den Ufern des Clarenceflusses und in Queensland, wo ihm das Klima schon günstiger ist, macht der Zuckerrohrbau doch nur sehr langsame Fortschritte. Indessen bildet er in letzterem jetzt die Hauptkultur, gegen die alle andern zurücktreten. Die Baumwolle von Queensland wurde früher wegen ihrer Feinheit gerühmt, allein das Areal, welches man für diese Pflanze bestimmt, ist ein sehr kleines, in Neusüdwales, wo man sich früher lebhaft für den Baumwollbau interessierte, ist man schon seit Jahren gänzlich davon zurückgekommen. Bedeutender und auch weit allgemeiner wird Tabak gepflanzt, allein die Blätter, welche man im Norden wie im Süden gewinnt, vermögen sich mit den Erzeugnissen anderer tabakbauender Länder durchaus nicht zu messen. Wir finden Tabakpflanzungen in Queensland, Neusüdwales und Victoria, der Anbau ist aber nur in der letzten Kolonie von Belang und selbst dort verwendet man einen großen Teil des einheimischen Produkts zur Schafwäsche, während Rauchtabak,

ſei es in rohem Zuſtande, ſei es als Fabrikat, in zunehmenden Mengen eingeführt wird. Was man ſonſt für Verſuche mit allerlei andern Kulturen gemacht hat, wie Kaffee, Reis, Arrowroot ꝛc., berechtigt allerdings zu den beſten Hoffnungen, es dürfte aber geraume Zeit vergehen, ehe man ſich mit ihnen ernſtlich beſchäftigt. Der engliſche Arbeiter, welcher in die auſtraliſchen Kolonien verſetzt wird, iſt höchſtens einigermaßen mit den Manipulationen ſeiner heimiſchen Ackerwirtſchaft vertraut und iſt in der Regel zu einſeitig beſchränkt, um Ratſchläge anzunehmen, wie ſie ihm beiſpielsweiſe der hochverdiente Direktor des botaniſchen Gartens zu Adelaide, Dr. Schomburgk, zu wiederholten Malen gegeben hat, indem er die Subſtituierung einiger, durch ihn ſelbſt als rentabel erprobten Kulturen für den das Land erſchöpfenden Getreidebau anempfahl. In der nördlichſten, heißeſten und feuchteſten Gegend Nordauſtraliens wird der Anbau tropiſcher Gewächſe — und ein ſolcher wird dort doch nur möglich ſein — ſich ſicherlich nicht ohne die Heranziehung von chineſiſchen oder oſtindiſchen Kulis oder von Polyneſiern lohnen. Die letzteren ſind auf den Zuckerplantagen von Queensland bereits beſchäftigt, nicht ohne einen ſtehenden Proteſt der weißen Arbeiterbevölkerung hervorgerufen zu haben. Die Chineſen will man aber durchaus nicht. Südauſtralien freilich hat ſich den anderswo getroffenen Maßnahmen nicht angeſchloſſen und einige Tauſend chineſiſche Arbeiter in ſein Nordterritorium eingeführt, um den Beſitzern des dort ſchon in großen Parzellen verkauften Landes Gelegenheit zu geben, dasſelbe auszunützen, allein bisher hat man außer in dem kleinen Verſuchsgarten der Regierung in Palmerſton noch keinerlei Beweiſe dafür geliefert, was das Land zu leiſten im ſtande iſt. Auch die großen, vielverſprechenden, von Alexander Forreſt vor wenigen Jahren aufgefundenen Ebenen ſind bisher nur von Viehzüchtern in Anſpruch genommen worden.

Dennoch darf man dem großen tropiſchen Teile Auſtraliens, deſſen meiſt ſehr fruchtbarer Boden überall von ſchönen Flüſſen durchzogen iſt und ſich ſehr reichlicher und regelmäßiger Nieder-

ſchläge erfreut, eine große Zukunft wohl vorausſagen, wenn einmal die Arbeiterfrage in richtiger Weiſe gelöſt iſt. Augenblicklich regiert eben der gemeine Mann das Land. Durch das allgemeine Stimmrecht hat er bei Parlamentswahlen die Majorität nicht nur vermöge des numeriſchen Übergewichts ſeiner Klaſſe, auch die von ihm, als dem beſten Kunden abhängigen kleinen Kaufleute und Schänkwirte werden unbedingt ſeine Intereſſen zu ihren eigenen machen, denn ihr Wohlbefinden, ſelbſt ihre Exiſtenz hängt ja ſehr weſentlich von der gutbezahlten und wenig ſparſamen Arbeiterbevölkerung ab. Von dieſer Fürſorge für den kleinen Mann ſind auch alle in neueſter Zeit erlaſſenen Landgeſetze durchdrungen, deren Endziel darauf hinauszuſtreben ſcheint, den Kapitaliſten vom Grundbeſitz ſoviel wie möglich auszuſchließen und nur dem das Recht auf das Land zu gewähren, welcher es wirklich bebauen will. Die Übelſtände waren eben zu groß geworden, die Bevorzugung des Spekulanten, die Benachteiligung des wirklichen Bebauers waren ſo offenkundig, daß ſich ehrgeizigen Volkstribunen eine erwünſchte Gelegenheit bot, durch Bloßſtellung ſolcher Schäden zu Anſehen und zu lohnenden Ämtern zu gelangen. Der oſtenſibel verkündete Zweck, der ehrlichen Arbeit zu ihrem Rechte zu verhelfen, iſt nun freilich nicht immer erreicht worden, ſei es daß es den ſelbſtkonſtituierten Volksbeglückern an der nötigen juriſtiſchen Schärfe fehlte, um ihren Geſetzesvorſchlägen die richtige Faſſung zu geben, ſei es daß ſie ihren Vorteil darin erblickten, eine teilweiſe Schwenkung ins feindliche Lager zu machen.

Urſprünglich wurde alles Land an Anſiedler verſchenkt. Es war dies auch der einzig mögliche Weg, die Koloniſierung zu fördern, da außer freigelaſſenen Sträflingen wenige Luſt verſpürten, ſich unter andern Bedingungen in einem ſo fernen und anſcheinend ſo armen Lande niederzulaſſen. Daß von den Beamten der Regierung oder den Offizieren der zur Bewachung der Sträflinge beorderten Truppen einer oder der andere die Kolonie zum dauernden Aufenthalte wählte, kam ſelten vor, obſchon man mit

Landverleihungen nicht kargte. So erhielt der ehemalige Leutnant Mac Arthur zur Ausführung seiner Wollprojekte ein Gebiet von 4000 Hektaren, das er sich wählen konnte, wo er wollte, und welches er mit sehr gutem Kennerblicke an den schönen Ufern des Cowpastureflusses aussuchte. Diese Verleihung geschah von seiten der englischen Regierung, als deren fast unbeschränkter Bevollmächtigter in der Kolonie der Gouverneur fungierte, in dessen Hand bis zum Jahre 1824 die Verfügung über den Grund und Boden gänzlich lag. Personen, welche freiwillig nach Australien auswandern wollten, bot man freie Überfahrt, unentgeltliche Ländereien und Lebensmittel auf zwei Jahre. Später, als Einwanderer in größerer Zahl nach Australien kamen, als die Nachfrage nach Land lebhafter wurde, fing man an zu verkaufen, aber natürlich zu äußerst billigen Preisen, gewöhnlich zu 5 Schilling pro Acre (0,4 ha) oder man verpachtete das Land zu 2 Schilling pro 100 Acres. Dabei wurde sehr häufig weder Kaufgeld noch Pacht wirklich gezahlt.

Dann fing die Londoner Finanzwelt an, Australien als ein geeignetes Feld für ihre Spekulationen anzusehen. Aus den ersten Männern der City bildete sich 1825 eine Gesellschaft, welche eine Million Acker Landes von der britischen Regierung als Schenkung erhielt unter der Bedingung, daß sie die Kolonisation dieses Striches in Angriff nehme. Außerdem erteilte man dieser Gesellschaft ein Monopol für alle in der Kolonie zu gewinnenden Kohlen. Man faßte weitgehende Pläne und trug sich mit großen Hoffnungen, die sich in der Folge leider zu einer sehr beschränkten Realität kondensierten. Die hochgeschraubten Erwartungen dieser Gründerperiode brachten es indes dahin, daß man in London von allen Seiten Sturm auf das Kolonialministerium lief, um Schenkungen von ausgedehnten Landparzellen zu erhalten. Zum großen Nachteil für die gesunde Entwickelung der Kolonie auch nicht ohne Erfolg.

Ganz auf dieselbe Weise wurde von den Ländereien Westaustraliens Besitz ergriffen und auch hier bereitete das System

großartiger Landschenkungen und die gleichfalls schnell üppig wuchernde Spekulation der Ansiedelung anfangs sehr bedenkliche Schwierigkeiten. Das in Neusüdwales gegebene Beispiel wirkte ansteckend auf eine Anzahl von Herren, die, teils Engländer, teils Australier, in einem andern Teile des Kontinents eine Kolonie zu gründen beschlossen. Einer der Begründer, dessen Einfluß bei dem damaligen englischen Ministerium bedeutend war, erhielt eine Million Acker zum Geschenk, die andern wurden je nach Verhältnis ihres in die neu zu gründende Kolonie überzuführenden Besitztums bedacht. Wer daher nicht mit genügenden Kapitalien versehen war, verschaffte sich Kredit; die von den Kaufleuten entnommenen Waren gaben ihm nun gleichfalls Ansprüche auf Berücksichtigung. Auf diese Weise erhielt jeder der Ansiedler eine Parzelle Landes, welche alle weit über die Kolonie verstreute, eine Parzelle, welche viel zu groß für seine, durch gedungene Arbeit selten unterstützten Kräfte ging, die auch in der Regel neben sehr wenigem guten Boden viel unbrauchbares Terrain enthielt. Durch diese Art der Landverteilung wurde die Entwickelung Westaustraliens aufgehalten, durch die zu große Zerstreuung der Bevölkerung alle Anstrengung der einzelnen paralysiert und die Kolonie schließlich an den Rand des Verderbens gebracht, von dem sie nur durch die Zufuhr von Sträflingen gerettet werden konnte.

Alles Übel, welches sich aus dem System der unbegrenzten Landbewilligungen in Neusüdwales sowohl als in Westaustralien entwickelt hatte, suchte man nun durch einen ganz neuen Plan zu vermeiden. Das Land sollte von jetzt ab verkauft werden und zwar zu einem viel höheren Preis als früher, der durch das Ausbieten auf dem öffentlichen Markte enorm gesteigert werden konnte. Für das erlöste Geld beabsichtigte man, Einwanderer und zwar vorwiegend noch junge verheiratete Leute ins Land zu bringen. So verschaffte man dem Kapital Arbeiter und diesen Arbeitern nach einiger Zeit wiederum Gelegenheit, selbständige Besitzer zu werden. Das erste Experiment dieser Art

wurde in Südauſtralien gemacht, das ebenfalls von einer Geſellſchaft: der South Australian Company gegründet wurde. Der Preis eines Ackers wurde anfangs auf zwölf Schilling, ſpäter auf ein Pfund Sterling feſtgeſetzt und dies iſt auch noch jetzt der niedrigſte Preis, für welchen in den meiſten Kolonien Land, welches ſich zum Ackerbau eignet, von der Regierung zum Verkauf ausgeboten wird.

Die unmittelbare Folge der Einführung dieſes Syſtems war eine allgemeine Landmanie, auf welche eine nahezu ebenſo allgemeine Inſolvenz folgte. Alles Eigentum ſank enorm im Preiſe und in dieſe Periode fällt eine große Anzahl von bedeutenden Anſammlungen von Land in den Händen einzelner, welche glücklich genug waren, im Beſitz von Kapitalien zu ſein. Aber dieſe Kapitaliſten kauften das Land keineswegs, um Ackerbau darauf zu treiben, ſie wünſchten es entweder zur Schafzucht zu benutzen oder es in kleinen Parzellen an wirkliche Ackerbauer zu hohen Preiſen wieder zu verkaufen. In der That bildete ſich mit der Zeit eine Klaſſe von Leuten, meiſt Agenten für Londoner Kapitaliſten, welche es jedem andern, der nicht zu ihnen gehörte, unmöglich machten, direkt von der Regierung Land zu erwerben. Dieſe land sharks, Landhaien, wie ſie im Volksmunde hießen, trieben den Preis lieber auf das Zehnfache des eigentlichen Objektwertes, als daß ſie ein Durchbrechen ihres Monopolringes geſtatteten. Ehe eine repräſentative Verfaſſung eingeführt wurde, war es ſchwer, Remedur gegen dergleichen Mißbräuche zu ſchaffen, aber dann trat ſie wirklich ein.

Bisher hatte das Geſetz die Kapitaliſten begünſtigt und den Mann mit beſcheidenen Mitteln zurückgeſtoßen oder bedrückt, jetzt ſollte der Reiche ausgeſchloſſen und nur dem das Recht eingeräumt werden, Land zu beſitzen, der dasſelbe auch bebauen wollte. Der Unvermögende wurde ermutigt dadurch, daß man ihm Kredit auf lange Jahre gewährte, und der Wohlhabende zurückgeſchreckt, weil man von ihm verlangte, daß er auf dem erworbenen Lande wohne und arbeite. Umgehungen des Geſetzes wurden mit ſchweren

Strafen bedroht. Das ſind die Grundſätze, nach welchen die unter einander in ſehr vielen Punkten nicht unerheblich abweichenden Landgeſetze aller Kolonien gefaßt ſind. Queensland hat außerdem das Heimſtättegeſetz der Vereinigten Staaten eingeführt, wonach beſtimmte Landparzellen unter gewiſſen Bedingungen an die Bebauer verſchenkt werden.

Unter dieſen neuen Geſetzen iſt ein außerordentlich großes Areal ſchnell in Privatbeſitz einzelner Farmer übergegangen. In Victoria wurde das betreffende Landgeſetz Ende 1869 eingeführt und in den nächſten zehn Jahren nicht weniger als 9 905 902 Acres von Landauswählern, Freeſelecters, wie man ſie in Auſtralien nennt, in Beſitz genommen. Wie leichtſinnig man aber dabei zu Werke ging, beweiſt der Umſtand, daß innerhalb der gedachten Periode 2 446 450 Acres wegen Nichterfüllung der geſetzlichen Vorſchriften von der Regierung wieder eingezogen oder von ihren Beſitzern verlaſſen worden waren. Ein Viertel des geſamten Areals war alſo wieder in die Hände der Regierung gelangt. In andern Kolonien wird es nicht beſſer geweſen ſein. Will man den unverſöhnlichen Gegnern dieſes Geſetzes glauben, ſo bezweckten dieſe verhaßten Freeſelecters, indem ſie ein Stück Land inmitten einer Viehweide für ſich ſelbſt wählten, keineswegs ihren Lebensunterhalt durch die mühſelige Urbarmachung dieſes Landes zu gewinnen, es waren vielmehr die Schafe und Rinder des reichen Squatters, welche ſie reizten, und wenn dann und wann ein Haupt fehlte, ſo konnte man unſchwer erraten, wohin es ſeinen Weg genommen hatte. Der Freeſelecter wünſchte auch gar nicht auf ſeiner Farm zu bleiben; konnte er es dahin bringen, daß ihn der Squatter auskaufte, ſo war ihm damit am beſten gedient und er zog dann weiter, um womöglich dasſelbe Spiel zu wiederholen. Das ſind die Klagen, die man namentlich in Queensland und Neuſüdwales und auch in Victoria zu hören bekommt. Ganz unbegründet mögen dieſe Klagen nicht ſein, ſicherlich aber haben dieſe liberalen Landgeſetze einer großen Zahl von Menſchen ermöglicht, da ihren Lebensunterhalt zu erwerben,

wo früher nur einige wenige lebten und der Ertrag des Ganzen vielleicht nicht einmal der Kolonie, sondern dem in England lebenden Besitzer zugute kam. Die kleinen Besitzungen haben sich daher in den letzten Jahren schnell vermehrt. Dennoch ist ein außerordentlich großer Teil des Landes in den Händen einiger weniger Personen. Die Zahl aller Grundbesitzer in Victoria wird 1880 auf 48 969 angegeben, welche 16 620 900 Acres im Besitz hatten und von diesem Areal kamen 4 260 717 Acres auf 199 Eigentümer; zehn hatten je 40 000 Acres und darüber.

Als ein Beispiel einer großen, an amerikanische Verhältnisse erinnernden Farm kann eine Besitzung in Südaustralien dienen, das Eigentum eines der Gründer jener Kolonie, deren Areal von etwa 25 000 Hektaren freilich hauptsächlich als Weide für 50 000 Schafe benutzt wird, von der aber schon 2000 Hektar mit Weizen bebaut sind und zwar mit den besten Maschinen und nach den neuesten Methoden. Außer zahlreichen Maschinen, worunter jene in ganz Australien berühmten Stripper, welche das Abernten und Ausdreschen zu gleicher Zeit besorgen, sind hier über 500 Pferde und 200 Leute beschäftigt, wenn die Erntezeit kommt. Diese Leute werden nach drei Stufen mit 15, 18 und 20 Schilling pro Woche bezahlt, je nach den Leistungen jedes einzelnen, doch mag ein jeder durch Fleiß und gutes Betragen zur höchsten Stufe aufsteigen. Außer diesem Lohn erhalten die Leute Wohnung und sehr gute Beköstigung. Was würde ein deutscher Arbeiter aber wohl zu solchen Vorschriften sagen, die ein jeder dort eintretende zu unterschreiben hat, wie folgende? Wer im trunkenen Zustande angetroffen wird, verliert seine Stelle und seinen Lohn. Desgleichen wer berauschende Getränke auf die Farm bringt und wer von denselben trinkt. Wer aber in der Nähe der Ställe und Heuschober rauchend angetroffen wird, verliert nicht nur sein Geld, er wird auch noch außerdem gerichtlich verfolgt. Und diesen, die persönliche Freiheit nach militärischem Maßstabe beschränkenden Gesetzen unterwerfen sich die australischen Kolonisten, in deren Lande sonst die größte Frei-

heit herrſcht, in verſtändiger Anerkennung ihrer Notwendigkeit ohne weiteres. Allerdings weiß der auſtraliſche Arbeiter im Genuß geiſtiger Getränke nie Maß zu halten und die obige Anordnung wiederholt ſich überall, wo größere Zahlen beſchäftigt ſind, wenn auch nicht immer mit derſelben Schärfe.

Eine ſolche Farm iſt indes in Auſtralien eine große Seltenheit. Jene Landbeſitzer Victorias, von welchen wir oben ſprachen, führen den Pflug nur über einen ſehr geringen Teil ihrer großen Güter, die zehn bedeutendſten derſelben hatten 1880 von 564 234 Ackern, welchen ihnen gemeinſam gehörten, im ganzen nur 4418 Acker unter Kultur. Und es war ihnen keineswegs darum zu thun, Korn oder Handelsgewächſe zu bauen, mit welchen ſie den Markt beſchicken könnten, ihre Abſicht war nur, ihre Weidegründe durch das Anſäen von Futterkräutern zu verbeſſern oder Futterkorn für den Konſum ihrer Arbeitstiere zu ziehen, denn dieſe großen Grundeigentümer beſchäftigen ſich faſt ausſchließlich mit Viehzucht. In der That überließ man bis vor wenigen Jahren gänzlich und auch noch heute zum allergrößten Teile den Ackerbau den kleinen und mittleren Leuten, die ſich unſeren Bauern vergleichen laſſen. Landbau und Viehzucht waren in der Regel bis auf den heutigen Tag zwei neben einander hergehende getrennte Zweige; der eine ſelbſt dem beſcheidenen Anfänger möglich, welcher außer einem geſunden und kräftigen Körper über wenige Mittel gebot, der andere nur für den Kapitaliſten erreichbar. Dazu kam, daß der Squatter ſtets geneigt war, das Land, auf welchem ſeine Herden weideten, als völlig untauglich für den Ackersmann zu bezeichnen, und daß er ſich wohl hütete, durch einen Verſuch die Wahrheit ſeiner Angaben auf die Probe zu ſtellen. Es lag das in ſeinem Intereſſe, da ihm, ſolange der ungenügende Charakter ſeines Beſitzes nicht angezweifelt wurde, die Benutzung desſelben gegen eine mäßige Rente offenſtand, ein Vorteil, der ſofort aufhörte, ſobald man eine beſſere Meinung von dem Lande faßte und ſich das Augenmerk der Landſucher darauf richtete.

Allein auf die Dauer konnte ein ſolches Geheimnis doch

nicht vor den Augen aller gehütet werden. Solange im Graben nach den Schätzen des Bodens eine lohnende Beschäftigung für eine mäßig große Bevölkerung gefunden wurde, kümmerte man sich auch wenig darum, wer sich des übrigen Areals bemächtigte. Als aber die Ergiebigkeit der Goldfelder nachzulassen anfing und man mehr und mehr erkannte, daß nur dem großen Kapital dort eine sichere Aussicht auf Gewinn offenstehe, begann man, seine Aufmerksamkeit auf den bisher vernachlässigten, zwar bescheideneren, aber zuverlässigeren Ackerbau zu richten. So haben sich Farmer an der westlichen Abdachung des großen Scheidegebirges in Neusüdwales weit hinein in den Riverinadistrikt niedergelassen, so verbreiten sie sich über das westliche Victoria, so sind sie in Südaustralien das Flindersgebirge entlang schon hoch nach Norden zu vorgerückt. Wo früher nur wenige Menschen mit der Schafzucht beschäftigt waren, haben sich überall Dörfer gebildet. Klein genug, messen wir sie nach dem bei uns geläufigen Maß. Denn diese Ortschaften enthalten außer ein paar Läden und Wirtshäusern nur einige Werkstätten, zahlreiche Kirchen, ein paar Schulen und Banken, vielleicht ein Regierungsgebäude mit Polizei, Post und Telegraphie, sonst wenig anderes. Die ackerbauende Bevölkerung, welche wir anderswo als den Hauptbestandteil erwarten dürfen, fehlt hier ganz, sie lebt ringsum zerstreut auf ihren Äckern und weit über die Ebene hin. Die Hügelseiten hinan bis oben auf schmale Hochflächen erblicken wir weißgetünchte Häuser, deren eiserne Dächer in den Sonnenstrahlen mit blendendem Lichte hinstrahlen über die jungen Pflanzungen, mit welchen der Farmer sein wohleingefriedigtes Heim umgeben hat. Vielleicht gewahren wir auch zu kleinen Gruppen vereint saubere Gehöfte, eingeschlossen von strohbedachten Gebäuden, mit Balken und Fachwerk in schmucken Farben, kleinen Fenstern und querdurchschnittener Thür, ganz solche Bauten, wie wir sie im lieben alten Vaterland im Osten wie im Norden zu sehen gewöhnt waren, die Wohnstätten unserer Landsleute, die auch im Antipodenlande ihren alten Sitten treu blieben die und nach althergebrachter, liebgewordener Gewohn-

heit errichteten Höfe in deutſchem Hang zu geſelligem Aneinanderſchließen nicht über die Felder zerſtreuen wollten. Der Deutſche iſt unter den Farmern der beſte. Niemand beſtellt ſeinen Acker ſo ſorgfältig und hält ihn ſo rein, niemand pflegt auch ſein Vieh wie er, und daß gerade die eine Kolonie, in welcher er vornehmlich ſein Heim aufſchlug, ſich zu ſo hoher landwirtſchaftlicher Blüte emporgerungen hat, iſt nicht am wenigſten ſeiner beharrlichen Arbeit zu danken, wie er es auch iſt, welcher die Nachbarin Victoria zur würdigen Nebenbuhlerin erheben hilft.

Squatter und Buſchmann.

Mit einer wunderbaren, alle früher gebildeten Vorſtellungen nur zu häufig verwirrenden Konſequenz hat es dem auſtraliſchen Koloniſten beliebt, vorhandene Bezeichnungen auf Perſonen und Dinge zu übertragen, deren Charakter eine Verwandtſchaft, ſelbſt eine Ähnlichkeit mit den ihnen zugemuteten Namensvettern gar nicht erkennen läßt. Zu ſolchen Anomalien gehört auch der Titel, welchen die einflußreichſte aller auſtraliſchen Geſellſchaftsklaſſen heute führt. Das Wort „Squatter“ iſt, wie manches andere, dem Vokabularium Amerikas entlehnt. Dort verſteht man darunter Leute, welche ſich ohne Rechtstitel auf einem Stück Landes niederließen, um dasſelbe zu bebauen. Solche Squatter ſetzten ſich, ohne die Regierung zu fragen und ohne von dieſer geſtört zu werden, an den Ufern der großen Flüſſe feſt, klärten mit Axt und Feuerbrand ein Stück Landes für ſich und die wild aufwachſende Familie und führten wohl, wenn die Erträge die Konſumtion überſtiegen, den mit Pflug und Büchſe aus Feld und Wald errungenen Gewinn auf ſelbſtgezimmerten Flößen zu ſeewärts gelegenen Handelsplätzen, um dort die Produkte einer Civiliſation einzutauſchen, aus welcher ſie ſich zurückgezogen hatten,

weil sie ihrem Hange zur Ungebundenheit die Freiheit der Bewegung nicht gestattete, die solchen Menschen als das höchste Gut erschien. Es waren das kleine Leute, ziemlich wild und in ihrer Abgeschlossenheit mehr und mehr verwildernd, bis sie sich von den Rothäuten, denen sie, sei es als Freunde, sei es als Feinde, manche Geschicklichkeit und manche Sitte abborgten, in ihrem Äußeren kaum noch unterschieden.

Wem ein derartiges Bild vorschwebte, wenn der australische Squatter genannt wird, würde sich einer starken Täuschung hingeben. Allerdings hatte der Australier eine kurze Zeit lang mit dem Amerikaner etwas gemein: die Okkupation herrenloser Ländereien ohne irgendwelche Kontrolle. Aber selbst dieser eine Zug schwand sehr schnell vor dem wachsamen Auge einer Regierung, welche alle Stände zur Tragung der Kosten der Verwaltung heranzuziehen suchte, wie sie ihren Schutz bis in die entlegensten Winkel des ungeheuren Territoriums ausdehnte. Indessen mag gerade diese zwar nicht ungesetzliche, aber doch gesetzlose Okkupation den Anlaß zur Entlehnung einer Bezeichnung gegeben haben, die sonst in keiner Weise paßte und heute durchaus nicht zutrifft.

Der australische Squatter ist kein Ackersmann, sondern ein Herdenbesitzer. Allerdings bebaut auch der eine oder der andere dieser Magnaten einige und zuweilen sehr ausgedehnte Teile seines ländlichen Eigentums, allein er tritt dann in die Kategorie der Farmer, einer Klasse, welcher er aber nicht zugerechnet werden darf, da der Schwerpunkt seiner Existenz immer noch in der Viehzucht liegt. Er würde eine Aufnahme in jene arbeitsame und verdienstvolle Klasse australischer Staatsbürger auch mit Entschiedenheit ablehnen. Wir freilich im alten Europa sind daran gewöhnt, an den vielbegehrten Besitz wohlbestellter Felder und kräftigen Waldbestandes die Vorstellung hoher sozialer Stellung und wohlhäbiger Existenz zu knüpfen und niemals können wir den Begriff Aristokratie von Landbesitz gänzlich gesondert denken. Der deutsche Pächter, und sei das von ihm gehaltene

Areal noch ſo groß und noch ſo ergiebig, gehört einer ganz andern Klaſſe an. Aber der auſtraliſche Squatter iſt ſtets Pächter und nur ſehr ſelten Eigentümer eines Teiles ſeines Landes, den er in neun Fällen von zehn ſicherlich nicht gekauft haben würde, hätte man ihn nicht dazu gezwungen, und er bildet die eigentliche Ariſtokratie Auſtraliens.

In der Regel iſt der Grund und Boden des Squatters infolge ſeiner Beſchaffenheit und der herrſchenden klimatiſchen Verhältniſſe für den Ackerbau nicht geeignet. Er liegt auch wohl noch zu fern von lohnenden Abſatzgebieten, um Kulturverſuche zu ermutigen. Aber eben die Eigenſchaften, welche den Landmann abſchrecken, machen dieſes Terrain dem Viehzüchter wünſchenswert und wertvoll. Die Trockenheit des Klimas und der Salzgehalt der großen Ebenen des Innern würden das Geraten von Ackerfrüchten ſehr zweifelhaft erſcheinen laſſen, es ſind dies aber gerade Bedingungen, wie ſie der Schafzüchter ſucht und begierig acceptiert. Daher ſtehen beide Erwerbszweige ſehr ſelten nebeneinander. Freilich finden wir in allen Kolonien, am meiſten in Victoria, ausgedehnte Weidegründe unfern von den belebten Centren des Verkehrslebens, welche jede Bedingung für lohnende Ackerwirtſchaft in ſich tragen, und dennoch derſelben keineswegs unterworfen ſind. Der geſicherte und den Zufälligkeiten von Preisſchwankungen weniger ausgeſetzte Ertrag der Schafherden hat den glücklichen Beſitzern bisher keinen Anlaß gegeben, dieſe fruchtbaren Ländereien ihrer jetzigen Beſtimmung zu entziehen. Die hohe Rente, welche ihnen bei dem Weidebetriebe zufällt, muß ſie vom Verkauf abhalten und ein Syſtem von Verpachtungen, wie wir es in England gewahren, würde ſich in einem Lande nicht durchführen laſſen, in welchem der Erwerb von Landeigentum ſo leicht gemacht worden iſt. Großen Grundbeſitz zu erlangen, iſt freilich im ſubtropiſchen Teile nicht mehr leicht. Die Zeit, in welcher jene großen, in ihrer Ausdehnung fürſtlichen Liegenſchaften in der Nähe von Melbourne und Sydney, in Tasmanien wie in Südauſtralien erworben wurden, liegt heute

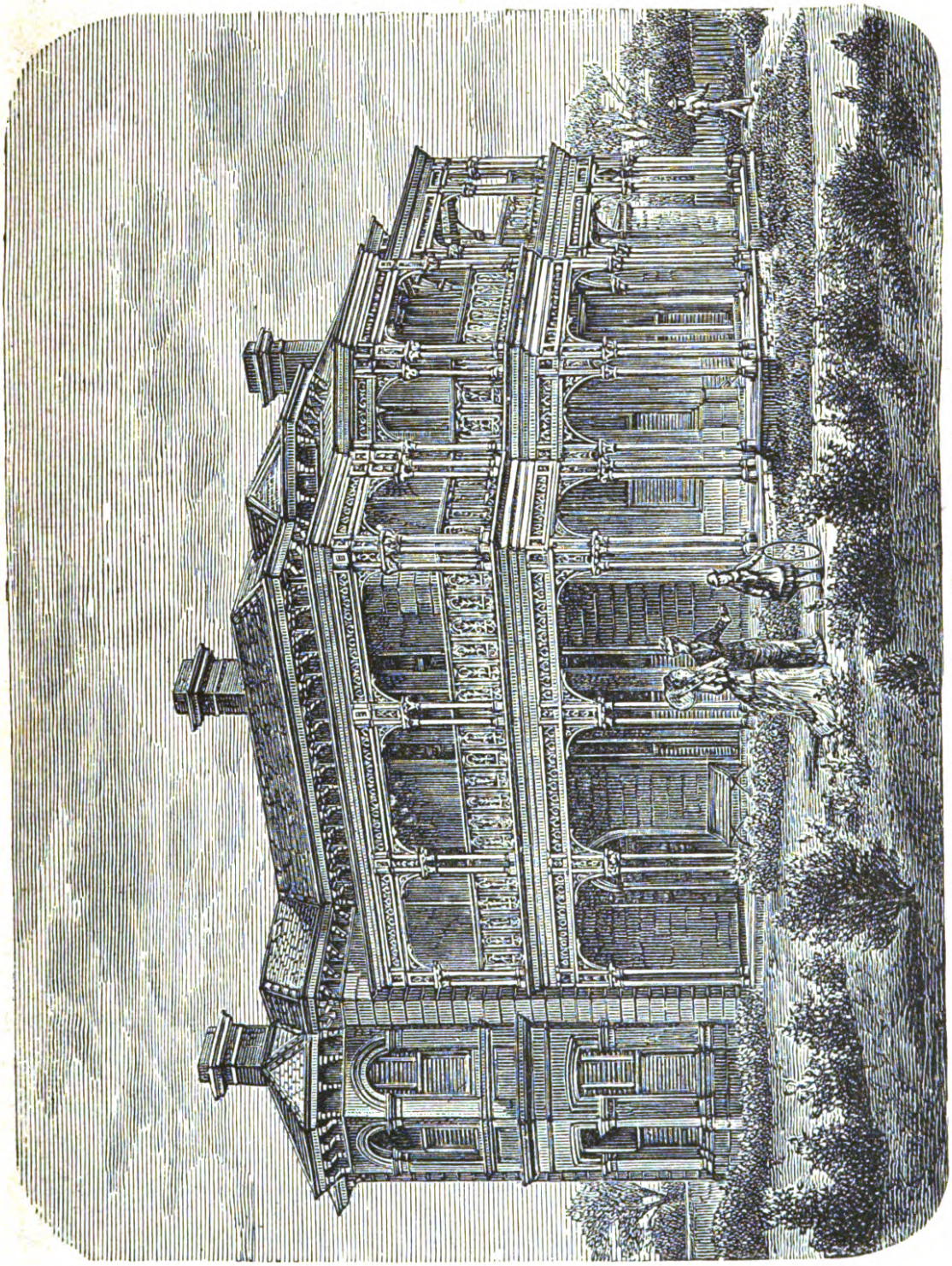


Fig. 35. Villa eines Squatters in der Nähe von Melbourne.

ſchon ziemlich weit zurück. Man hat einſehen gelernt, daß es nicht im Intereſſe der Kolonie liegt, das Land einer kleinen Anzahl von Kapitaliſten zu überweiſen, damit dieſelben unter der Aufſicht weniger Leute ihre Tauſende von Schafen auf ihm weiden, während dasſelbe Land, vom Pfluge durchzogen, eine zahlreiche ländliche Bevölkerung ernähren könnte. Daher jene Agrargeſetzgebung, wie wir ſie an anderer Stelle geſchildert haben, daher jene Erbitterung der Squatter gegen die Farmer, welche ſie zwingen, ihre lange mit ſo viel Vorteil behaupteten Pachtungen zu verlaſſen, von welchen ſie oft kaum einen kleinen Teil zu kaufen vermögen. Daher aber auch jene Beſtrebungen, das gekaufte Land, welches augenblicklich nur als Weide für Schafherden dient, den Händen der jetzigen Eigentümer zu entwinden, wie man in Victoria Geſetze durchzubringen verſucht hat, um die dortigen Großgrundbeſitzer zu gunſten der kleinen Eigentümer zu depoſſedieren. Solche Angriffe auf die Exiſtenz von Latifundien haben einzelne jener Landmagnaten veranlaßt, ſchon bei ihren Lebzeiten ſich dieſes Eigentums zu gunſten ihrer noch unmündigen Kinder zu entäußern, um ſo den Anforderungen jener Landbills zu genügen, welche darauf hinzielen, das von einem Individuum zu beſitzende Landquantum auf ein nicht zu hohes, unter keinen Umſtänden zu überſchreitendes Maß zu beſchränken.

Will man den Darſtellungen des Squatters über ſeine jetzige Behandlung durch die Regierungen der auſtraliſchen Kolonien vollen Glauben ſchenken, ſo käme man zu dem Schluß, er ſei der Verfolgte und Unterdrückte. Sieht man die Hunderttauſende von Schafen auf den wohlgepflegten Beſitzungen, die ſchloßartigen Villen in prächtigen Parks im Umkreis der Hauptſtädte, die luxuriöſen Yachts, welche ſich in den Häfen wiegen, ſo drängt ſich wieder der Gedanke auf, daß der verhaßte Druck dem Betroffenen ſo gar ſchädlich doch nicht geweſen ſein könne. In der That baſieren dieſe Errungenſchaften auf den Vorteilen, welche die Regierungen aller Kolonien der Viehzucht in ſehr ausgiebigem

Maße gewährten. Und zwar in sehr verständiger Erkenntnis der zur Zeit obwaltenden Verhältnisse.

Als die erste Kolonie an den Gestaden des Stillen Ozeans gegründet wurde, war für viele Jahre kaum irgendwelche Aussicht, durch die Erzeugnisse des Bodens die Niederlassung selbständig zu machen, geschweige denn solche Erzeugnisse nach andern Ländern auszuführen. Die Entfernung vom Markte war viel zu weit, die Verbindung eine gar zu unsichere. Die erste Rimesse und unter den Umständen die einzige wurde aber bald die Wolle. Wie geeignet Klima und Land für die Zucht derselben sei, hatte in den ersten Jahren einer der tüchtigsten, intelligentesten und strebsamsten Kolonisten, der ehemalige Leutnant Mac Arthur bemerkt, indem er die Veränderung beobachtete, welche sich im Laufe der Jahre an den aus Indien eingeführten, behaarten Schafen vollzogen hatte. Wie sehr aber alle Konsequenzen, welche sich aus solcher Veränderung folgern ließen, den übrigen Kolonisten entgangen waren, kann man aus den Betrachtungen ersehen, welche damalige Berichterstatter an die Thorheit jenes Mac Arthur anknüpften, als er sich verleiten ließ, acht feinwollige Merinoschafe zu kaufen, die, ursprünglich für die Kapkolonie bestimmt, nach Sydney gebracht worden waren, weil die holländischen Bauern ihre eigenen Schafe mit Fettschwänzen vorzogen. Glücklicherweise sah die englische Regierung weiter als ihre damaligen Kolonisten. Mac Arthur, welcher in Sydney wenig Entgegenkommen für seine Pläne fand, reiste nach England, wo er durch den König Georg III. wie durch dessen Minister in der freigebigsten Weise unterstützt wurde, wie er es in der That verdiente. Nicht nur überließ man ihm einige echte spanische Merinos aus der königlichen Stammschäferei, zu einer Zeit, wo die Ausfuhr der Merinoschafe aus Spanien ein Kapitalverbrechen war, es wurde ihm auch ein Landkomplex von 4000 Hektaren bewilligt, welche er sich in irgendeiner Gegend der Kolonie aussuchen konnte. Das war der erste kleine Anfang eines Erwerbszweiges, dessen Produktion heute selbst Gebiete wie das altbe-

rühmte Rußland ſchon hinter ſich läßt und dieſes bisher über alle andern dominierende Land von ſeiner Hegemonie entſetzt hat.

Zu dem überraſchenden Erfolge hat neben der Energie und Entſagungsfähigkeit ſeiner Bewohner die Natur des Weltteils ganz beſonders beigetragen. Reißende Tiere, wie ſie ſo häufig in andren Erdteilen alle Mühen des Viehzüchters vereiteln, fehlen hier gänzlich oder ſind doch, wie der Dingo, mit Hilfe von Gift verhältnismäßig leicht zu beſeitigen. Schädliche Pflanzen finden ſich nur in Weſtauſtralien häufig und laſſen ſich bei ihrer räumlichen Beſchränkung unter Beobachtung genügender Vorſicht ſehr wohl vermeiden. Krankheiten ſind namentlich unter den Schafen freilich in früherer Zeit nicht ſelten aufgetreten; man hat ſie aber durch prompte und umfaſſende Maßnahmen völlig ausgerottet und überwacht den Geſundheitszuſtand der Herden unausgeſetzt durch eine wohlorganiſierte Verwaltung. Zudem iſt das auſtraliſche Klima ein derartiges, daß es dem Viehſtand nicht zuträglicher gedacht werden könnte. Die Möglichkeit, die Herden Sommer und Winter auf ihren Weidegründen zu belaſſen ohne irgendwelchen Schutz gegen Hitze oder Kälte als ſolchen, wie ihn die Natur ſelber freiwillig gewährt, befördert nicht nur das Wohlbefinden der Tiere; die Koſten des Betriebes werden auch auf ein erreichbares Minimum herabgeſetzt. In neuerer Zeit ſind dieſe Koſten noch weiter reduziert worden, indem man das Perſonal durch Einfriedigung der Weidegründe ſehr erheblich beſchränkte. Dieſe Einzäunungen beſtehen in ihrer einfachſten Form aus dichten Verhauen, wo ſich genügendes Unterholz vorfindet, weit häufiger aber aus einer Anzahl ſtarker Drähte, welche zwiſchen rohen Holzpfoſten gezogen wurden, endlich auch in ſeltenen Fällen aus Steinmauern, wo anderes Material ſchwer zu beſchaffen war und man ſich auch im Hinblick auf drohende Feuersbrünſte zu dieſer äußerſt koſtſpieligen Bauart gedrängt ſah.

Damit berühren wir eine der ſchlimmſten Gefahren, welchen gerade in den vorzüglichſten Weidediſtrikten der Viehzüchter immer ausgeſetzt bleibt. Wo hohes Gras entweder allein oder doch

nahezu ausschließlich den Boden bedeckt, ist das Auflodern einer trockenen Grasstaude genügend, um an heißen Sommertagen die Prärie auf weite Entfernungen hin in Flammen zu setzen. Selbst wenn es möglich wird, die Herden vor dem Untergange zu sichern, so ist doch das wertvolle Futter derselben wie die kostspielige Verzäunung unrettbar der Zerstörung geweiht, zuweilen ein gewaltiger Verlust, welchen der Besitzer mit Mühe überwindet. Allerdings haben die Regierungen für alle Striche, denen solche Gefahren drohen, die schärfsten Maßregeln erlassen. Es ist bei schwerer Strafe verboten, eine andere als nach Vorschrift zulässige Vorladung für die Gewehre zu gebrauchen, die Pfeifen der Raucher müssen stets mit Deckeln versehen sein, der Reisende, welcher sein Lagerfeuer unter freiem Himmel anzündet, ist gehalten, vorher einen genau bestimmten Raum um die Feuerstätte von Gras zu befreien und, ehe er das Lager verläßt, sorgfältig jeden Funken auszulöschen. Dennoch sind solche Feuer nicht selten. Sie sollen auch entstehen durch Krystalle und Glasstücke, welche als Sammellinsen und Brennspiegel dienen, sowie durch das fortgesetzte Reiben trockener Äste an einander, bis sich eine Glut erzeugt. Jedenfalls teilen sich die in jedem heißen Sommer wütenden Waldbrände, welche oft ungeheure Strecken zerstören, den anliegenden Weidegründen häufig genug mit und erhalten, ehe sie gänzlich erlöschen, den Squatter in dauernder Besorgnis.

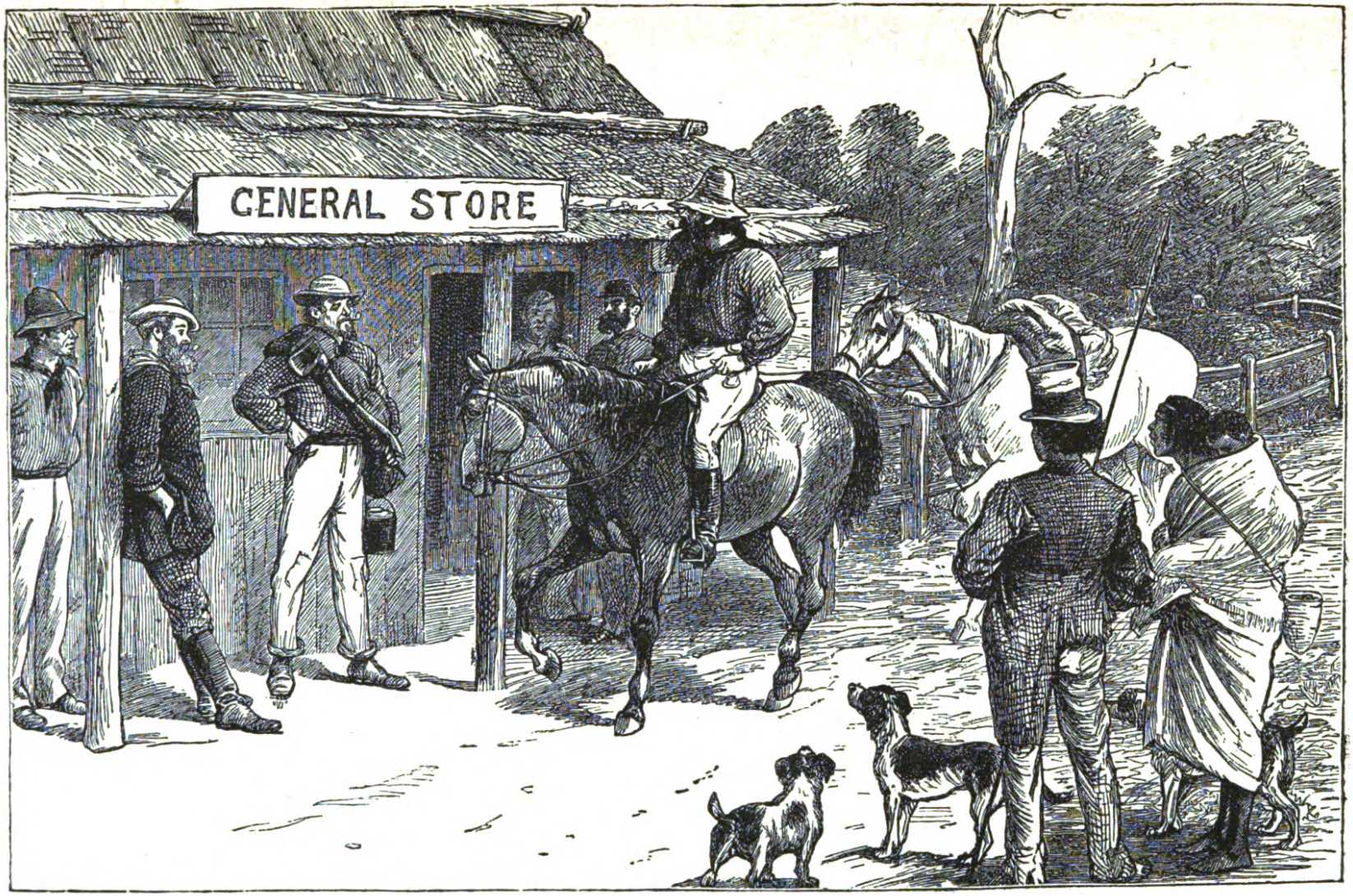
Und diese Besorgnis ist es auch, welche ihm eine Ausgabe auferlegt, die in einigen Distrikten als außerordentlich drückend erscheint, die Verpflegung nämlich von allabendlich bei den Stationen vorsprechenden Arbeiterscharen, welche Beschäftigung suchend von Platz zu Platz ziehen. Beiläufig sei hier eingeschaltet, daß man unter Station jene bald größere bald kleinere Ansammlung von Gebäuden: Wohnhäusern und Werkstätten versteht, in denen der Besitzer oder seine Verwalter und einige Arbeiter dauernd wohnen. An diesen Stationen nun wird dem vorüberziehenden Wanderer regelmäßig das Abend- und Morgenbrot verabreicht, vielleicht auch nur eine Quantität Mehl, Zucker und Thee, auch

etwas Fleiſch, ſoviel als man für ſolche Mahlzeiten genügend erachtet und das ſich der Vorſprechende in einer eigens dazu beſtimmten leeren Hütte zubereiten mag, wie er am beſten kann. In gewiſſen Gegenden ziehen täglich ganze Trupps ſolcher hungrigen Gäſte vorüber, keine kleine Ausgabe für den, der ſie ſpeiſen muß. Und er muß es in Gegenden, wo der Grasreichtum die Gefahr eines Feuers nahelegt. Wie leicht vermöchte ein abgewieſener und erbitterter Arbeiter den reichen Mann für die verlorene Mahlzeit viel tauſendmal zahlen zu laſſen! Weiter in den Buſch hinein — denn es heißt ja in Auſtralien alles Buſch, wo man keinen Ackerbau treibt, und wäre es die kahlſte, baumloſeſte Steppe — iſt allerdings eine Feuersgefahr kaum zu befürchten, aber hier iſt es die Notwendigkeit, ſich zu gewiſſen geſchäftigen Zeiten den Zuzug von Arbeitern zu ſichern, wohl auch die in ſolcher Einſamkeit ſtark ausgeprägte Gaſtfreundſchaft, welche dem zwiſchen weitentlegenen Stationen mühſelig Einherziehenden einen guten Empfang ſichert.

Der „Buſchmann“ iſt eine ganz eigentümliche Erſcheinung in dem ſozialen Leben Auſtraliens, freilich eine ſolche, die unter dem Einfluß ſich ſtetig umgeſtaltender Verhältniſſe numeriſch mehr und mehr zurückgeht und von dem urſprünglichen Typus Zug auf Zug verliert. Als noch die Herden ſelbſt in den Küſtenſtrichen unter der Obhut ihrer Hirten weideten, war die Nachfrage nach Arbeitern für die Stationen eine ſehr bedeutende, zumal in der erſten Zeit, wo die Gefahr, welche den Schafen nachts durch wilde Hunde drohte, durch beſondere Wächter abgewendet werden mußte. In roher Holz- oder Steinhütte, auch im ſtarken Leinwandzelte hauſten damals ein bis zwei Schäfer mit dem Hüttenwächter, welcher neben der nächtlichen Wache auch die Bedürfniſſe ſeiner Gefährten durch eine ſehr einfache Küche befriedigte. Als mit der Ausrottung des Raubtieres der Wächter nicht mehr nötig wurde, ſchaffte man ihn ab, und iſolierte endlich die Schäfer in der Weiſe, daß ſie, nur auf die Geſellſchaft ihrer Hunde und ihrer Herde angewieſen, durch keinen Verkehr mit

ihren Nebenmenſchen von ihrer Beſchäftigung abgezogen werden konnten und ſo in der troſtloſeſten Einſamkeit ihre Tage verbrachten. Dieſe entſetzliche Einförmigkeit wurde nur durch den ſeltenen Beſuch des Aufſehers unterbrochen, deſſen Aufgabe es war, ſich von dem Zuſtand der Herde zu überzeugen und die kleinen Vorräte an Lebensmitteln zu ergänzen. Wenn dann das Eremitenleben unerträglich und der Menſchenhunger in dem vielleicht aus dem Getriebe einer Großſtadt Losgeriſſenen zu mächtig wurde, wenn er ſich an den vielleicht weit höheren Beruf erinnerte, für den ihn eine ſorgfältige Erziehung in der Heimat vorbereitet hatte, und ihn der Wunſch unwiderſtehlich überkam, eine wenn auch beſcheidene, doch menſchenwürdige Stellung zu erringen, ſo wandte er wohl den mühſam erworbenen Lohn in der Taſche der Station den Rücken mit dem feſten Vorſatze, ſie und ihresgleichen als Arbeiter nie wieder zu betreten. Allein über den Vorſatz kam es leider ſelten hinaus. Denn dem Buſchmann, der ſich, ſeine wollenen Decken auf der Schulter, auf die Wanderung begab, lauerten auf ſeinem mühſeligen Wege in Geſtalt von Grogſhanties Verſuchungen auf, denen der nach geſelligem Verkehr ſich Sehnende in der Regel erlag. Von dem ſchlauen Wirt im Zuſtand von Unzurechnungsfähigkeit gefliſſentlich erhalten, bis der letzte Heller in deſſen eigene Taſche wanderte, war das erſte Wirtshaus gewöhnlich das Endziel der Reiſe. Und wohl dem Mann, daß der betrügeriſche Wirt mit mehr als doppelter Kreide die Zeche regiſtrierte, denn das Höllengift, welches er ihm unter den Namen Gin, Brandy, Whisky verzapfte, war ſchändlich und ſchädlich genug, die kräftigſte Natur um den Verſtand zu bringen, wie das ja die Irrenhäuſer Auſtraliens nur zu häufig bezeugen. In der Regel machte der Gaſt dem Wirt die Sache leicht genug. Vertrauensvoll ihm ſein Geld übergebend, wartete er es ruhig ab, bis man ihm erklärte, das Kerbholz ſei voll, und ihm empfahl, auf neuen Erwerb auszugehen, das Wiederkommen aber nicht zu vergeſſen. Daß gar mancher aus ſolchen Höhlen herauswankende Buſchmann auf ſeinem Marſch unter der glühenden Sommer-

Fig. 36.



Grogshanty im australischen Busch.

ſonne ſeinen Tod fand, daß andere, im Delirium tremens vom Wege abirrend, elend verſchmachteten, wen darf das wundern? Aber wenn auch keine ſolche jähe Eventualität dem traurigen Lebensgange dieſer Bemitleidenswerten ein Ende machte, wohin konnte eine Exiſtenz führen, welche ſich zwiſchen geiſttötender Beſchäftigung, ſinnloſem Rauſch und langem Müßiggang bewegte? Denn dies letzte war, freiwillig oder unfreiwillig, das Los einer großen Anzahl der Arbeiter, wie ſie der Squatter gebrauchte. Selbſt zu jener Zeit der Schäfer und Hüttenwächter, wo eine Einzäunung von Weidegründen noch als eine Unmöglichkeit gedacht wurde, war zu gewiſſen Zeiten immer ein großer Überfluß von Menſchenkräften. Nur zu zwei Malen im Jahre, wenn dem Squatter ſeine Ernte zufiel, ſtellte ſich ein größeres Bedürfnis nach helfenden Händen ein. Im Frühjahr und Winter, wenn der natürliche Zuwachs durch Lämmer die Herden oft um 80 bis 100 Prozent vermehrte, im Herbſt, wenn mit möglichſter Schnelle den Schafen das dichte Wollkleid abgenommen werden mußte, wuchs das Perſonal zuweilen um das Zehn- und Zwanzigfache. Nur der letzte Fall tritt, wo man der Schäfer auf den eingefriedigten „Runs“, den Weidegründen, nicht mehr bedarf, heute regelmäßig noch ein.

Die Zeit, wann man die Schafſchur beginnen darf, richtet ſich nach der Lage des Gebiets und der dadurch bedingten Temperatur. Es iſt nicht ratſam, die Operation zu beginnen, ehe die Tage wärmer geworden ſind, weil das ſeines ſchützenden Kleides beraubte Tier der Unbilde des Wetters vielleicht erliegen möchte; man darf aber auch nicht zu lange warten, weil die ſchnell zeitigenden Gräſer ihre Samen ſonſt in die Wolle ſenden und dieſe verderben, ja auch bei edlen Raſſen mit ſtarker wolliger Geſichtsbekleidung der Tod nicht ſelten dadurch herbeigeführt wird. Eile iſt daher nötig und unabläſſig ertönt in den rieſigen Wollſchuppen vom Morgen bis zum Abend das Klappen der Scheren von zwanzig bis vierzig Arbeitern, welche mit einander wetteifern, wer zuerſt das Hundert am Tage vollmacht. Freilich

müſſen die ſcharfen Werkzeuge ihr Werk recht eilig verrichten, um eine ſolche Leiſtung zu vollbringen, und da wird es dann mit den armen Tieren nicht immer ſehr genau genommen. Mit der Wolle verlieren ſie nicht wenig von ihrer Haut, ſodaß ſie die Hand ihres Peinigers oft halbgeſchunden verlaſſen. Zwiſchen den Scherern hindurch ſchlüpfen behende flinke Knaben, nicht ſelten Eingeborne, um die Wunden mit Teer zu betupfen, die Vließe aufzuraffen und den Packern zuzutragen, welche mit Hilfe hydrauliſcher Preſſen die Wolle für die Verſendung zurichten. Denn draußen warten ſchon an der hohen Ladeſtelle ſtarke Wagen und ſchwerfällige Ochſenkarren, um die aufgetürmten Ballen zum nächſten Hafenplatz, zur nächſten Eiſenbahnſtation zu befördern

Vielleicht auch erlaubt es die Eigenſchaft des Waſſers, die Wolle vor ihrer Verſendung zu waſchen. In Südauſtralien iſt bei dem Vorherrſchen harter oder gar ſalziger Waſſerarten, bei dem noch häufiger ſehr knapp bemeſſenen Vorrat dieſe Operation gewöhnlich ausgeſchloſſen und ſüdauſtraliſche Wollen ſind faſt durchweg greasy wools, Schweißwollen. Allein in anderen Kolonien, namentlich in dem flußreichen Riverinadiſtrikt iſt das Waſchen die Regel. Nur gehen die Meinungen über das Wie ſehr weit auseinander und mit einer Hartnäckigkeit und Heftigkeit, welche den Anhängern unſerer verſchiedenen Zollſyſteme Ehre machen würde, ſtreitet man ſich in Auſtralien über die Vorzüge der Rücken- und der Vließwäſche, über die Anwendung von warmem oder kaltem Waſſer. Unbeirrt gehen bisher alle Syſteme nebeneinander her und liefern den ſo oft geführten und dennoch ſo ſelten beherzigten Beweis, daß, was für den einen paßt, nicht immer auch dem andern frommt und daß Prinzipien ſich den Umſtänden zu beugen haben.

Den Standpunkten und der Behandlung gemäß haben die auſtraliſchen Wollſorten ſehr verſchiedene Werte. Während die gröberen und ungereinigten Wollen aus dem Inneren Südauſtraliens und die ſchon charakterlos ausartenden Sorten Queenslands ſich mit Preiſen begnügen müſſen, die bis acht Pence für

das Pfund und oft noch tiefer hinuntersteigen, sind die Erzeugnisse einiger vorzüglicher Schäfereien von Neusüdwales, Victoria und Südaustralien bei vier Schilling und darüber gesuchte Ware. Das Festland Australien exportiert jetzt jährlich gegen 700 000 Ballen zum durchschnittlichen Bruttogewicht von 400 Pfund, also ein Gesamtgewicht von rund 280 Millionen Pfund, dessen Wert wir trotz des großen Rückgangs des Preise, die seit 1873 von 485 Mark auf 325 Mark pro Ballen fielen, auf nicht weniger als 227½ Million Mark veranschlagen dürfen.

Digger und Miner.

Wenn wir jetzt durch die geologischen Untersuchungen längst bekannter und angesiedelter Gebiete wie durch die Reisen in dem zuletzt erforschten Wüstengebiet des Westens mit Bestimmtheit wissen, daß die verschiedensten Teile des Kontinentes: der Osten sowohl wie der Westen, der Norden wie der Süden reich an Metallen und Mineralien mancherlei Art sind, so erstaunen wir über die Länge der Zeit, welche verging, ehe man die fast zu Tage liegenden Schätze auffand, wir dürfen auch aus dieser nur an wenigen Orten geöffneten Quelle eine reiche Zukunft für den Weltteil mit Sicherheit erwarten.

Neusüdwales hatte schon in früher Zeit kleine Quantitäten Kohle zu Tage gefördert und in Südaustralien waren höchst wertvolle Kupfergruben entdeckt worden. Bei dem Überfluß an Holz, das als vorzügliches Brennmaterial zu verwerten war, und dem Mangel an größeren Werkstätten und Fabriken hatte man die Existenz von Kohle damals wenig beachtet und das Auffinden von Kupfer war freilich für die betreffende Kolonie, aber auch nur für sie von ungemeiner Wichtigkeit und durchaus nicht geeignet, auf die Entwickelung der älteren Ansiedelungen einen treibenden Einfluß auszuüben. Immer noch war es die Ver-

mehrung der Herden, die Erzeugung von Wolle, Häuten und Talg, worauf Auſtralien ſein Hauptaugenmerk richtete, und nur mit ihnen trat es bedeutſam auf dem engliſchen Markte auf.

Nicht daß die Exiſtenz anderer Metalle unbekannt geweſen wäre. Eiſenſtein lag am weſtlichen Abhange der Blauen Berge ſehr deutlich zu Tage, auch andere Erze waren von tüchtigen Geologen, denn Auſtralien zählte ſchon früh einige ſolcher, aufgefunden worden, allein man ſagte ſich, daß die Koſten der Gewinnung den Gewinn ſelber überſteigen müßten. Von Gold hatte man ſchon 1823 gehört. Damals fand man einen kleinen Klumpen Gold im Beſitz eines Deportierten, der in Ketten an der Straße nach Bathurſt arbeitete, man glaubte, dies Gold rühre von geſtohlenen und zuſammengeſchmolzenen Schmuckgegenſtänden her und der Mann wurde ſchwer gezüchtigt. Später verkaufte ein entlaſſener Sträfling, welcher als Schäfer im Wellingtondiſtrikte diente, dann und wann kleine Stücke Goldes an Kaufleute und Juweliere und auch er geriet in den Ruf, dies Gold auf unrechtmäßige Weiſe in ſeinen Beſitz gebracht zu haben.

Einen wirklichen Nachweis, daß Gold in Auſtralien exiſtiere, erbrachte zuerſt Strzelecki, welcher 1840 eine daraufbezügliche Depeſche an den Gouverneur Sir George Gipps richtete und kleine Proben von goldhaltigem Schwefelkies beilegte. Seine Anregung fand ebenſowenig Beachtung wie die des Geiſtlichen Clarke, der ſechs Jahre ſpäter die Aufmerkſamkeit der Anſiedler auf die goldhaltige Region des Bathurſt Diſtriktes, weſtlich von den Blauen Bergen zu lenken ſuchte. Übrigens hatte ſchon 1844 Sir Roderick Murchiſon in einem Vortrage zu London auf die Ähnlichkeit des geologiſchen Baus der Oſtkette Auſtraliens und des Urals aufmerkſam gemacht und der engliſchen Regierung empfohlen, Bergleute in die „auſtraliſchen Cordilleren“ zu ſenden. Die Bemühungen dieſer Gelehrten vermochten ebenſowenig wie jene vereinzelten Goldfunde, in England oder Auſtralien den Glauben an die Exiſtenz des edlen Metalles zu erwecken.

Die wichtigen Entdeckungen in Kalifornien hatten auch auf

Auſtralien ihre Wirkung geübt, ſodaß im Laufe des Jahres 1849 über 5000 unternehmungsluſtige Männer Sydney verließen und ſich nach San Francisco einſchifften. Nicht wenige von dieſen kehrten nach kurzer Zeit an Erfahrungen, nicht aber an Beſitztum reicher zurück, darunter ein gewiſſer Hargreaves. Sofort fiel ihm die Ähnlichkeit der Formation der amerikaniſchen und auſtraliſchen Gebirge auf und ohne Zögern begann er zu unterſuchen, inwieweit dieſe Ähnlichkeit ſich bewähren werde. Nach zwei Monaten ſorgfältiger Arbeit bot er der Regierung ſeine Dienſte an; ſie wurden angenommen. Unmittelbare Folge war die Entdeckung der großen Goldfelder weſtlich von der Großen Scheidekette und eine völlige Auswanderung aus den angeſiedelten Diſtrikten der Kolonie. Und als gar der ſchwarze Schäfer eines Dr. Kerr einen Centner Goldes an der Oberfläche fand, da erreichte das allenthalben ausbrechende Goldfieber ſeinen höchſten Hitzegrad. Werkſtätten und Kontore leerten ſich, der Pflug ſtand ſtill und die Herden verloren ihre Hirten, denn alles ſtrömte fort, um ſein Glück zu machen. Vergebens verſuchten die einflußreichen Squatter, den Strom zu ſtemmen, umſonſt rieten ſie dem Gouverneur, das Standrecht zu proklamieren und alles Goldgraben peremtoriſch zu verbieten. Auch andere, weniger intereſſierte Kolonioniſten ſahen die Bewegung mit Beſorgnis, ſie befürchteten die Löſung aller geſellſchaftlichen Bande und das Hereinbrechen völliger Anarchie. Der Gouverneur war glücklicherweiſe keineswegs geneigt, den ſicherlich fruchtloſen und wahrſcheinlich auch nicht unblutigen Verſuch zu machen, dieſer Bewegung Einhalt zu gebieten.

Die erſten Entdeckungen von Gold waren in Neuſüdwales am Ende des April 1851 gemacht worden, im Auguſt bot Victoria eine Belohnung für das Auffinden von Gold aus und noch in demſelben Jahre fand man dort ſo überraſchende Quantitäten, daß die großen Golderträge der älteren Kolonie dadurch völlig in den Schatten geſtellt wurden. Auch hier hatte man ſchon einige Jahre vorher ein wenig Gold und zwar an den Ufern des Loddon, eines Nebenfluſſes des Murray, erbeutet. Nun aber

erſchloſſen ſich oft nur wenige Fuß unter der Oberfläche der Erde, ja auf dieſer ſelbſt, ſo koloſſale Lager, daß in dieſem erſten Arbeitsjahre, das doch kaum ſechs Monate zählte, nicht weniger als 145 137 Unzen Goldes in einem Geſamtwert von 11 610 960 Mark zu Tage gefördert wurden. Die Ausbeute von Neuſüdwales betrug in demſelben Jahre 144 120 Unzen im Wert von 9 266 720 Mark. Im nächſten Jahre lieferte Victoria aber 2 738 484 Unzen und 1853 ſogar 12 600 084 Unzen und die Beträge ſtiegen auf 219 078 720 reſp. 252 001 680 Mark, während Neuſüdwales es nur auf 53 218 920 Mark brachte.

Es war eine merkwürdige, bewegte Zeit. Überall tauchten Entdeckungen auf, die eine immer die andere an Großartigkeit überbietend und die ganze geſellſchaftliche Organiſation der jungen Gemeinweſen in ihren Grundlagen erſchütternd. Niemand hatte mehr Luſt, den gewohnten Beſchäftigungen nachzugehen, wenn das Glück dem Wagenden ſo große Verheißungen bot. Die Bureaus der Regierungen leerten ſich, obwohl die Gehälter erhöht wurden und man die Ausſicht auf einen Wiedereintritt in den Dienſt allen denen abſprach, welche denſelben für die Goldfelder vertauſchten. Aus aller Herren Länder ſtrömten die Einwanderer zu in ſolchen Zahlen, daß Beſorgniſſe rege wurden, wie man Nahrungsmittel für ſo große, ſchnell wachſende Mengen werde beſchaffen können. Für den Schiffer erwuchſen aber in Victoria die Gefahren jenes fabelhaften Magnetbergs, denn die nicht weniger mächtige Anziehungskraft der Goldfelder beraubte ihn trotz aller Gegenmaßregeln ſeiner arbeitenden Kräfte, welche ſolcher Verſuchung zu widerſtehen nicht fähig waren. Abgetakelt lagen in den Häfen die unbeſchäftigten Fahrzeuge, verlaſſen von ihren Mannſchaften, welche das Goldfieber entführt hatte.

Aus Melbourne, das der Zauber des Goldes aus der ſtillen Unbedeutendheit eines verkehrsarmen Landſtädtchens über Nacht in das fieberhafte Getriebe einer übergeſchäftigen Großſtadt verſetzte, zog ein unaufhörlicher Menſchenſtrom hinaus in das vielverheißende Eldorado. Soweit das Auge des Reiſenden reichte,

erblickte es Menſchen auf der Wanderung, eine unüberſehbare Linie, bald verſchwindend auf dem wellenförmigen Boden, bald wieder auftauchend: Pferdegeſpanne und ſchwerfällige Ochſenkarren, hier ein Paar Hunde den kleinen Wagen ziehend, dort ein Mann ſeine Habe auf dem Schubkarren befördernd. Im gleichmäßigen kurzen Trabe, hinter einander im Gänſemarſch ein Trupp bezopfter Chineſen, auf den Schultern das dicke Bambusrohr balancierend, an deſſen Ende ſchwergefüllte Körbe hingen. Dazu die Scharen einzelner Männer, in den gerollten, wollenen Decken auf dem Rücken ihre ganze Ausrüſtung, in den Muskeln der kräftigen Arme ihr ganzes Kapital tragend.

Alles eilte dem erhofften Glücke zu. Eine bunte Geſellſchaft: Keſſelflicker und Advokaten, Kaufleute und Schäfer, der Geiſtliche und ſeine Herde, jeder Stand, jedes Gewerbe war unter der dahineilenden Menge vertreten, deren Kleidung, deren Rufe die Verſchiedenheit der Nationalitäten in deutlichſter Weiſe verkündeten. Auf allen Geſichtern wächſt die Aufregung, je mehr man ſich dem erſehnten Ziele naht. Schon von fern iſt ein Getöſe wie das Rauſchen eines gewaltigen Katarakts vernehmbar. Das ſind die „Wiegen“, auf deren Metallſieben der feine Kies hin und her geſchaukelt wird, um das Gold von dem unbrauchbaren Geſtein zu trennen. Und nun öffnet ſich der dichte Wald, durch den der Weg bisher führte, und das ganze wunderliche Diggerleben liegt ausgebreitet vor unſeren Blicken.

Unten an den Ufern des Creeks ſind die Cradles, die Wiegen, aufgeſtellt. Das iſt ein Klappern, ein Klirren, ein Plätſchern, das jedes andere Geräuſch übertönt. Dicht neben einander ſind ſie aufgeſtellt, ſo dicht, daß ſich kaum Raum genug für die Arbeiter bietet. Zu den Waſchplätzen ſchwärmen von den Hügeln herab Züge von Männern wie Ameiſen mit allen Arten von Gefäßen zum Transport der Golderde vom Sack bis zum Schiebkarren.

Weithin iſt der Boden gleich einer rieſigen Honigſcheibe durchlöchert mit Zellen von acht Fuß Weite und von ſechs bis fünfundzwanzig Fuß Tiefe, nur von dünnen Wänden getrennt,

die nicht ſelten, unfähig die darüberliegende Laſt zu tragen, in ihrem Zuſammenſturz den allzu habgierigen Digger begraben. Wie die Sonne hinter den bewaldeten Höhen niederſinkt, ertönt ein Schuß vom Zelte des Regierungskommiſſars, das Signal zum Einſtellen der Arbeit, und nun leeren ſich die Gruben, die Wiegen ſtellen ihr Klappern ein und ſtehen ſtill, alles wandert zu den Zelten, welche ſich zu Tauſenden über die nahen Hügelabhänge ausbreiten. Feuer flackern auf und das einfache Mahl wird in kunſtloſeſter Weiſe bereitet. Auf glühenden Kohlen gebratenes Fleiſch, in heißer Aſche gebackenes Brot, zweifelhafter Thee mit dem ſchwärzeſten Zucker verſüßt, das iſt die Abend- und Hauptmahlzeit des Diggers, der vielleicht nie in ſeinem Leben in das Innere einer Küche gedrungen war und ohne die Hilfe eines Dieners nicht leben zu können geglaubt hatte.

Die Schatten der Nacht ſinken ſchnell auf die auſtraliſche Erde. Um die Zelte herum wird es ruhiger. Am glimmenden Feuer ſitzen rauchend und plaudernd die Digger, ſie ſprechen von ihren Erfolgen, ihren Hoffnungen; vielleicht denken ſie auch an die Heimat. In der Straße drüben, wo ſich Schuppen und Bretterbuden mit hochklingenden Titeln zuſammendrängen, Schänken und Kaufläden mit marktſchreieriſchen prätentiöſen Schildern und grellen Annoncen, herrſcht noch reges Leben. Dort ertönt die ohrenzerreißende Muſik eines ſchottiſchen Dudelſackes, zu deſſen Tönen ein Matroſe vor bewundernden Zuſchauern einen Hornpipe tanzt, hier erklingen lieblicher und ſympathiſcher für unſer Ohr alte wohlbekannte Weiſen, deutſche Geſänge, welche die laue Nachtluft in die weite Ferne trägt. Vom Saume der Lichtung her erglänzen die Feuer der Schwarzen; ſie führen ihren Nationaltanz, ihren Corroboree, auf, zu dem die Weiber auf zuſammengerollten Fellen dumpf den weithin tönenden Takt ſchlagen.

Da plötzlich erſchallt von der ſchmalen Gaſſe, welche niedrige Grogſhanties beſäumen, lauter Lärm und Wortwechſel, ein Schuß fällt und ein Schrei durchdringt die Luft, ſolch ein Schrei, wie ihn der Menſch nur einmal im Leben ausſtößt. Die Wachen,

weiße und ſchwarze Poliziſten, ergreifen Karabiner und Revolver und eilen durch die plötzlich tiefſtille Nacht zum Schauplatz, um einen totwunden Menſchen zu finden, an deſſen Leiche am nächſten Morgen das Gericht der Geſchwornen den zu oft wiederkehrenden Wahrſpruch findet: Gefallen durch unbekannte Hand.

Seit jenen erſten, rohen Anfängen hat ſich vieles geändert. Ordnung und Sicherheit ſind überall hergeſtellt und an die Stelle primitiver, ſehr unvollkommener Werkzeuge iſt eine komplizierte und koſtſpielige Maſchinerie getreten, welche den Vorteil vollſtändigſter Scheidung des edlen Metalles aus dem Geſtein bietet. Im Anfang beſchränkte man ſich ausſchließlich auf die Bearbeitung des Alluviums an der Oberfläche. Die Arbeit war hier die einfachſte; ſie verlangte weder beſondere Kenntniſſe noch größeres Anlagekapital. Nicht ſelten beſtand die ganze Ausrüſtung eines Diggers in Picke, Schaufel und Zinnſchüſſel. Die beiden erſten brauchte er zum Durchwühlen des goldhaltigen Bodens, die Schüſſel zum Auswaſchen desſelben.

In dieſem Alluvium, oft wenige Fuß unter der Erde, wurden die reichſten Funde gemacht. Hier ſtieß man auf die vielgenannten Goldklumpen, die „Nuggets“ in der Sprache kaliforniſcher Digger, von denen die beiden koſtbarſten „Willkommen“ und „Willkommener Fremdling“ für 186 500 und 190 680 Mark verkauft wurden. Die vier nächſt wertvollen ſchätzte man auf 138 112, auf 110 640, auf 81 600 und 60 000 Mark Wert. In dem Diſtrikt von Dunolly allein fand man 200 Nuggets, deren Wert zwiſchen 1200 und 40 000 Mark ſchwankte, an den Berlin Diggings nicht weniger als 350 Klumpen im Werte von 80 bis 30 000 Mark.

Diggings und Digger, Gruben und Gräber ſind lange Zeit die bezeichnenden Ausdrücke für alle Goldgräbereien Auſtraliens und ihrer Arbeiter geweſen, auch wenn ſich dieſe Gruben dem bergmänniſchen Betrieb näherten. Heute beſchränkt man dieſe Bezeichnungen in der Regel auf ſolche Goldwäſchen, welche, wie noch in ſeltenen Fällen in Victoria, viel häufiger in Queensland

und auch in Neuſeeland, in der alten Weiſe betrieben werden. Die Operation iſt dann eine ſehr einfache. Der Digger wirft eine Quantität Erde in ein hölzernes Gefäß, gießt Waſſer darauf und rührt die Maſſe zu einem flüſſigen Brei. Dieſer wird ſodann in die ſogenannte Wiege ausgeleert, einen langen, auf Wiegefüßen ſtehenden Kaſten mit geneigtem Boden und innen darüber befeſtigtem Siebe. In der Wiege wird der goldhaltige Kies und Sand unter beſtändigem Aufguß von Waſſer ſo lange geſchaukelt, bis die Steine und Goldkörner, die man noch durch Querleiſten aufzuhalten ſucht, zurückbleiben. Dann lieſt man aus den Steinen die heraus, welche Gold zu halten ſcheinen, um ſie zu zerklopfen und jener Procedur des Waſchens noch einmal zu unterziehen. Natürlich ging und geht bei dieſem ſehr rohen Verfahren viel Gold und goldhaltiges Geſtein verloren.

Wenn man früher von Alluvialdiggings ſprach, ſo dachte man immer an ſolche Gruben. Hier war der arme Mann ſo recht zu Hauſe. Das Alluvium war ja nie von allzugroßer Mächtigkeit und die Ausbeutung auch dem Unbemittelten möglich. Allein ſeit man gefunden hat, daß Alluvialſchichten ſich, durch zwiſchenliegende Bänder von Baſalt oder Lava getrennt, in wiederholter Folge zu bedeutenden Tiefen verfolgen laſſen, iſt dieſe Art von Goldgräberei in ein ganz anderes Stadium eingetreten. Die Schachte ſind bis 200 Meter tief und zuweilen durch ſechs verſchiedene von $1^1/_2$ bis 8 Meter dicke Schichten des Geſteins gegraben; aus ihnen wird die abgebaute Erdmaſſe, der ſogenannte Waſchſchmutz, in eiſernen Eimern in die Höhe gewunden. Dann ſcheidet man mit Hilfe von Dampfpuddelmaſchinen das brauchbare Erz von dem tauben, worauf die gepuddelte Maſſe in Schiebkarren an das obere Ende einer mit gerieftem Doppelboden und beweglichen Roſten verſehenen Mulde, in die ſich ebenfalls am oberen Ende ein Waſſerſtrom ergießt, geſchafft, hineingeworfen und ſolange hin und her gearbeitet wird, bis die Maſſe vollſtändig aufgelöſt iſt. Die ſchweren Steine bleiben auf dem oberen, falſchen Boden liegen, während das Gold hindurchfällt und auf

den Roſten hängen bleibt, die kleineren Steine aber fallen auf den unteren feſten Boden, wo die Arbeiter, meiſt Chineſen, ſie aufnehmen und auf einen Schutthaufen befördern.

Solche Goldablagerungen befinden ſich zumeiſt in den Betten alter Flüſſe, deren Fluten in urvordenklicher Zeit die kleinen und großen Körner des edlen Metalles aus weiter Entfernung hierhertrugen. Noch iſt die Friktion, welche dieſe Goldſtückchen durchzumachen hatten, deutlich an ihrer Form bemerkbar. Dann ſind nacheinander in weit auseinanderliegenden Zeiträumen Ströme glühenden Baſalts über dieſe Lager hingefloſſen und haben ſie bedeckt. So ſehr aber hat ſich die Geſtalt der Erde ſeit jener Epoche verändert, daß ſelbſt die Krater, aus denen jene geſchmolzenen Steinmaſſen floſſen, heute kaum mehr aufzufinden ſind.

Weit koſtſpieliger und mühſamer, aber jetzt auch weit lohnender iſt die Gewinnung des Goldes aus Quarzriffen. Hier iſt man ſchon bis über 800 Meter unter die Oberfläche gedrungen. Bei ſolchen Tiefen ſind bedeutende Maſchinenkräfte nötig, um die losgeſprengten Maſſen zu heben, es ſind aber auch große Werke erforderlich, um den gewonnenen Stein zu zerſtampfen und aus der zu Pulver reduzierten Maſſe das edle Metall zu ſondern. Die Maſchinerie iſt zwar keineswegs kunſtvoll, aber ſie iſt ſchwer und koſtſpielig. Daher ſind die Operationen der Gewinnung von Quarz und des Zerſtampfens desſelben ſehr oft getrennt und werden von verſchiedenen Geſellſchaften ausgeführt. Zuerſt unterwirft man die aus der Erde heraufbeförderten Quarzſtücke einem Röſtprozeß, worauf ſie in Stücke von der Größe unſerer beim Macadamiſieren verwandten Steine zerſchlagen werden. In dieſer Geſtalt geht der Quarz in die Stampfmaſchine, welche, mit Dampf getrieben, den Stein ſehr bald in ein Pulver verwandelt. Die darin enthaltenen erdigen Teile entführt ein beſtändiger Waſſerzufluß durch ein feines Sieb, hinter welchem das Gold zurückbleibt. Um aber auch das Entkommen der kleinſten Teilchen zu verhüten, hat der mit dem zermalmten Geſtein geſchwängerte Waſſerſtrom ſeinen Weg über eine geneigte Ebene zu nehmen,

welche grobes Wollzeug bedeckt, in dem die Goldteilchen hängen bleiben, und dann und wann ſind Querrinnen angebracht, mit Queckſilber gefüllt, welches das darüber hinziehende Gold feſthält und mit ihm ein Amalgam bildet. Die Trennung von Gold und Queckſilber wird ſpäter durch Erhitzen in geſchloſſener Retorte vollzogen, aus welcher man durch Kondenſierung der Dämpfe das Queckſilber zu immer neuen Dienſtleiſtungen zurückgewinnt.

Dieſe Quarzriffe ſind die urſprünglichen Lagerſtätten des Goldes, aus denen durch Zerſetzung und Abſchwemmungen das Metall in die Tiefe getragen wurde; ſie bieten eine weit zuverläſſigere Ausſicht auf dauernden Gewinn als die Alluvialfelder und ſie treten immer mehr in den Vordergrund. So wird der Goldbergbau von Jahr zu Jahr zu einem geregelteren Betriebe, weniger unſicher, ſich mehr und mehr den anderen Erwerbsquellen durch ſeine Stabilität anreihend. Hier wie im tiefen Alluvium iſt der Digger zum Miner, zum geſchulten Bergmann geworden, welcher, unabhängig von den Zufälligkeiten der Erträge, die akkordierte Tantième oder den beſtimmten Wochenlohn empfängt.

Wir haben bisher nur von Victoria und Neuſüdwales geſprochen, aber in neuerer Zeit ſind auch Queensland und Südauſtralien, letzteres namentlich mit ſeinem Beſitz am Indiſchen Ozean, als anſehnliche Goldproduzenten aufgetreten. In Weſtauſtralien ſind alle Bemühungen ſeitens der Regierung ſowohl als einiger Privatperſonen bisher ohne Erfolg geblieben. Die geſamte Goldgewinnung des auſtraliſchen Kontinents von den erſten Entdeckungen bis 1879 iſt, ſoweit eine Kontrolle möglich war, von dem bewährten Vorſtand des ſtatiſtiſchen Bureaus in Melbourne folgendermaßen berechnet worden.

	Unzen	Pfd. Stg.
Victoria	48 817 596	195 270 384
Neuſüdwales	8 918 986	33 042 362
Queensland	3 182 919	11 752 246
Südauſtralien	71 354	284 421
Der Auſtralkontinent:	60 990 855	240 349 413

Im Jahre 1879 betrug die Goldausbeute dieſer vier Kolonien 1 162 665 Unzen im Werte von 4 516 316 Pfund Sterling.

Das geſamte Quantum, welches der auſtraliſche Kontinent bis 1880 in den Weltverkehr geſandt hat, beträgt alſo dem Werte nach in runder Summe 4807 Millionen Mark. Rechneten wir noch die dem Kontinente politiſch naheſtehenden Gebiete von Tasmanien und Neuſeeland hieher, ſo würden wir finden, daß die Goldproduktion aller dieſer Kolonien zuſammengenommen, wie uns Soetbeers treffliche Studie zeigt, nur der von Nordamerika nachſteht, daß Auſtralien aber vielgerühmte und lange bearbeitete Gebiete wie Braſilien und Rußland mit ſeinen Erträgen um nahezu das Doppelte des Wertes überragt. Aber die Gewinnung hat ſeit den erſten Jahren in gewaltiger Weiſe abgenommen. In der Periode 1856—1860 führte Victoria jährlich für nahe an 212 Millionen Mark aus und heute beträgt dieſe Ausfuhr nicht 80 Millionen Mark. Das edle Metall iſt von ſeiner hohen Stellung als wichtigſtes Produkt und bedeutendſter Exportartikel des Kontinents ſchon längſt herabgeſtiegen und hat andern, weniger glänzenden Erzeugniſſen den Platz räumen müſſen. Allein ohne das Gold hätte Auſtralien den rapiden Aufſchwung nicht nehmen können, welcher die Welt in Erſtaunen verſetzte.

Ein enormer Menſchenſtrom wurde plötzlich dem Lande zugeleitet. Im Jahre der Goldentdeckungen 1851 beſaß Victoria eine Bevölkerung von 97 000 Seelen, in den drei darauf folgenden Jahren empfing die Kolonie aber durch Einwanderung einen Zuwachs von nicht weniger als 280 000 Bewohnern. Freilich eine nichts weniger als ſtete Menſchenklaſſe, unruhig hin- und herwogend, ſelten mit der Abſicht kommend, hier eine ſtändige Heimat zu gründen, öfter in der Hoffnung, den reichen ſchnell erworbenen Gewinn unter alten Freunden im Heimatlande genießen zu können. Darum waren es faſt ausſchließlich Männer, welche ſich hierher wandten, und Männer ohne Familien, ſodaß das Verhältnis der Geſchlechter lange Zeit wie zwei zu eins ſtand. In Victoria beſchäftigte ſich eine zeitlang der erwachſene Teil

der männlichen Bevölkerung fast ausschließlich auf den Goldfeldern; 1856 zählte man 115 343 Männer an den Diggings, dabei bestand die gesamte Bevölkerung der Kolonie mit Einschluß der Frauen und Kinder nur aus 397 560 Seelen.

Für lange Zeit versammelten sich auf den Goldfeldern problematische Existenzen aus aller Herren Ländern. Zu den entlassenen oder entflohenen Sträflingen aus Neusüdwales und dem noch schlimmeren Tasmanien, gesellten sich Abenteurer aus Europa und Kalifornien. Ihre verbrecherischen Gelüste, nicht mehr gezügelt durch die starke Hand heimischer Gesetze oder zwingende Rücksichten auf Gesellschaft und Familie, wucherten in dem neuen, unbewachten Boden üppig empor, sodaß sie der sauren Arbeit in den Gruben bald das leichtere Gewerbe des Beutelschneiders und Wegelagerers als den bequemeren Weg zum Glücke vorzogen. Der „schwarze Wald", durch welchen der Verkehr zwischen den Goldgräbereien und Melbourne lange Zeit seinen Weg nahm, wurde berüchtigt durch die Banden, die ihn unsicher machten. So kühn und in so starker Zahl traten sie auf, daß auch eine wohlbewaffnete Bedeckung von Angriffen auf die regelmäßigen Goldtransporte nicht abzuschrecken vermochte. Mit der größten Verwegenheit dehnten diese Räuber ihre Züge selbst bis auf die Vorstädte von Melbourne aus, ja als ein Schiff mit sechs Millionen Mark in Gold den Hafen verlassen wollte, drang eine solche Bande an Bord und bemächtigte sich der gesamten Summe. Selbst in seinem Zelte war der glückliche Goldgräber nicht sicher und mehr als einer, der am Tage einen guten Zug gethan, fand am Abend seinen Tod durch Mörders Hand.

Der glückliche Digger ist freilich eine fast eben so große Seltenheit gewesen wie der glückliche Lotteriespieler. Man spricht hier wie dort von den großen Treffern, aber die Zahl der Nieten wird niemals genannt. Und wenn auch die Behauptung eines tüchtigen Kenners australischer Verhältnisse, daß jedes gewonnene Pfund Goldes zwei Pfund zu seiner Erlangung gekostet habe, wohl über das Maß hinausgeht, so darf man doch nicht außer

acht lassen, daß die alte Welt in den Transportkosten, in dem mitgenommenen Kapital, in der aufgewandten Arbeitskraft der neuen einen Beistand geleistet hat, der, in Ziffern ausgedrückt, eine sehr respektable Summe repräsentieren müßte.

Allerdings ging die alte Welt auch nicht leer aus. Nicht nur kehrte mancher erfolgreiche Digger mit dem Ertrage seiner Arbeit in die Heimat zurück, ein größerer Vorteil wurde dem Handel und der Industrie Europas zugewendet durch die enorm gesteigerte Nachfrage nach den vielerlei Produkten, deren das Land mit seiner mächtig anschwellenden Bevölkerung bedurfte. Die Importe von Neusüdwales stiegen plötzlich von 1 900 436 Pfd. Sterling in 1852 auf 6 342 397 Pfd. Sterling in 1853; in Victoria, wo die Wareneinfuhr 1851 noch mit 1 056 437 Pfd. Sterling bewertet war, steigerte der staunenswerte Aufschwung diese Ziffern im nächsten Jahre schon auf 4 069 742 und 1853 auf 15 842 637 Pfd. Sterling, einen Betrag, der in der Folge sogar noch übertroffen wurde.

Es war nicht nur das Unentbehrliche, zum Leben Notwendige, was auf den australischen Goldfeldern Nachfrage fand. Mit Goldstaub und Nuggets im starken Ledergürtel war dem Digger keine Ware zu teuer, Kleiderhändler und Juweliere fanden an ihm einen Kunden, der um den Preis nicht feilschte. Wer größere Schätze hob als der Goldgräber selber, das war aber der Mann, der hinter der Bar, dem Schänktisch, seinen durstigen Kunden den elenden Fusel einschänkte, welchen England eigens zu dem Zwecke gebraut zu haben schien, die Existenz seiner Kolonisten soviel wie möglich zu verkürzen. In den eiligst aus Brettern zusammengeschlagenen Spelunken erschienen die Glücklichen mit den Erträgen ihrer Arbeit und überreichten vertrauensvoll ihr Gold dem Schänkwirt mit der Bitte, ihnen mitzuteilen, wenn der letzte Schilling seinen Weg durch die durstige Kehle genommen habe. Hier nagelten freigebige Digger Funfzigpfundnoten an die Bretterwand mit der Unterschrift „zum Vertrinken“ und wiederum führte der Wirt Rechnung. In liberalster Weise beschenkten andere die

Banken, indem sie den Tabak ihrer schwarzen Thonpfeifen mit Pfundnoten anzündeten.

Jack war ein sehr vertrauensseliger Mensch, aber sein Unwille war um so heftiger, wenn er sich betrogen sah. Fand er heraus, daß die Käufer seines Goldstaubs ihre Ladentische, auf welchen sie das Gold prüfend hin und her schoben, mit kleinen Löchern durchbohrt hatten, oder daß sie nur darum so lange Fingernägel kultivierten, um unter ihrer Decke eine möglichst große Quantität von Goldstaub zu abstrahieren, so war die Strafe ebenso summarisch wie streng. Richter Lynch war mit dem Digger von Kalifornien nach Australien herübergezogen und der schuldig Befundene mochte von Glück sagen, wenn sich die Geschädigten nur durch Zerstörung seines Eigentums rächten, wenn nicht der nahe Wald zur Richtstätte wurde.

Aber unter der rauhen Hülle des Diggers schlug ein warmes Herz. Traf einen Kameraden ein Unfall, wurde seine Frau zur Witwe, sein Kind zur Waise, da warf ein jeder seine Prise Goldstaub in den herumgetragenen Diggerhut und mit freigebiger Hand wurde für die Bedürftigen gesorgt, solange die übrigen noch zu geben hatten. Bret Harte hätte auch in Australien manch trefflichen Vorwurf für seine Feder gefunden.

Jene Zeiten schnellen Gewinns und leichtsinniger Verschwendung sind so ziemlich vorüber. Der Digger ist bedächtiger geworden und denkt mehr an die Zukunft; er hat erfahren, daß die unbeständige Glücksgöttin sich nicht zu häufig naht. Auch teilt sie heute ihre Gaben nicht mehr mit so verschwenderischer Hand aus wie ehemals. Mag auch die Arbeit den tüchtigen und umsichtigen Mann trefflich lohnen, sie wird nur durch Beharrlichkeit und Sparsamkeit zum Wohlstand führen. Mit der Abnahme der Alluvialdiggings scheiden sich auch mehr und mehr die weniger Leistungsfähigen und Unerfahrenen aus. Zu gleicher Zeit verändert sich die Physiognomie der Goldstädte. In der Epoche wilden Jagens nach erträumtem, fabelhaftem Glück schossen Ansiedelungen wie Pilze über Nacht aus der Erde und vielleicht zeigten

nach wenigen Wochen nur der zerwühlte Boden und einzelne tür- und fenſterloſe Bretterbuden, daß hier Menſchen gehauſt hatten. Mit der verbeſſerten Methode wächſt die Stabilität der Ortſchaften und an die Stelle des Zeltes tritt die Holzhütte, das feſte Steingebäude. Eine flottierende Bevölkerung ſtellte nur Anſprüche, welche den materiellen Menſchen befriedigen ſollten; heute verlangt man neben dem Notwendigen das Angenehme, neben dem Guten das Schöne. Goldſtädte wie Ballaarat und Sandhurſt in Victoria würden in ihrer Architektur, in dem Reiz ihrer öffentlichen Gärten, in der Sorge für das geiſtige und leibliche Wohl ihrer Bürger auch in Europa eine hervorragende Stellung behaupten und die meiſten Städte gleicher Größe ſicherlich weit überbieten. Die Goldinduſtrie bildet jetzt einen Faktor in der Entwickelung Auſtraliens, der wohl ſchwerlich je wieder einen ſo tiefeingreifenden Einfluß ausüben dürfte, der vielmehr den ruhigen Gang ſtetigen Fortſchritts zu unterſtützen und zu fördern beſtimmt iſt.

Der Reichtum Auſtraliens an andern Metallen iſt unbeſtritten; Kupfer, Zinn, Silber, Blei, Wismut, Eiſen, Antimon und noch manches andere Metall ſind oft in Lagern von außerordentlicher Mächtigkeit aufgefunden worden, während der Prozentſatz des reinen Metalls zum Erz eine ſeltene Höhe erreichte. Und ſolche Erzgänge hat man in allen Teilen des Kontinents entdeckt. Wenn bisher noch wenige dieſer oft in ungeheuren Maſſen zu Tage tretenden Lager in Angriff genommen wurden, ſo liegt dies zumeiſt an den Schwierigkeiten, welche dem Transport entgegenſtehen. Daher läßt man reiche Erzgänge im Inneren unbeachtet, während die armen Erze nahe der Seeküſte Verwendung finden. Von größerer Bedeutung iſt augenblicklich nur der Abbau von Kupfer- und Zinnerzen.

Kupfer findet ſich in allen uns heut bekannten Teilen Auſtraliens, auch wird das Metall in allen fünf Kolonien des Feſtlandes ſchon ſeit längerer Zeit ausgebeutet. Für Zinn iſt ein ausgedehntes Gebiet an der Grenze von Neuſüdwales und

Queensland in den letzten Jahren erschlossen. Der gewaltig sinkende Wert des Kupfers hat indes seiner Gewinnung großen Eintrag gethan und dieselbe außerordentlich eingeschränkt. Während in den Zeiten hoher Preisstände sich unter der Arbeiterbevölkerung Südaustraliens eine wahre Manie entwickelte, Kupfergruben auf eigene Faust zu betreiben, ist jetzt der Bergwerksbetrieb nur noch in den Händen großer, kapitalkräftiger Genossenschaften. Zinn wäscht man heute noch mit geringer Mühe aus den Zinnseifen der Flußufer; die Ausbeute von Eisenerz und die Gewinnung des Metalls wird aber bisher nur in Neusüdwales betrieben, obschon alle Regierungen hohe Prämien zur Weckung dieser Industrie ausgesetzt haben. Blei wird freilich schon namentlich in Westaustralien, Wismut unfern von Adelaide gewonnen allein alle diese und andere Erträge bilden doch nur kleine Anfänge für einen vielleicht einstmals mächtigen und hochwichtigen Aufschwung.

Und einen solchen verheißt dem Erdteile ein reicher Schatz an Kohlen. Allerdings ist das Vorkommen derselben auf den Ostrand beschränkt; wenigstens sind die im Süden und Südwesten angestellten Versuche bisher resultatlos verlaufen und über den Norden wie über das Innere ist nichts bekannt. Aber durch Neusüdwales und Queensland ziehen sich Kohlenlager von außerordentlicher Mächtigkeit, die kaum erschlossen, schon jetzt nicht allein Australien selber versorgen, auch in Ostasien, auf den polynesischen Inseln und an der Westküste des amerikanischen Kontinents einen guten Markt gefunden haben. Ebenso sind Tasmanien und Neuseeland im Besitz reicher Kohlengruben, deren Erschließung teils schon geschehen ist, teils nur der Anlage von Eisenbahnen zu den Verschiffungshäfen harrt, um erfolgreich unternommen zu werden. Der unentbehrliche Hebel zur Gewinnung und Verarbeitung der Metalle, zum Betrieb jeglicher Art von Großindustrie, des Eisenbahn- und Dampfschiffverkehrs ist damit gegeben.

Die kommerzielle Wichtigkeit des Erdteils.

Wenn wir ſehen, welche enorme Wertſummen in Wolle und Gold, in Häuten, Fellen und Talg, in Korn und Fleiſch und andern minder wichtigen Verbrauchsgegenſtänden jährlich von Auſtralien auf den europäiſchen Markt gebracht werden, ſo dürfen wir ſofort erwarten, daß für ſolche Rimeſſe ein Äquivalent nicht ſowohl in klingender Münze, vielmehr in den vielfachen Induſtrieerzeugniſſen Europas gezahlt wird, welche der bisher über die Produktion von Rohſtoffen noch wenig hinausgekommene Erdteil ſelbſt zu erzeugen nicht im ſtande iſt. Und müſſen wir auch von den Beträgen, welche die offizielle Statiſtik für den geſamten Außenhandel berechnet, ſehr erhebliche Abzüge machen, weil dieſelbe Ware auf ihrer Wanderung von einer Kolonie zur andern oft mehrmals in Anſchlag gebracht wurde, haben wir auch die 755 und 684 Millionen Mark, welche uns als die Einfuhr- und Ausfuhrwerte der fünf feſtländiſchen Kolonien gegeben ſind, um mindeſtens ein Drittel zu reducieren, ſo ſehen wir hier doch eine Handelsbewegung, welche uns in Erſtaunen verſetzt. Der Auſtralkontinent beherbergt jetzt wenig über zwei Millionen Menſchen und auf jeden derſelben fällt eine Quote des Geſamthandels, wie wir ſie in den reichſten und belebteſten Ländern irgend eines andern Erdteils entfernt nicht kennen. Im Durchſchnitt der letzten Jahre betrug nach offiziellen Angaben die Einfuhr des Kontinents pro Kopf 400 Mark, die Ausfuhr etwas weniger. Wollten wir dieſe Ziffern ſelbſt um ein Drittel reducieren, ſo ſtänden ſie doch noch weit über denen von Großbritannien, von Frankreich oder von Deutſchland, den drei Ländern, welche an der Spitze der europäiſchen Handelsſtaaten marſchieren. Noch deutlicher tritt uns aber die Konſumtionskraft dieſer Handvoll Menſchen in dem rieſigen Gebiete entgegen, ſtellen wir einen Vergleich an mit dem 240 Millionen Bewohner zählenden Indien, dem wertvollſten

Kolonialbesitz der britischen Krone, denn dort berechnet sich die Einfuhr kaum über fünf, die Ausfuhr nicht ganz auf sieben Mark für den Kopf der Bevölkerung.

Wenn eine so gewaltige Absorptionskraft in Deutschland fast unbekannt war und, wo sie von Kundigen proklamiert wurde, als ungemessene Übertreibung keinen Glauben fand, so läßt sich das aus der enormen Beschleunigung der Entfaltung australischer Hilfsquellen erklären, mit welchen unsere Kenntnis des abgelegenen Erdteils nicht Schritt hielt. England freilich war mit der Wichtigkeit dieses Handelsgebietes vollkommen vertraut. Aber der australische Kontinent mußte endlich auch die Aufmerksamkeit andrer Länder auf sich ziehen, deren wachsende Industrie eines erweiterten Absatzgebietes bedurfte, und obwohl die Briten von Anfang an den australischen Markt monopolisierten und patriotische Anhänglichkeit der Kolonisten das Festhalten desselben erleichterte, so gelang es doch bald auch Amerikanern, Franzosen und Deutschen, denen der Weg ja durch ansässige Landsleute gebahnt wurde, hierher ihre Waren zu bringen. Die mangelnde direkte Schiffsverbindung ist den deutschen Exporteuren aber bis in die allerneueste Zeit hinderlich gewesen, indem der Umweg über London, zu welchem sie gezwungen wurden, nicht allein die Ware erheblich verteuerte, auch die Identität in den meisten Fällen verloren gehen ließ, sodaß der australische Konsument das deutsche Fabrikat als solches sehr selten erkannte. Nur in einigen wenigen Artikeln hatte der deutsche Name sich eine alle überragende Stellung erobert, sonst ließ man nur bei minderwertigen Waren die deutsche Provenienz gern zu einem Rechte kommen, das ihr in dieser Weise eher schadete als nützte.

Ein Grund dafür, daß sich Deutschland in so geringem Maße und fast nur in indirekter Weise an dem australischen Handelsverkehr beteiligte, ist in der beschränkten Zahl der Ausfuhrprodukte zu suchen, welche als Rimesse hätten dienen können. Was Australien jetzt nach Europa versendet, besteht vornehmlich in Wolle und Gold, nächstdem in Häuten, Talg, Fleischkonserven, in

neueſter Zeit auch in friſchem Fleiſch, und in Weizen. Hierzu kommen noch recht anſehnliche Poſten von Kupfer, Zinn und vortrefflicher Gerberrinde. Holz aus Neuſüdwales und Queensland hat hin und wieder, allerdings in der Regel mit wenig zufriedenſtellenden Reſultaten für die Betreffenden, einen Anteil zur Ausfuhr geliefert. Baumwolle iſt auf dem europäiſchen Markt erſchienen und Zucker muß ſicherlich ſpäter eine ganz bedeutende Rolle ſpielen. Was das tropiſche Gebiet außerdem einmal leiſten wird, iſt noch nicht abzuſehen, doch dürfen wir uns eine große Fülle von Produkten von dort verſprechen. Aber der Export des Hauptartikels allein iſt für uns wichtig genug; große Maſſen von auſtraliſcher Wolle gelangen ſchon ſeit geraumer Zeit ſehr zum Nachteil unſerer Schafzüchter, meiſt über London, ein wenig über Bremen, Hamburg, Trieſt jährlich in die deutſchen und öſterreichiſchen Spinnereien.

Dennoch beachtete bis vor kurzem der deutſche exportierende Kaufmann Auſtralien ſehr wenig, und die deutſche Ausfuhr dahin blieb eine ſehr beſchränkte, woran vornehmlich die beſchämende und ſchwer verzeihliche Unkenntnis des Gebietes ſeine Schuld trug, eine Unkenntnis, welche die Briten nur mit innerer Genugthuung begrüßen konnten. Und doch hatten die auſtraliſchen Koloniſten ſelber das Mögliche gethan, um ihr Land und ſeine Hilfsquellen in Europa bekannt zu machen. Dort warf man allerdings die anziehenden und vielverſprechenden Schilderungen in den durch die Kolonialregierungen veröffentlichten Druckſchriften in eine Kategorie mit den Schwindelannoncen amerikaniſcher Landgeſellſchaften ohne die Angaben weiter zu prüfen. Der einzige durchſchlagende Beweis konnte eine demonstratio ad oculos ſein. Auſtralien war mit den Erzeugniſſen ſeines Bergbaus, ſeiner Herden und ſeiner Äcker in Wien, Philadelphia und Paris erſchienen und hatte dort wohlverdiente Lorbeern eingeerntet. Allein es wünſchte nicht nur ſeine Produkte, auch ſein Land, auf das es ſtolz war, zu zeigen und zwei ſeiner wohlhabendſten und volkreichſten Kolonien faßten zu gleicher Zeit den Beſchluß, jede auf eigenem Boden eine Welt-

ausstellung zu veranstalten, zu welcher man alle Länder der Erde einzuladen beabsichtigte.

Die zuerst von Sydney aus ergangenen Einladungen wurden in Deutschland wenigstens sehr kühl aufgenommen. Die Reichsregierung begnügte sich damit, in ihrem offiziellen Anzeiger kurz anzukündigen, daß eine Ausstellung in Australien stattfinden werde. Und außer den Fabrikanten Württembergs gab es wenige deutsche Industrielle, welche sich zur Beteiligung geneigt bewiesen. Erst als auf eine Anregung des Verfassers der neugebildete Centralverein für Handelsgeographie die Angelegenheit in seine Hand nahm, die kommerzielle Bedeutung des Absatzgebietes klarlegte und die Unterstützung der Reichsregierung zu gewinnen wußte, entschlossen sich deutsche Fabrikanten und Exporteure, die Ausstellung zu beschicken. Und obschon diese Entschließung erst in letzter Stunde erfolgte, so erschienen doch nicht weniger als 704 Aussteller auf dem Platze, worunter 109 mit Kunstgegenständen vertreten waren. In Österreich-Ungarn hätte man das australische Handelsgebiet recht gut kennen sollen, hatte doch Karl von Scherzer schon in seinem „Statistisch-kommerziellen Teil der Novaraexpedition" recht eindringlich darauf aufmerksam gemacht. Er hatte es damals als die Überzeugung eines Kaufmanns in Sydney ausgesprochen, wonach eine Exportgesellschaft, welche ein Kapital von 50—60 000 Pfund Sterling auf die Gründung eines direkten Geschäftsverkehrs zwischen Österreich und Australien verwenden möchte und alle 3—4 Monate Warensendungen von Triest nach Sydney abgehen ließe, leicht auf einen Nutzen von 15—20 Prozent rechnen könnte. Die Beteiligung österreichischer Industrieller war indes keine sehr große, es waren 170 Aussteller, auch gewährte die Regierung nur insoweit eine Unterstützung, als sie ein Kriegsschiff hinausschickte, auf welchem die Ausstellungsgüter Platz fanden. Dadurch aber, daß die eingesetzte Kommission einen vortrefflich ausgestatteten Katalog in englischer Sprache verfassen ließ, welcher außer den Namen der Aussteller und der Produkte eine statistische Skizze der Monarchie nebst guter Karte enthielt,

wirkte ſie in einer dem Zweck ſehr entſprechenden Weiſe für das größere Bekanntwerden ihres Gebietes. Am zahlreichſten von allen ausſtellenden Ländern war natürlich England vertreten, und zwar hatte es 800 Gewerbe- und 513 Kunſtausſteller ausgeſchickt. Von Frankreich waren 350 Ausſteller gewerblicher und 168 Ausſteller künſtleriſcher Erzeugniſſe erſchienen; Belgien ſandte die Erzeugniſſe von 236 induſtriellen Etabliſſements und 50 Gemälde, die Vereinigten Staaten waren durch 150 Kollektivausſtellungen repräſentiert. Auch Deutſchland ſandte eine Kollektivausſtellung, zu welcher 24 deutſche Induſtrielle beitrugen. Dieſe Weltausſtellung in Sydney wurde am 17 September 1879 eröffnet und am 20. April 1880 geſchloſſen. Während dieſer Zeit war ſie von 1 045 898 Perſonen beſucht, eine ganz außerordentliche Frequenz, die, mit der Zahl der Bewohner des Landes verglichen, einen Prozentſatz von 150 ergiebt, während das von allen Ausſtellungsorten am ſtärkſten beſuchte Paris bei der letzten Gelegenheit eine Beſucherfrequenz von nur 40 Prozent aufweiſt. Die Ausſtellung zu Sydney trug vorzugsweiſe den Charakter einer Schauſtellung zum Verkauf, als ſolche war ſie trotz der großen Eile der Vorbereitung in knapper Zeit eine recht befriedigende. Untergebracht war dieſelbe in einem an den Ufern des prächtigen Port Jackſon errichteten Ausſtellungspalaſt, einem Längenſchiff von 240 Meter und einem Querſchiff von 150 Meter, über deren Schnittfläche ſich die ſechsgrößte Kuppel der Welt, die erſte größere der ſüdlichen Erdhälfte emporwölbte, eine Kuppel von 30 Meter Durchmeſſer, gegen 44 Meter bei der Peterskirche. Keine von allen früheren Ausſtellungen, ſelbſt die von Philadelphia nicht, hat eine ſchönere landſchaftliche Umgebung beſeſſen als dieſe von Sydney.

Die Ausſtellung zu Melbourne 1880 war allſeitig weit beſſer vorbereitet worden. Man hatte die Wichtigkeit des auſtraliſchen Marktes erkannt und man ſcheute keine Anſtrengungen. Die Kolonie Victoria ſelber kargte mit ihren Mitteln keineswegs. Der Palaſt zu Sydney war in Holz und leichtem Rohbau, der

in Melbourne wurde in Baſalt und ſolideren Ziegelwänden aufgeführt. Es ſollte nicht ein Gebäude ſein, welches nur dem vorübergehenden Zwecke der Ausſtellung zu dienen hätte; es ſollte auch fernerhin erhalten werden. Es beſteht, wie es ſich noch jetzt nach Schluß der Ausſtellung inmitten des faſt im Centrum Melbournes belegenen Carltonpark emporhebt, aus einem im modernen Pariſer Renaiſſanceſtil ausgeführten maſſiven Hauptgebäude mit vierſeitig ſich verjüngender Hauptkuppel in der Mitte, mit kleineren Türmen an beiden Seiten und zwei nahezu ebenſo großen Flügeln. Dazu kamen proviſoriſch angeheftete Hallen in dem von dem Hauptgebäude eingeſchloſſenen Hofe. Die Geſamtfläche betrug in runder Zahl 800 000 Quadratfuß. Beſchickt war die Ausſtellung von Melbourne in noch reichhaltigerer Weiſe als die von Sydney. Es waren aus Öſterreich 345 Ausſteller, aus Belgien 234, Frankreich 898, Deutſchland 839, Italien 617, Japan 164, den Niederlanden 174 Ausſteller, dazu kamen die Vereinigten Staaten mit 357, England mit 1007 und die engliſchen Kolonien mit 6202 Ausſtellern. Dieſe Zahlen bezeichnen aber nicht immer genau die individuelle Beteiligung, ſo war z. B. in der deutſchen Abteilung eine Ausſtellung, an welcher 193 Teilnehmer mitgewirkt hatten, als eine einzige aufgeführt. Leider wurden durch ein unrichtig verſtandenes Telegramm alle die ſchönen Pläne, welche man in Berlin angefertigt hatte, über den Haufen geworfen, denn der von Deutſchland geforderte Raum war zum Teil anderweitig vergeben worden. Aber obſchon nun die endgültig bewilligten 76 446 engliſche Quadratfuß auf ſieben verſchiedene Plätze verteilt waren, ſo wurde doch mit vieler Energie und großem Geſchmack das Verſehen wieder gut gemacht, ſodaß die deutſche Abteilung als die beſte von allen bezeichnet werden konnte. Einen beſondern Glanzpunkt in derſelben bildete eine zur Aufnahme von Kunſtgegenſtänden erbaute Kapelle und ein Bilderſaal, welche, nach den Entwürfen deutſcher Künſtler eingerichtet, in vorteilhafteſter Weiſe von der nüchternen und recht häufig geſchmackloſen Ausſtattung anderer Galerien abſtachen und zu den

Fig. 37.



Eine Straße in Melbourne.



größten Anziehungspunkten der Ausstellung gerechnet werden mußten. Der moralische Eindruck ist jedenfalls ein sehr großer gewesen; die deutsche Ausstellung, das wurde von mehr als einer Seite anerkannt, stand nicht nur in ihrer äußeren Form, auch nach der Gediegenheit ihres Inhalts an der Spitze aller. Die Preisverteilung fiel denn auch sehr günstig aus, von 1080 deutschen Ausstellern wurden 649 d. h. 60 Prozent prämiirt. Die kostbarste Gabe aber, welche einem Aussteller zu teil wurde, war der prächtige Silberpreis, ein aus sieben Stücken bestehendes Tafelservice im Wert von 14 000 Mark, ein Geschenk des Deutschen Kaisers, welches unter funfzehn von der Jury vorgeschlagenen Kandidaten durch die Entscheidung des deutschen Reichskommissars zwei victorianischen Weinbauern zuerkannt wurde. Allerdings sind die praktischen Erfolge weit hinter den hochgespannten Hoffnungen vieler Aussteller zurückgeblieben, doch ist der Vorteil errungen worden, daß manche, schon längst eingeführte Artikel nun unter ihrem wahren, deutschen Namen bekannt geworden sind, auch hat ein oder der andere neue Artikel Boden gewonnen. Der indirekte Verkehr hat mehr einem direkten Platz gemacht, was namentlich auf Rechnung der seit Beginn 1881 eingerichteten Dampferverbindung zwischen Hamburg und Australien zu setzen sein dürfte. Die günstige Wirkung wird auch auf andern Gebieten nicht ausbleiben, nachdem auf australischem Boden „die Scharte von Philadelphia ausgewetzt worden ist."

Was die Beteiligung anderer Länder anlangt, so war dieselbe, wie aus den oben angegebenen Zahlen der Aussteller ersichtlich, eine gleichfalls weit stärkere als in Sydney. Noch besser ist dieselbe aus der Raumverteilung zu erkennen. Es hatten erhalten Österreich-Ungarn 30 685, Belgien 17 594, Frankreich 82 415, Großbritannien 144 299, Italien 35 032 und die Vereinigten Staaten 55 720 englische Quadratfuß. Nordamerika traf leider das Unglück, durch Schiffbruch einen sehr großen Teil seiner Ausstellungsgüter einzubüßen. Außer den australischen Kolonien, welche sämtlich vertreten waren, hatten von europäischen

Ländern noch ausgeſtellt: Dänemark, Griechenland, Niederlande, Rußland, Schweden und Norwegen, von andern: Britiſch-Birma, Ceylon, China, Indien, Japan, Mauritius und einige afrikaniſche Länder. Für Auſtralien war der Erfolg ein durchaus günſtiger, denn wenn auch in Sydney ſich die Einnahmen auf nur 43 896, die Ausgaben aber auf 311 139 Pfund Sterling beliefen und in Melbourne die Geſamtkoſten nach Abzug aller Einnahmen 260 000 Pfund Sterling erreichten, ſo ſind doch dieſe Ausgaben ſicherlich mehr als gedeckt durch die indirekten Einnahmen, welche ſich in letzterer Stadt aus der Steuerzahlung der verkauften Sachen allein auf 100 000 Pfund Sterling ſtellten. Die Ausſtellung von Melbourne, welche am 1. Oktober 1880 eröffnet und am 10. Mai 1881 geſchloſſen wurde, hatte an den 182 Tagen ihres Offenſtehens 1 309 449 Beſucher.

Wenn nun die deutſchen Erfolge den gemachten Anſtrengungen doch nicht völlig entſprechen, ſo liegt dies an gewiſſen beſtehenden und zu beſeitigenden Mängeln. Was dem Deutſchen fehlt, um hier einen ſicheren Boden zu gewinnen, den er auch nach Überwindung entgegenſtehender nationaler Befangenheiten ohne dies nicht haben kann, iſt die Sicherheit direkter Verbindungen. Daß eine ſolche angeſtrebt wird durch die ſchon angeführte Hamburger Dampferlinie, iſt in hohem Grade anerkennenswert, es ließe ſich indes die Frage aufwerfen, ob es ſich nicht empfiehlt, einer ſolchen Linie durch ſtaatliche Unterſtützung eine geſicherte Regelmäßigkeit zu geben, wie dies ſeitens anderer Staaten geſchieht. Ein zweiter Ausfuhrhafen, auch für die Produkte Süddeutſchlands, könnte Trieſt ſein, wenn der große Öſterreichiſch-ungariſche Lloyd es unternähme, ſeine ganz Oſtaſien berührenden Fahrten bis nach Auſtralien auszudehnen. Was uns aber gänzlich und in ſehr ſtörender Weiſe mangelt, iſt ein deutſches Bankinſtitut. Hat doch Frankreich, deſſen Handel mit Auſtralien den Deutſchlands keineswegs erreicht, ſchon eine Filiale ſeines Comptoir d'Escompte de Paris in Melbourne errichtet! Sicherlich wäre es, wie eine Denkſchrift des Reichskanzlers aus-

führte, ganz den Intentionen des hohen Begründers der deutschen Seehandlung gemäß, wenn dieses Institut ein für die nationale Entwickelung so wichtiges Unternehmen als seine Aufgabe betrachtete, zumal sämtliche in Australien bestehenden und sehr zahlreichen Banken in ganz außerordentlicher Weise prosperieren. Es gehört aber zu der direkten Verbindung auch die persönliche Beteiligung deutscher Käufer auf dem australischen Markte. Schon längst fanden sich auf den großen Wollmärkten von Melbourne Käufer aus den Vereinigten Staaten, aus Belgien und Frankreich ein neben den Agenten großer britischer Spinnereien. Die jetzt auch erfolgte Beschickung dieser Märkte durch unsere Großindustriellen erscheint daher von hoher Wichtigkeit. Direkte Verschiffungen von Wolle haben allerdings schon früher nach Bremen stattgefunden und seit Einrichtung der deutschen Dampferlinie auch nach Hamburg begonnen.

Wer sich mit den Handelsverhältnissen Australiens eingehender beschäftigt, dem mag wohl die finanzielle Lage der Kolonisten bei dem ersten Anblick ihrer Budgets und ihrer Schulden als eine überraschende und bedenkliche erscheinen. Wenn wir sehen, wie die Staatsausgaben pro Kopf der Bevölkerung betrugen: in Preußen 23,6, in Großbritannien 41,3, in Frankreich 52,4, in Australien aber nicht weniger als 120 Mark, so fragen wir uns, ob diese Verhältnisse gesund sind. Wenn wir ferner erfahren, daß die australischen Schulden von durchschnittlich 622 Mark pro Kopf selbst die 525 Mark des so tief verschuldeten Frankreich überragen, daß Queenslands Staatsschuld sogar eine Höhe von 1118 Mark erreicht hat, so mag es uns scheinen, als ob die schwache Bevölkerung diesem Druck erliegen müsse. Der Australkontinent schuldet an England allein nicht weniger als 59 Millionen Pfund Sterling oder 1180 Millionen Mark, welche die Regierungen kontrahiert haben, und außerdem noch 1800 Millionen Mark, welche in Bankkapitalien und Depositen, Forderungen von Land- und Hypothekengesellschaften, Bergbaugesellschaften, Stadtanleihen und anderem mehr hier investiert sind. Kein Land

der Erde ſchuldet England ſoviel wie Auſtralien. Allein dieſe geborgten Summen ſind, wenn auch nicht immer in der am meiſten ökonomiſchen Weiſe, faſt durchweg zu remunerativen Anlagen verwandt worden. Victoria borgte dreißig Millionen Pfund Sterling, um ſeine Eiſenbahnen, Telegraphen, Waſſerwerke, Brücken und andere öffentliche Werke zu erbauen; die Eiſenbahnen allein koſteten weit über 55 Millionen Pfund Sterling. Und dann ſtehen in den meiſten Kolonien den geborgten Summen in den unveräußerten Ländereien noch ſo koloſſale Werte gegenüber, daß auſtraliſche Finanzmänner nie mit leeren Händen zurückkommen, wenn ſie in London nach Mitteln für die Erſchließung ihrer Gebiete anfragen.

Periodiſch freilich ziehen auch über den ſonſt ſo heiteren Himmel Auſtraliens düſtere Wolken und die durch Dürren, darauf folgende Mißernten und Viehſterben heimgeſuchte Proſperität wird in ihren Grundfeſten erſchüttert. Manches ſtolze Gebäude fällt und begräbt die kleineren in ſeinem Falle. Solche Kataſtrophen kehren periodiſch wieder; man hat ſie mit den Sonnenflecken in Verbindung bringen wollen. Aber nun man weiß, daß ſie wiederkommen, ſucht man ſich im voraus gegen ſie zu ſchützen und ihren vernichtenden Wirkungen vorzubeugen. Sicher iſt es, daß der Fortſchritt des Kontinents, wenn auch für kurze Zeit aufgehalten, doch niemals dauernd gehemmt wurde, ja die Natur ſcheint, wie uns die mächtig ſchwellenden Ziffern des Viehſtandes beweiſen, durch geſteigerte Thätigkeit den Ausfall der mageren Jahre in den fetten doppelt gut machen zu wollen. Und noch ſind die Bodenſchätze nur zum kleinſten Teile berührt.

Namen- und Sach-Verzeichnis.

Acacia aneura 62.
Acanthopis cerastinus 78.
Ackerbau, Ertrag desſelben 209.
— Feinde desſelben 210.
— Verbreitung 221.
Adelaide, Stadt 3, 4, 148, 185.
Adansonia Gregorii 57.
Adambai 19.
Aegotheles Novae Hollandiae 76.
Affenbrotbaum, auſtraliſcher 57.
Albany 3, 135.
Albertſee 39.
Albury 188.
Alexandraland 20.
Alexandrinaſee 39, 151.
Alligatorfluß 29.
Alluvialdiggings 244.
Amadeusſee 23, 34.
Ameiſenbeutler 73.
Ameiſenigel 74.
Angas, G. F. 180.
Archer, Fluß 41.
Areal des Kontinents 26.
Atriplex nummularia 64.
Ausfuhrprodukte Auſtraliens 254.
Ausſtellungen, auſtraliſche 255.
— Frequenz der 257, 262.
— Koſten derſelben 262.
Ausſtellungsgebäude in Sydney 257.
— in Melbourne 258.
Auſtinſee 34.
Australia felix 13.
Auſtralier, Aberglaube 138.
— Abnahme derſelben 143.
— Antropophagie 112, 115.
— äußere Erſcheinung 84.
— Beſtattung 109.
— Charakter 92.
— Ehe 95.
— Einweihungen 106.
— erregende Genußmittel 118.
— Familienleben 94, 108.
— Feuerbereitung 139.
— Fiſchfang 122.
— Flechtkunſt 134.
Auſtralier, geiſtige Anlagen 90.
— Geſänge 101.
— Gewandtheit 84.
— Jagd 119.
— Kähne 129.
— Kindererziehung 98.
— Kochkunſt 116.
— Nahrungsmittel 112.
— Namengebung 107.
— plaſtiſche Darſtellungen 104.
— religiöſe Vorſtellungen 137.
— Schildkrötenfang 122.
— ſchmähliche Behandlung derſelben durch die Anſiedler 141.
— Schwimmfertigkeit 99.
— Steinbauten 123.
— Stellung der Frau 97.
— Totenfeier 111.
— verbotene Speiſen 117.
— Waffen 131, 137.
— Wohnungen 125.
— Zahl derſelben 143.
— Zauber 110.
— Zauberer 140.
— Zeichenſchrift 104.
— Zeichnungen 105.
Auſtraliſche Bucht, Große 14.
— Deutſche Zeitung 186.
Bär, auſtraliſcher 72.
Bandikut 71.
Barku, Fluß 16.
Barleeſee 34.
Baroſſakette 181.
Barrierriff, Großes 26.
Baſedow, F. 192.
Baß 10.
Batavia, Fluß 41.
Baudin, Kapitän 10.
Becker, Dr. L. 86.
Belgien in Sydney 257.
— in Melbourne 258, 261.
Belideus sciureus 72.
Bethanien 185.
Bethel 185.
Beutelmarder 73.

Beuteltiere 70.
Beutelwolf 73.
Bienen 80, 123.
Bismarck 185.
Blackwood, Kapitän 11.
— Fluß 29.
Blauer Gummibaum 66.
Blaulieſt 76.
Blei 252.
Blutvogel 77.
Blumberg, Ort 185.
Bogaſee, Miſſionsſtation am 149.
Botanybai 157.
Bottletree Scrub 63.
Brigalowſcrub 63.
Brisbane 4.
Britiſh India Steam Navigation Co. 4.
Bumerang 132.
Burdekin 41.
Burke, Robert O'Hara 19.
Burkoyanna 154.
Buſchfeuer 230.
Buſchmann 231.
Buſchräuber 168.
Carmel, Miſſionsſtation 150.
Carpentaria, Golf von 8.
Cedrela australis 66.
Central Mount Stuart 18.
Chambers 18.
Chambers Pillar 18.
Chineſen an den Diggings 194.
— Maßregeln gegen die Einwanderung derſelben 197.
— Miſſion unter denſelben 205.
— Zahl derſelben 196.
Clarke, Geiſtlicher 238.
Claſſen 16.
Comptoir d'Escompte de Paris 262.
Condah, Miſſionsſtation 150.
Cook, James 9.
Cooper Creek 16, 20, 23, 152, 182, 188.
Corrobori 100.
Cunningham, Allan 11, 13.
Cyanalcyon Macleayi 76.
Cyrtostomus australis 77.
Dacelo gigantea 76.
Dalrymple 8.
Daly, Fluß 41.
Dampier 9.
Darling, Fluß 35.
Dasyurus Maugii 73.
Delabechia rupestris 57.
Deportation, Aufgeben derſelben 164, 165.
— Vortheil derſelben 161.
Deportierte, Charakter derſelben 100.
Deutſche in Neuſüdwales 188.
— in Queensland 189.
— in Südauſtralien 181.
— in Victoria 187.
— Zeitungen 186, 189.
— Ausſtellung in Sydney 257.
— — in Melbourne 258.
Diabolus ursinus 73.
Dick Hartog 8.
Diemen, Antonio van 9.
Digger (Goldgräber) 242.
Diggings (Goldgruben) 243.
Dingo 68, 124.
Dromaeus irroratus 75.
— Novae Hollandiae 75.
Dürren 46.
Dugong 75.
Dufihen 8.
Ebenezer, Miſſionsſtation 149.
Echidna hystrix 74.
Echuca, Murrayhafen 39.
Edels 8.
Eiſen 252.
Eiſenbahnen 179.
Elder, Sir Thomas 23, 24.
Emmaus 185.
Emu 75, 120.
Encounterbai 39, 148.
Endeavourſtraße 9.
England in Sydney 257.
— in Melbourne 258, 261.
Entführung ſchwarzer Weiber 93.
— weißer Frauen 94.
Eredia, Manoel Godinha de 7.
Eucalyptus amygdalina 54.
— colossea 54.
— dumosa 61.
— globulus 66.
— incrassata 61.
— marginata 56.
Exocarpus cupressiformis 57.
Eyre, Reiſender 13.
Eyreſee 34.
Finé aus Briançon 7.
Fitzroy, Fluß 41.

Flaſchenbaum 57.
Flinders, Reiſender 10.
Forreſt, Alexander 25.
Forreſt, John 16, 24.
Foſſile Funde 33.
Frankreich in Sydney 257.
— in Melbourne 258, 261.
Freeſelecter 218.
Freie Einwanderer 163, 171.
Feuerquirlen 138, 139.
Geburtenüberſchuß 173.
Geiſtige Intereſſen 178.
Geſchlechter, Ungleichheit derſelben 159, 162.
Giftnattern 78.
Gilbert 15.
Giles, Erneſt 24.
Glenelg 3.
Gold, Entdeckung 238.
Goldgewinnung aus Alluvium 244.
— aus Quarz 245.
Goldklumpen 243.
Goodenough, Commodore 20.
Goolwa 39.
Goßnerſche Miſſion 148.
Grasbäume 57.
Gregory, Reiſender 15.
Grey, Reiſender 104.
Grogſhanties, auſtraliſche 232.
Großgrundbeſitzer 219.
Guerard, von 192.
Gummibäume 53.
Hagenauer, Miſſionar 149.
Hahndorf 181.
Hale, Archidiakonus 150, 206.
Halicore australis 75.
Halmaturi 70.
Hamburger Dampferlinie 6, 262.
Handel Auſtraliens 253.
Hargreaves, Entdecker der Goldgruben 239.
Heidelberg 187.
Hely 15.
Hermannsburger Miſſion 152.
Hochkirch 187.
Hölzer, auſtraliſche 66.
Holtzendorff über auſtraliſche Verbrecher 170.
Honigfreſſer 77.
Honigſauger 77.
Houtmans Abrolhos 9.
Hume, Reiſender 11.
Hund, auſtraliſcher 68, 124.
Hovell, Reiſender 11.
Howitt, Reiſender 20.
Italien in Melbourne 258, 261.
Jackey Jackey 17.
Japan in Melbourne 258.
Jardine 17.
Jarrah Jarrah 56.
Käfer 79.
Känguruh 70, 119.
Kaiſerpreis, Deutſcher 261.
Kaiſerſtuhl 181.
Kakadus 76.
Karlsruhe 185, 187.
Kaſuar, neuholländiſcher 75.
Kaſuarinen 56.
Kavel, Führer d. erſten Deutſchen 181.
Kennedy, Reiſender 16.
Kennedya prostrata 65.
Kilalpaninaſee 152.
Kindermord 98.
King, Leutnant 11.
— Begleiter Burkes 20.
— Georges Sund 3, 14, 163.
Kirſchbaum, auſtraliſcher 57.
Kjökenmöddinger 116.
Kloſe, Miſſionar 148
Klub, Deutſcher 185.
Koala 72.
Kohle 252.
Koſten der Sträflinge 164, 165.
Krankheiten 46, 175.
Krichauff 67, 192.
Kriechtiere 78.
Kühn, Miſſionar 154.
Kupfer 251.
Lachlan, Fluß 36.
Landsborough, Reiſender 20.
Landgeſetze 217.
Landſchenkungen 215.
Land Sharks 217.
Landverkäufe 216.
Landwucher 217.
Lang, Dr. 148.
Langmeil 185.
Lapérouſe 10.
Leichhardt, Ludwig 15, 191.
Leierſchwanz 77.
Leipoa 77.
Lobethal 185.

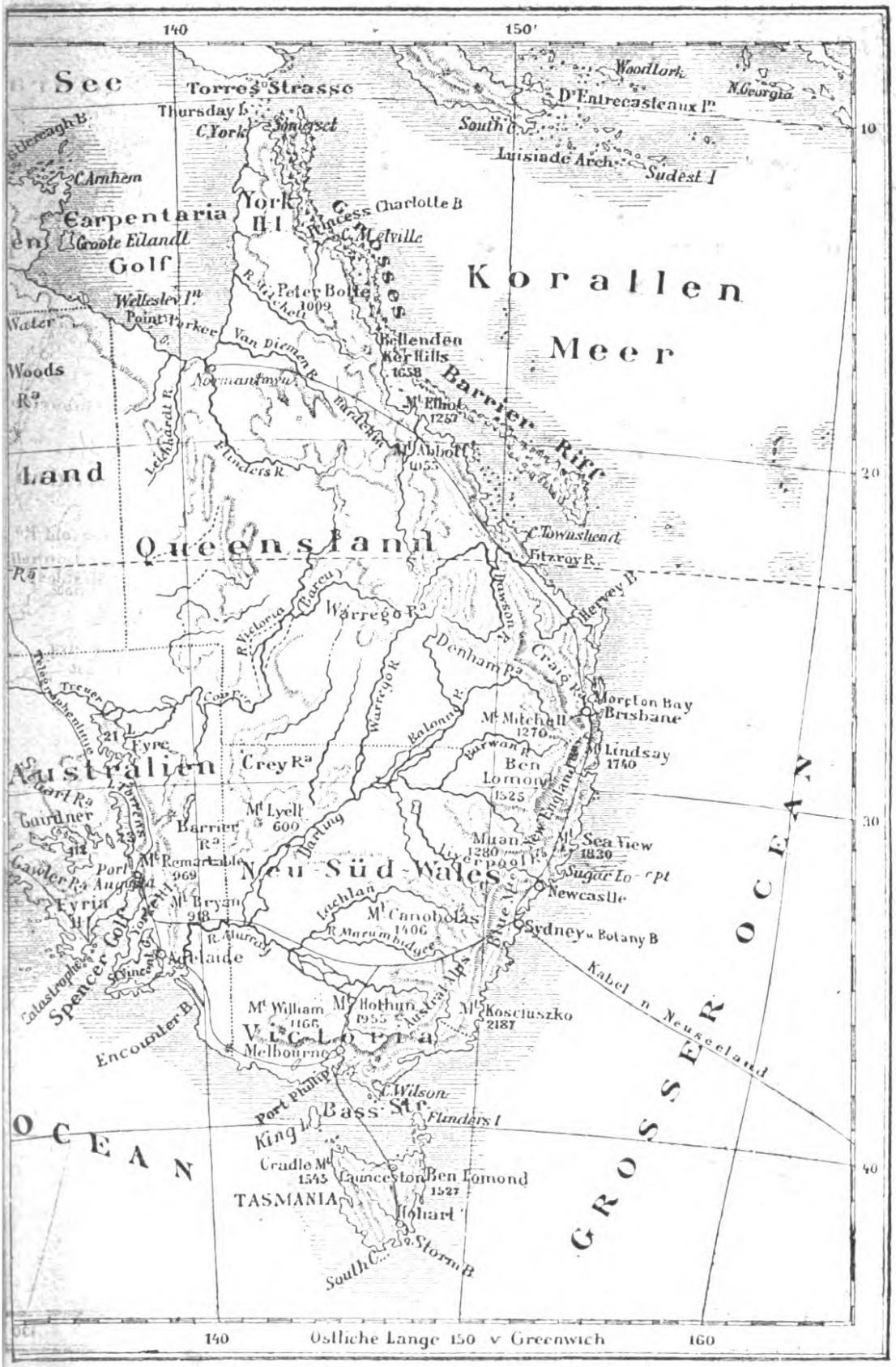
Lutheriſche Miſſionsgeſellſchaft 148.
Mac Arthur, der Begründer auſtral. Schafzucht 228.
Macdonnellkette 23, 152, 182.
Mac Intyre 15.
Mac Kinlay 20.
Macquarie, Gouverneur 161.
Macropus major 70.
Mahagonibaum, auſtraliſcher 56, 66.
Malleyſcrub 61.
Maloga 157.
Marion, Reiſender 10.
Marsden, Samuel 144.
Megapodiidae 77.
Melaneſier 200.
Meliphagae 77.
Melbourne 3, 187, 257.
Menura superba 77.
Meſſageries maritimes 6.
Meteorologiſche Stationen 179.
Meyer, Miſſionar 148.
Miſchlinge 88.
Miſſion in Neuſüdwales 144, 155.
— in Südauſtralien 148, 150.
— in Queensland 148, 155.
— in Victoria 148.
— Weſtauſtralien 154.
Miſſionsgeſellſchaft, Londoner 147.
Mitchell, Reiſender 13.
Morelia argus 78.
Mücke, Dr. C. 192.
Müller, Ferdinand von 17, 23, 191.
Mulgaſcrub 62.
Murchiſon, Sir R. 238.
Murray, Fluß 35.
Murrayhäfen 40.
Murrumbidgee, Fluß 36.
Myrmecobius fasciatus 73.
Myzomela erythrocephala 77.
Nardu 113.
Nationalitäten 173.
Nain 185.
Neuholland 8.
Neumayer 192.
New Norcia, Miſſionsſtation 154.
Niederlande in Melbourne 257.
Nordauſtraliſche Zeitung 189.
Nordterritorium 20.
Nuggets 243.
Nuyts, Reiſender 8.
Obſervatorien 179.
Öſterreich in Sydney 256.
— in Melbourne 258, 261.
Öſterreicher in Auſtralien 194.
Opoſſum, auſtraliſches 71.
Orientlinie 4.
Ornithorynchus paradoxus 74.
Oxley 11.
Pacific Mail Co. 5.
Pandorapaß 11.
Papageien 76.
Paralcyon gigas 76.
Patteſon, Biſchof 201.
Peninſular and Oriental Steam Navigation Co. 3.
Pennefather, Kapitän 25.
Perameles 71.
Phalangiſten 72.
Phascolarctus cinereus 72.
Phascolomys 72.
Phillip, erſter Gouverneur 157.
Phyſiognomie der Bevölkerung 173.
Pinſelzüngler 77.
Pitcherie 118.
Podargus humeralis 76.
Point Macleay 151.
— Pierce 154.
Polyneſier 199.
Poonindie, Miſſionsſtation 150.
Port Lincoln 148, 150.
Poſtdampferlinien 2.
Quiros, Pedro Fernandez de 8.
Ramahyuck, Miſſionsſtation 149.
Raubbeutler, bärenartiger 73.
Raucher, auſtraliſche 118.
Rautenſchlange 78.
Regenfall 44.
Rieſenbaum 53.
Rieſenfiſcher 76.
Rieſenkukuk 77.
Rieſenſchwalm 76.
Riverina Diſtrikt 36.
Roper 41.
Roſenthal 185.
Salvados, Biſchof 154.
Salzbuſch 64.
Savannen 64.
Schäfereibetrieb 231, 233.
Schafſchur 235.
Schafzucht, Anfänge derſelben 228.
— Gefahren 229.
— günſtige Verhältniſſe 229.

Scherzer, K. von, 199, 256.
Schlangen 78.
Schnabeltier 74.
Schnee 45.
Schomburgk, Brüder 182.
— Richard 64, 191.
Schürmann, Missionar 148.
Schulden Australiens 263.
Schwanenfluß 9.
Scrub, australischer 58.
Scythrops Novae Hollandiae 77.
Sedan 185.
Seeen Australiens 34.
Sharksbai 9.
Sichem 185.
Siegesfeier, deutsche 193.
Sittliche Zustände 166.
Sklavenhandel, moderner 200.
Sloman, K. & Co. Dampferlinie 6.
Soetbeer, Goldproduktion 247.
Somerset, Missionsstation 155.
South Australian Company 217.
Squatter, Bedeutung des Namens 222.
Staatsausgaben, australische 263.
Stanley, Owen 11.
Station, eine australische 230.
Sterblichkeit 46, 174.
Stokes, Reisender 11.
Sträflinge, die ersten 157.
— schreckliche Behandlung derselben 158.
— Zahl derselben 162, 165.
Strzlecki 13, 238.
Stuart, John Mac Douall 12, 14.
Sturt, Reisender 17.
Subventionen der Postdampferlinien 5.
Südseeinsulaner, Behandlung derselben 200, 202.
— Kosten derselben 204.
— Mission unter denselben 206.
Sydney 3, 188, 256.
Tabackpflanzungen 212.
Tallegalli 77.
Tanunda 185.
Taplin, Missionar 151.
Tarsipes 72.
Tasman, Abel 9.
Teichelmann, Missionar 148.
Telegraphenlinie 23.
Temperatur 43.
Threlkeld, Missionar 147.
Thylacinus cynocephalus 73.
Thysanotus Patersoni 65.
Todd, Generalpostmeister 23.
Todesotter 78.
Toowoomba 189.
Torres, Luis Vaz de 8.
Treuer, A. von 192.
Trunksucht 160.
Tuckfield, Missionar 148.
Typus, australischer 176.
Überschwemmungen 46.
Vandiemensland als Strafkolonie 163.
Vereinigte Staaten in Sydney 257.
— — in Melbourne 258, 261.
Vlaming, Reisender 9.
Victoria (Port Essington) 15.
Victoria, Fluß 41.
Waffen, australische 94, 95, 111, 132, 133, 134, 136, 137.
Walker, Reisender 20.
Wallnister 77.
Waratah 65.
Warburton 23.
Weizenbau 209.
Weltausstellung in Sydney 256.
— in Melbourne 257.
Westaustralien als Strafkolonie 165.
Wickham 11.
Wills, Reisender 19.
Winde, heiße 43.
Wismut 252.
Wolle, Charakter derselben 236.
Wollwäscherei 236.
Wombat 72.
Womerah 134.
Wüste, große steinige 14.
Wurfbrett 134.
Xanthorrhoea 57.
Yarra Yarra, Fluß 40.
Yelta, Missionsstation 155.
Zeitungen in Australien 179.
Zinn 251.
Zuckereichhorn 72.
Zuckerpflanzungen 212.
Zuckersack 123.
Zwergschwalm 76.

Druck von Greßner und Schramm in Leipzig.



Australien un


140
150
Torres Strasse
Thursday I.
C. York
Sandwich
South C.
Woodlark
D'Entrecasteaux Ip
Louisiade Arch.
Sudest I
C. Arnhem
Carpentaria
Groote Eilandt
Golf
York Pen.
Princess Charlotte B
C. Melville
Korallen Meer
Wellesley Ip
Point Parkee
Peter Bolte
1009
Van Diemen R.
Normanton
Hellenden Ker Hills
1658
Barrier Riff
M. Elliot
1257
M. Abbott
1055
Leichhardt R.
Flinders R.
Land
Queensland
C. Townshend
Fitzroy R.
Hervey B.
Warrego R.
Victoria (Barcu)
Dawson R.
Denham R.
Craig R.
Morreton Bay
Brisbane
Tregen
Coopers
Eyre
Grey R.
Warrego R.
Balonne R.
M. Mitchell
1270
M. Lindsay
1740
Australien
Ben Lomond
1525
Barwan R.
New England
Gairdner
Barrier R.
M. Lyell
600
Darling
Liverpool R.
Sea View
1839
Sugar Loaf Pt
Newcastle
M. Remarkable
969
Port Augusta
Neu-Süd-Wales
Lachlan
M. Canobolas
1406
Sydney
Botany B
Eyrie
M. Bryan
918
R. Murray
Adelaide
Spencer Golf
Kabel n. Neuseeland
Encounter B.
M. William
1166
M. Hothum
1955
Australian Alps
M. Kosciuszko
2187
Victoria
Melbourne
C. Wilson
Port Phillip
Bass Str.
Flinders I.
King I.
OCEAN
Cradle M.
1545
Launceston
Ben Lomond
1527
TASMANIA
Hobart
South C.
Storm B.
GROSSER OCEAN
10
20
30
40
140
Östliche Länge 150 v Greenwich
160

Tasmanien.

Mitarbeiter-Verzeichniß vom „Wiſſen der Gegenwart“.

Prof. Dr. **Aſcherſohn** in Berlin. — Prof. Dr. **E. Askenaſy** in Heidelberg. — Hofrat Prof. Dr. **Bartſch** in Heidelberg. — Prof. Dr. **Bechſtein** in Roſtock. — Hofrat Prof. Dr. **Beer** in Wien. — Dr. **Otto Behaghel** in Heidelberg. — **R. Bergau** in Nürnberg. — Doz. Dr. **E. Bernheim** in Göttingen. — Prof. Dr. **Bernſtein** in Halle. — Dr. **E. Becker** in Berlin. — Dr. **B. Bucher** in Wien. — Prof. Dr. **L. Büchner** in Darmſtadt. — Prof. Dr. **Caspari** in Heidelberg. — Prof. Dr. **Credner** in Greifswald. — Prof. Dr. **Claus** in Wien. — Dr. **Degener** in Berlin. — Prof. Dr. **Dippel** in Darmſtadt. — Dr. **Rud. Döhn** in Dresden. — Prof. Dr. **Droyſen** in Halle. — Prof. Dr. **J. J. Egli** in Zürich. — **J. v. Falke** in Wien. — Dr. **Folneſics** in Wien. — Prof. Dr. **Fournier** in Wien. — Prof. Dr. **Osc. Fraas** in Stuttgart. — Prof. Dr. **Franck** in Berlin. — Prof. Dr. **C. Freytag** in Halle. — Prof. Dr. **G. Fritſch** in Berlin. — Prof. Dr. **K. v. Fritſch** in Halle. — Prof. Dr. **Garke** in Berlin. — Dr. **Gerland** in Kaſſel. — Prof. Dr. **Gerland** in Straßburg. — Prof. Dr. **Gindely** in Prag. — Prof. Dr. **Gintl** in Prag. — Prof. Dr. **Greef** in Marburg. — Prof. Dr. **Grützner** in Bern. — Dr. **Guttmann** in Wien. — Prof. Dr. **Hann** in Wien. — Prof. Dr. **R. Hartmann** in Berlin. — Dr. **E. von Hartmann** in Berlin. — Freiherr **J. A. von Helfert** in Wien. — **Friedr. von Hellwald** in Stuttgart. — Prof. Dr. **Hering** in Prag. — Prof. Dr. **G. Hertzberg** in Halle. — Geh. Hofrat Prof. Dr. **Hettner** in Dresden. — Prof. Dr. **Rud. Hildebrand** in Leipzig. — Prof. Dr. **L. Hirzel** in Bern. — Hofrat **Ferd. von Hochſtetter** in Wien. — Prof. Dr. **J. J. Honegger** in Zürich. — Prof. Dr. **M. Janitſchek** in Straßburg. — Dr. **Carl Emil Jung** in Leipzig. — Prof. Dr. **Jul. Jung** in Prag. — Prof. Dr. **Kirchhoff** in Halle. — Dr. **Hermann J. Klein** in Köln. — **Alfred Klaar** in Prag. — Dr. **E. Krauſe (Carus Sterne)** in Berlin. — Dr. **H. Kretzſchmar** in Roſtock. — Doz. Dr. **O. Krümmel** in Göttingen. — Prof. Dr. **Kugler** in Tübingen. — Prof. Dr. **Laubenheimer** in Gießen. — Prof. Dr. **Lazarus** in Berlin. — **Paul Lehmann** in Berlin. — Dr. **Rich. Lehmann** in Halle. — Prof. Dr. **Lepſius** in Darmſtadt. — Dr. **J. Lippert** in Berlin. — Prof. Dr. **F. Lotheiſſen** in Wien. — **J. Löwenberg** in Leipzig. — Prof. Dr. **Luerßen** in Leipzig. — Prof. Dr. **Mach** in Prag. — Prof. Dr. **H. Magnus** in Breslau. — Prof. Dr. **E. von Martens** in Berlin. — Prof. Dr. **E. Martin** in Straßburg. — **L. Martin** in Stuttgart. — **Bruno Meyer** in Karlsruhe. — Dr. **F. Meyer von Waldeck** in Heidelberg. — Prof. Dr. **G. Meyer** in Graz. — Prof. Dr. **Johannes Minckwitz** in Leipzig. — Prof. Dr. **A. Müller** in Halle. — Dr. **Herm. Müller** in Lippſtadt. — Prof. **Wilh. Müller** in Tübingen. — Prof. Dr. **E. Naumann** in Dresden. — **L. Nohl** in Heidelberg. — **C. Ochſenius** in Marburg. — Prof. Dr. **Pagenſtecher** in Heidelberg. — Dr. **C. F. W. Peters** in Kiel. — Prof. Dr. **Fr. Pfaff** in Erlangen. — Prof. Dr. **Pinner** in Berlin. — Prof. Dr. **W. Preyer** in Jena. — Reg.-Rat Dr. **Pokorny** in Wien. — Dr. **B. Proskauer** in Berlin. — Doz. Dr. **Puluj** in Wien. — Prof. Dr. **A. Reifferſcheid** in Greifswald. — Prof. Dr. **Rein** in Marburg. — Dr. **Aug. Reißmann** in Leipzig. — Geh. Hofrat Dr. **W. Roßmann** in Dresden. — Dr. **Carl Ruß** in Berlin. — Prof. Dr. **L. Rütimeyer** in Baſel. — Hofrat Prof. Dr. **v. Sachs** in Würzburg. — Dr. **L. Salomon** in Elberfeld. — Dr. **E. Schlagintweit** in Zweibrücken. — Prof. Dr. **O. Schmidt** in Straßburg. — Prof. Dr. **Alwin Schultz** in Breslau. — Prof. Dr. **Schwendener** in Berlin. — Prof. Dr. **Sell** in Berlin. — Prof. Dr. **Semper** in Innsbruck. — Prof. Dr. **Semper** in Würzburg. — Dr. **Soyka** in München. — Dr. **J. W. Spengel** in Bremen. — Dr. **Ludw. Stern** in Berlin. — Prof. Dr. **Th. Studer** in Bern. — Prof. Dr. **Alex Supan** in Czernowitz. — Dr. **Otto Taſchenberg** in Halle. — Prof. Dr. **E. Taſchenberg** in Halle. — Dr. **Franz Teufel** in Karlsruhe. — Prof. Dr. **Wilhelm Tomaſchek** in Graz. — Prof. Dr. **F. Toula** in Wien. — Prof. Dr. **W. Valentiner** in Karlsruhe. — Prof. Dr. **Wieſner** in Wien. — Prof. Dr. **Willkomm** in Prag. — Hofrat Prof. Dr. **Winkelmann** in Heidelberg. — **Max Wirth** in Wien. — Dr. **Herm. Wolff** in Leipzig. — Dr. **C. v. Wurzbach** in Berchtesgaden. — **A. v. Wurzbach** in Wien. — Prof. Dr. **R. Zimmermann** in Wien. — Prof. Dr. **J. Zingerle** in Innsbruck.

Im folgenden geben wir die Grundzüge der Einteilung und die Aufstellung der Themata nach einem vorläufigen Plane, der indes auf wohlmotivierten Wunsch der Autoren, sowie für den Fall, daß das Interesse des Publikums eine weiter gehende Detaillierung erwünscht erscheinen läßt, noch mannigfache Veränderungen, Erweiterungen und Ausfüllungen erfahren kann.

Naturwissenschaften.

Astronomie: Erde u. Mond. — Die Sonne, Planeten, Satelliten. — Kometen, Sternschnuppen, Meteorschwärme, Feuerkugeln ꝛc. — Astrognosie und die Fixstern-Astronomie.

Geologie, Geognosie u. Bergwesen: Die Erde als Weltkörper, das Relief der Erde, ihr Inneres, ihre Entstehung. — Die Niveauveränderungen der Erde. — Die Gebirge, ihr Bau und ihre Entstehung. — Die Erdbeben u. der Vulkanismus der Erde. — Die an der Veränderung der Erdoberfläche thätigen Kräfte (Quellen, Flüsse, Eisströme ꝛc.), Ablagerung der Zerstörungsprodukte, Mitwirkung tierischen u. pflanzlichen Lebens. — Die Versteinerungen. „Leitfossilien". — Die verschiedenen sedimentären Formationen. — Geologie von Österreich-Ungarn, Deutschland, England, Frankreich, Amerika. — Die Geologie und ihr Verhältnis zu den übrigen Wissenschaften. — Die Geschichte der Geologie. — Der Ozean u. die Binnenmeere. — Die nutzbaren Mineralien u. ihre Gewinnung (Übersicht des Bergbaues). — Die fossilen Brennstoffe (Torf, Braunkohle, Steinkohle, Anthracit u. Kohlenbergbau).

Physik, Chemie u. Meteorologie: Das Wesen der Körper (Gase, Flüssigkeiten, feste Körper, Krystalle u. die Gesetze der Bewegung, Massenanziehung, Bewegung). — Die Welt der Atome (Bau u. Wesen des Stoffs, Kohäsion, Adhäsion, chemische Anziehung). — Die Luft (Natur u. Eigenschaften der Luft, die Atmosphäre, Luftdruck, Windströmungen, Principien der Ventilation, Luftschiffahrt), die Luft im Dienste der Technik (pneumatische Apparate, Luftpumpen, atmosphärische Eisenbahnen). — Das Wasser (Eigenschaften, Quellen, Bäche, Flüsse, Nebel, Thau, Regen, Schnee, Hagel, Gletscher, künstliches Eis). — Beleuchtungsstoffe. — Das Eisen (Eisenerze, Geschichte der Gewinnung des Eisens, Eisenhüttenwesen, Verarbeitung des Eisens, Stahl). — Die edlen Metalle (Quecksilber, Silber, Gold, Platin u. a., Gewinnung u. Verwendung). — Die unedlen Metalle (Kupfer, Wismut, Kadmium, Blei, Zinn, Zink, Antimon, Arsen, Kobalt, Nickel, Mangan, Aluminium ꝛc.). — Das Glas (Geschichte, Eigenschaften, Fabrikation, Verwendung, Hartglas, optische Gläser, künstliche Edelsteine). — Thon u. Porzellan (das Ganze der Keramik). — Die Nichtmetalle (Schwefel, Phosphor, Selen, Tellur, Chlor, Jod, Brom, Fluor, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kiesel, Kohlenstoff). — Salze u. Säuren (Inbegriff der chemischen Fabrikation, Salinenwesen, Soda, Schwefelsäure ꝛc.). — Die natürlichen und künstlichen Farbstoffe (Pflanzenfarbstoffe, tierische Farbstoffe, Mineralfarben, Teerfarben und Überblick über das Wesen der Färberei). — Die Produkte der Gährung (Wein, Bier, Branntwein, Essig, dann Fäulnis und Verwesung). — Die Chemie des täglichen Lebens (Chemie der Ernährung, Nahrungsmittel, ihre Wahl u. Zubereitung). — Pflanzen u. Tierstoffe im Dienste des Kulturlebens (Faserstoffe, Gewebe, Zeuge und ihre Verarbeitung, tierische Häute, Leder, Fette u. Öle und ihre Verwertung). — Elektrizität u. Magnetismus im Dienste des Verkehrs (Telegraphie, Telephonie, elektrische Eisenbahnen). — Das elektrische Licht. — Wärme u. Licht (das Theoretische über Licht u. Wärme als Bewegungserscheinungen u. ihre praktische Bedeutung). — Photographie u. Lichtdruck (das Gesamte über die chemischen Wirkungen des Lichtes). — Das Reich der Töne (der Schall u. seine Gesetze, musikalische Instrumente). — Die Witterungskunde.

Zoologie. Systematik. Reich der Protisten, Protoplasma, Schwämme, Protozoen. — Quallen. Radiata. — Arthropoda: Krustazea, Arachnida, Insekten. — Mollusken. — Fische. — Amphibien. — Vögel. — Mamalia. — Fauna von Deutschland. — Wichtigste Tiere der Polarländer. — Wichtigste Tiere der tropischen Länder. — Entstehung der Varietäten ꝛc. — Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Entwicklungs-Geschichte, Funktionen der körperlichen Organe mit Rücksicht auf den Menschen, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, natürliches Ende. — Bedeutung der einzelnen Organe, Homologie, Generationswechsel, Ammenzustände, Waffen und Schutzmittel. — Allgemeines: Tiere der Vorwelt. — Entwicklung der jetzigen Fauna aus der früheren. — Tiergeographie. — Tierkunde der Alten und Entwicklung bis zur neuesten Zeit. — Wohnungen, Lebensweise der Tiere. — Das Tierreich im Verhältnis zum Menschen u. den andern Naturreichen. — Der Mensch.

Botanik. Systematik: Grenzen der Tier- u. Pflanzenwelt, Reich der Protisten, Pilze, Algen, Flechten, Moose; Beschreibung und Vorkommen der wichtigsten. —. Gefäßpflanzen, systematische Beschreibung, Vorkommen der wichtigsten Pflanzen. — Nutzpflanzen der gemäßigten, kalten u. heißen Zone. — Flora von Deutschland u. Deutschösterreich. — Entstehung der Varietäten, Akkomodation neuer Eigenschaften, Ausbildung der Varietäten, Anpassen der morphol. Verhältnisse an die Lebensbedingungen, Varietät, Rasse, Art, Gattung, Familie, Klasse, Ordnung, Systeme. — Morphologie u. Physiologie: Erste Zustände organisierter Gebilde. Pflanzennahrung u. Aufnahme derselben, Stoffwechsel, Lebensbedingungen, Schutzmittel, Alter, Feinde, natürliches Ende. — Wie wächst die Pflanze. — Wie bildet die Pflanze Blüte, Frucht, Blätter ꝛc. — Vermehrung, Fortpflanzung, Sporenpflanzen, Samenpflanzen, Generationswechsel. — Allgemeines: Pflanzen der Vorwelt. — Entwicklung unserer jetzigen Flora. — Pflanzengeographie. — Pflanzenkunde der ältesten Zeit in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart. — Das Pflanzenreich im Verhältnis zum Menschen u. zu den andern Naturreichen

Medizin. Gesundheitslehre. — Anatomie und Physiologie (Grundzüge).

Historische Wissenschaften.

Geschichte. Ägypten. — Assyrien. Medien. — Persien. — Griechenland. — Rom. — Alexander d. Gr. — Cäsar. — Mittelalter: Oströmisches (Byzantinisches) Reich. — Deutschland bis zur Reformation. — Frankreich. — England. — Kreuzzüge. — Kämpfe der Christen u. Muhamedaner. — Italien. — Neuzeit: Portugal u. Spanien (rückgreifend). — Frankreich. — England. — Holland. — Deutschland. — Polen. — Rußland. — Skandinavien. — Osmanisches Reich. — Dreißigjähriger Krieg. — Siebenjähriger Krieg. — Luther. — Gustav Adolf. — Waldstein. — Friedrich d. Gr. — Kaiser Josef. — Napoleon. — Cromwell u. m. A. — Französische Revolution. — Gegenwart (XIX. Jahrh.): Preußen. — Deutschland. — Frankreich. — Rußland. — England. — Schweiz (rückgreifend). — Skandinavien. — Italien. — Vereinigte Staaten (rückgreifend). — Balkan-Halbinsel (christlich). — Ostindien. — Süd- u. Mittel-Amerika. — Osmanisches Reich. — Persien, Afghanistan u. Turan. — Spanien u. Portugal. — Österreich.

Länder- u. Völkerkunde. Europa: Portugal mit den Azoren. — Spanien. — Frankreich (Norden). — Frankreich (Süden). — England u. Schottland. — Irland. — Belgien. — Holland. — Schweiz. — Italien (Norden). — Italien (Süden). — Deutschland: Der Rhein von Worms an. Elsaß und Lothringen. Baden u. Württemberg. Baiern. Thüringen u. Hessen. Westfalen. Hannover, Oldenburg, Braunschweig. Sachsen. Brandenburg und Provinz

Sachsen. Schlesien. Ost- u. West-Preußen. Posen. Pommern u. Mecklenburg. Schleswig u. Holstein. — Skandinavien: Norwegen u. Dänemark. Schweden. u. Finnland. — Österreich: Alpenländer. Niederösterreich. Böhmen. Mähren u. Schlesien. Galizien u. Bukowina. Istrien u. Dalmatien. Ungarn u. Kroatien. — Balkan-Halbinsel. — Rußland. — Polen. — Asien: Sibirien. — Russisches u. Inner-Asien. — Persien. — Klein-Asien. — Syrien, Arabien. — Afghanistan, Beludschistan. — Ost-Indien. — Hinter-Indien. — Archipel. — China mit Thibet. — Japan. — Australien: Der Australkontinent u. Tasmanien. — Die ozeanische Inselwelt. — Afrika: Marocco. — Algier u. Tunis. — Tripolis u. Inner-Afrika mit dem Tschadsee. — Abyssinien, Galla, Somali, Madagaskar. — Senegal u. Westküste. — Südafrika. — Amerika: Englisch-Nordamerika u. die Vereinigten Staaten (a. Kanada u. die östlichen Staaten, b. die südlichen Staaten, c. der Westen u. Kalifornien). — Mexiko u. Mittelamerika. — Südamerika (Guiana u. Venezuela. Bolivia u. Peru. Chili. Argentinien. Brasilien). — Polarländer.

Kulturgeschichte: Ägypten. — Assyrien, Medien, Persien. — Indien. — Griechenland. — Rom. — China. — Japan. — Völkerwanderung. — Byzantinisches Reich. — Zeit Karl d. Gr. — Das Papsttum. — Entstehung u. Entwickelung der deutschen Städte. — Deutschland zur Zeit der Reformation. — Amerika (Urzustand, Kolonisation, Verfassung, Industrie, Sitten, Gebräuche). — Geschichte der Universitäten. — Frankreich unter Ludwig XIV. — England unter Elisabet. — Spanien unter arabischer Herrschaft. — Blüte der Wissenschaften unter den Kalifen. — Entwicklung des deutschen u. nordischen Mythus. — Die Juden seit ihrer Zerstreuung. — Geschichte der Religionen. — Das XVIII. Jahrhundert. — Das XIX. Jahrhundert. — Die Welt der Slaven. — Geschichte der Erfindungen. — Der Welthandel. — Geschichte der Gewerbe. — Geschichte der Medizin. — Geschichte der Mathematik. — Geschichte des Socialismus. — Geschichte der Heeresbildung u. Kriegführung. — Geschichte des Zeitungswesens. — Die Geschichte des Verkehrs. — Geschichte der Entdeckungen.

Philologie: Die Familie der Sprachen. — Geschichte der Schrift. — Die deutsche Sprache. — Die deutschen Mundarten. — Die germanischen Sprachen. — Die romanischen Sprachen. — Die slavischen Sprachen.

Jurisprudenz: Geschichte des Rechts. — Die wichtigsten strafrechtlichen Fragen unserer Zeit. — Geschichte der Verfassungen. — Der moderne Staat.

Nationalökonomie: Grundbegriffe. — Geschichte.

Philosophie: Geschichte. (Griechische Philosophie. Die Systematiker bis Kant. Neuere Philosophie.) — Geschichte des Materialismus. — Grundzüge der Psychologie. — Grundzüge der Logik. — Entwicklung der Moral. — Geschichte der Pädagogik. (Für die weitere Folge sind Monographien über die hervorragendsten Philosophen in Aussicht genommen.)

Kunstgeschichte: Die Kunst u. die Künste. (Übersichtlich in der Entwicklung ihrer ästhetischen u. technischen Seite beleuchtet.) — Geschichte der Architektur. — Geschichte der Skulptur. — (Der Orient u. die Antike. Wiedergeburt. Michel Angelo. Neuzeit. Ausgrabungen.) — Geschichte der Malerei. (Einleitung. Altertum. Vorklassische Zeit. Klassische Zeit. Italien. Deutschland. Niederlande. Die Gegenwart.) — Geschichte der vervielfältigenden Künste. — Geschichte des Kunstgewerbes. — Geschichte der Musik. — Geschichte der lyrischen und epischen Poesie. (Altertum. Mittelalter u. neuere Zeit. Gegenwart.) — Geschichte des Dramas. — Geschichte des [illegible] — Geschichte des Theaters und der Schauspielkunst. Auch auf diesem Gebiete sind Monographien [illegible]cheinungen des gesamten Künstlerlebens und [illegible]genommen.)